

VOM WERDEN
DES
DEUTSCHEN
GEISTES

FESTGABE
GUSTAV EHRISMANN

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF NOTTINGHAM

Class Mark

PT = 4

Book Number

117,140

German

6 00 176772 6

TELEPEN



Vom Werden des deutschen Geistes

Herausgegeben von
GUSTAV EHRLICHMANN

und
Festschrift

Ehrlachmann-Festschrift

Herausgegeben von

Paul Meier und Wolfgang Strieder



VERLAG
WALTER DE GRUYTER & CO.

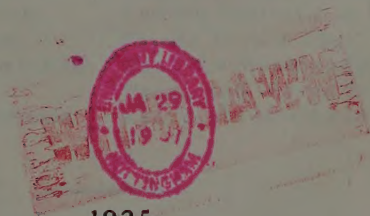
Vom Werden des deutschen Geistes

Festgabe
GUSTAV EHRISMANN

zum 8. Oktober 1925

dargebracht von Freunden und Schülern

Herausgegeben von
Paul Merker und Wolfgang Stämmeler



1925

BERLIN UND LEIPZIG
WALTER DE GRUYTER & CO.

Vom Werden des deutschen Geistes

Verfasser
GUSTAV CHRISMAN

1891

Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Berlin

Verlag von Walter de Gruyter & Co.
Berlin



WALTER DE GRUYTER & CO.
BERLIN UND LEIPZIG

X76451189X

Gustav Ehrismann,

den bahnbrechenden Forscher der deutschen Geistesgeschichte
des Mittelalters, den verdienstvollen Förderer der mittelhoch-
deutschen Grammatik, den anregungsreichen akademischen
Lehrer, grüßen in Dankbarkeit und Verehrung zu seinem
70. Geburtstage Freunde, Kollegen und Schüler

Norman Balk in Berlin	Bruno Markwardt in Greifswald
Georg Baesecke in Halle a. S.	Paul Merker in Greifswald
Otto Behaghel in Gießen	Günther Müller in Freiburg
Helmut de Boor in Greifswald	(Schweiz)
Wilhelm Braune in Heidelberg	Hans Naumann in Frankfurt a. M.
J. W. Bruinier in Anklam	Friedrich Panzer in Heidelberg
Konrad Burdach in Berlin	Paul Pietsch in Greifswald
Hermann Degering in Berlin	Dietrich Rahn in Berlin
Karl Drescher in Breslau	Rolf Roenneke in Hannover
Carl Enders in Bonn	Gustav Rosenhagen in Hamburg
Willi Flemming in Rostock	Erich Rothacker in Heidelberg
Alfred Goetze in Gießen	Gustav Roethe in Berlin
Hans Grellmann in Greifswald	Birger Säterstrand in Örebro
Erich Gülzow in Barth (Pomm.)	(Schweden)
Hans Günther in Leipzig	Hermann Schneider in Tübingen
Ludwig Heller in Greifswald	J. H. Scholte in Amsterdam
Karl Helm in Marburg	Edward Schröder in Göttingen
Karl Holl in Karlsruhe	Franz Rolf Schröder in Würzburg
Arthur Hübner in Münster	Julius Schwietering in Leipzig
Joachim Kirchner in Berlin	Theodor Siebs in Breslau
Paul Kluckhohn in Danzig	Samuel Singer in Bern
Hans Knudsen in Berlin	Wolfgang Stammer in Greifswald
Franz Kobes in Gadebusch (Meckl.)	Philipp Strauch in Halle a. S.
Ernst Albin Kock in Lund	Hugo Suolahti in Helsingfors
Carl von Kraus in München	Ludwig Sütterlin in Freiburg
Paul Lehmann in München	Frieda Trey in Riga [(Baden)]
Friedrich von der Leyen in Köln	Max Frh. v. Waldberg in Heidelberg
Meta Luckin in Riga	Ferdinand Wrede in Marburg
Johannes Luther in Greifswald	Konrad Zwierzina in Graz

Inhalt.

	Seite
Spaltung, Schichtung und Mischung im germanischen Heidentum. Von Karl Helm in Marburg	1
Altgermanischer Parallelismus. Von Ernst A. Kock in Lund	21
Zur Erzählung von Nornagest. Von Friedrich Panzer in Heidelberg	27
Bemerkungen zu den Glossen des Trierer Predigerseminars. Von Hugo Suolahti in Helsingfors	34
Typologisches in mittelalterlicher Dichtung. Von Julius Schwietering in Leipzig	40
Md. e < i. Von Konrad Zwierzina in Graz	56
Erec. Von Samuel Singer in Bern	61
Symmetrie in Gottfrieds Tristan. Von J. H. Scholte in Amsterdam	66
Der wilde und der edle Heide. Von Hans Naumann in Frankfurt a. M.	80
Bemerkungen zum Nibelungenlied und zum Volksepos. Von Franz Rolf Schröder in Würzburg	102
Ursprung und Alter der deutschen Volksballade. Von Hermann Schneider in Tübingen	112
Stilbeobachtungen zu Heinrich von Hesler. Von Helmut de Boor in Greifswald	125
Der Pfaffe Amis des Strickers. Von Gustav Rosenhagen in Hamburg	149
Anklamer Namen im Ausgange des Mittelalters. Von J. W. Bruinier in Anklam	159
Zur Sprachgeschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts. Von Wolfgang Stammler in Greifswald	171
Zur Wortgeschichte. Von Otto Behaghel in Gießen	190
Bodmers Parzivalbearbeitung. Von Paul Merker in Greifswald . .	196
Wackenroder und Pommern. Von Erich Gölzow in Barth	220
Briefe von Jacob Grimm an August Friedrich Pott. Mitgeteilt von Philipp Strauch in Halle a. S.	232
Die Vorwörter im Pfälzer Volksmund. Von Ludwig Sütterlin in Freiburg i. B.	243
Bibliographie von Gustav Ehrismanns Schriften. Zusammengestellt von Norman Balk in Berlin	254

Spaltung, Schichtung und Mischung im germanischen Heidentum.

Von

Karl Helm.

Lieber Freund und Meister! In diesen Tagen, in welchen Du Dein siebzigstes Lebensjahr vollendest, vollendet sich auch ungefähr das dritte Jahrzehnt unserer Freundschaft. Dreißig Jahre sind verflossen, seit ich als Lernender zu Dir kam, wie später viele andere, und doch anders als die meisten. Ich habe — als der älteste Deiner Schüler — nicht nur Deine erste Vorlesung über Deutsche Heldensage gehört, ich durfte schon Semester vorher wie nachher in oft täglichem Verkehr mit Dir am Wilhelmsplatz, am Karlstor und manchem anderen Winkel im schönen Heidelberg von Dir lernen — vielerlei, was Dir damals schon viel zu selbstverständlich war, als daß unser Gespräch darüber Dir im Gedächtnis haften könnte, was aber mir dem werdenden wie eine Offenbarung klang und auch heute noch nachklingt, so daß ich fast Tag und Stunde angeben könnte, da ich es zum erstenmal vernahm. Mehr, als Hunderte von Einzelheiten, die ich damals lernte, hat sich mir aber eines eingeprägt: das Gesamtbild einer wissenschaftlichen Persönlichkeit, die unbeirrt und unberührt durch die Möglichkeiten äußeren Erfolges oder Mißerfolges den als richtig erkannten eigenen Weg ging. Selten hast Du damals von den Forderungen der Methode gesprochen, und ganz fremd waren Dir Schlagworte, die heute so gern gebraucht und mißbraucht werden; Du wirktest durch die ganze Art Deiner Arbeit und die tiefe Auffassung der Wissenschaft als ein lebendiges Beispiel. Dir war — wenn ich versuchen darf, es auf eine kurze Formel zu bringen — eine Hauptgrundlage Deiner wissenschaftlichen Arbeit die Erkenntnis, daß die Germanistik sich nicht durch Scheuklappen oder gar Mauern abschließen darf gegen andere Wissenschaften, daß vielmehr auch sie erst im lebendigen Wechselverkehr mit jenen

vollauf fruchtbar werden könne. So führte Dich selbst ein scheinbarer weiter Umweg, der in Wahrheit kein Umweg war, über Sprachwissenschaft, mittelalterliche Theologie und Philosophie zurück zu Deiner eigenen Aufgabe, der Literatur- und Geistesgeschichte des deutschen Mittelalters, wie sie nun vorliegt in bis jetzt zwei, hoffentlich bald mehr Bänden und zahlreichen Aufsätzen, unter denen in diesem Zusammenhang wohl die über Wolframs Ethik, über die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems, über Hugo von Trimbergs Renner und das mittelalterliche Wissenschaftssystem und die Studien über Rudolf von Ems (Beiträge zur Geschichte der Rhetorik und Ethik im Mittelalter) als die markantesten gelten dürfen.

Nicht dein Wort, aber Dein Beispiel war es, das den jüngeren Fachgenossen ermutigte, „Umwege“ zu machen über klassische Philologie und Geschichte, Volks- und Völkerkunde, Vorgeschichte und Religionswissenschaft, Umwege, die sich später für die eigene Arbeit als notwendige Voraussetzung erwiesen. Und so darf in diesem Bande wohl etwas Aufnahme finden, das darauf deutlich hinweist und somit Zeugnis ablegt für Einflüsse, die von Dir ausgehend, aber von Dir selbst vielleicht kaum bemerkt, sich auch in meiner Arbeit geltend machen.

1. Je tiefer man in die Geschichte der germanischen Religion eindringt, und je heißer man sich um gesicherte Ergebnisse bemüht, um so stärker empfindet man die ungeheure Problematik des Gegenstandes. Diese einigermaßen zu meistern, wird nie gelingen ohne die „Umwege“ der Wissenschaft. Wer etwa glaubte, auf kürzestem Wege zum Ziel zu kommen, muß bitter enttäuscht werden, zumal selbst die einzuschlagende Richtung erst gelernt werden muß von jenen Wissenschaften, die vorangegangen sind.

Voraussetzung fruchtbarer Arbeit an der germanischen Religionsgeschichte ist ein Einblick in die äußeren und inneren Grundbedingungen für das Leben der Religionen. Die äußeren liegen in den ethnischen und geschichtlichen Verhältnissen; es ist deshalb nötig, zunächst die allgemeinen Gesetze des Völkerlebens zu kennen, sodann natürlich die Tatsachen der germanischen Ethnographie, die Bildung und Wandlung der Stämme, Spaltungen und Zusammenschlüsse zu Gruppen und Völkern, ihr Einzelleben und ihre Berührungen mit näheren und fernerer Nachbarn. Die inneren Bedingungen, nach denen Religionen sich bilden und wandeln,

wachsen und vergehen, werden uns durch die vergleichende Religionswissenschaft vermittelt.

Ethnographie und Religionswissenschaft sind als Hilfswissenschaften für uns gleich unentbehrlich, wenn auch nicht ganz gleichartig; sie führen beide in dieselbe Richtung: zu der Erkenntnis, daß Spaltung, Schichtung und Mischung dauernd zum Leben der Religionen gehören.

2. Von den ethnographischen Fragen ist, mehr noch als das unten berührte Indogermanenproblem, von grundlegender Bedeutung für uns die eine, ob wir eine völkische Einheit der Germanen von längerer Dauer noch für die historische Zeit festzustellen vermögen. Eine solche langdauernde Geschlossenheit, die natürlich auf allen Gebieten ihre Wirkung haben müßte, wird zur Zeit besonders von G. Neckel wieder mit Nachdruck, meines Erachtens aber nicht mit Recht, verfochten¹⁾. Er rechnet die gemeingermanische Zeit bis rund 600, ja schließlich bis zur Schaffung des Karolingerreiches und sieht in den Übereinstimmungen zwischen Tacitus und den Eddan besonders auch in den uns berührenden religionsgeschichtlichen Dingen vollwertige Zeugnisse für Gemeingermanisches. Indessen ist die Sachlage nicht so einfach, wie es scheinen könnte. Es handelt sich um die grundsätzliche Frage: Beweist eine Übereinstimmung zwischen Angaben im allgemeinen Teil der Germania und den bestenfalls doch sechs Jahrhunderte, in der Hauptsache noch weit jüngeren norwegisch-isländischen Quellen notwendig, daß jene Angaben auch schon für die Nordgermanen des ersten Jahrhunderts, also die gemeingermanische Frühzeit gelten — oder ist die Möglichkeit einer erst sekundären Übereinstimmung infolge jüngerer nordischer Entwicklung anzunehmen? Ich bejahe diese letztgenannte Möglichkeit im Gegensatz zu Neckel durchaus, glaube also, daß wir auch im Falle solcher Übereinstimmung einer Kritik beider Quellen nicht überhoben sind. Soweit Tacitus in Betracht kommt, liegt bei Neckel zweifellos Überschätzung seines Quellenwertes vor. Wohl ist richtig, daß Tacitus im guten Glauben ist, wenn er „Gemeingermanisches“ vorträgt. Eine andere Frage aber ist, ob er sich nicht trotzdem irrt, und wir wissen zu gut aus mancherlei Einzelheiten, wie rasch seine

1) G. Neckel, Germanische und klassische Philologie, Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung I (1925), 46—53; derselbe, Die Gemeingermanische Zeit, Zeitschr. f. Deutschkunde 39, 1—20, 91—111; derselbe, Altgermanische Kultur (= Wissenschaft und Bildung 208). Leipzig 1925.

Kenntnisse lückenhaft und unsicher werden, sobald er sich von seiner Basis, den Germanen an der Rheinlinie, entfernt, mit denen die Römer in regem, direktem Verkehr standen. Für vieles können wir nicht nur die archäologische Bestätigung finden, sondern auch feststellen, wie weit seine Angaben richtig sind, z. B. für die Verbrennung, die er noch als gemeingermanisch bezeichnet. In andern Fällen ist es möglich, aus Widersprüchen zu Angaben im speziellen Teil der Germania Fehler im allgemeinen Teil nachzuweisen. Dies gilt vor allem für seine Behauptung, daß der Kult des Wodan gemeingermanisch sei; denn dem widerspricht aufs bestimmteste das in cap. 39 der Germania über den Kult im Semnonenhain Gesagte. Daß dort Tacitus selbst nicht im Entferntesten an Wodan denkt, kann man im Ernst doch nicht bezweifeln, und neben einem anderen als *regnator omnium* verehrten Gott ist für den angeblich am meisten verehrten Wodan kein Raum. Beide schließen sich aus²⁾).

Für Ost- und Nordgermanen vollends sind die Angaben des Tacitus dürftig und trotz einigen überraschend richtigen Einzelheiten (Rundschild und Kurzschild) zum Teil bestimmt falsch. Der bündige Beweis liegt wieder in cap. 27 der Germania über die „gemeingermanische“ Verbrennung der Vornehmen. Tacitus weiß von gotischem Bestattungsbrauch nichts und zeigt damit, daß er über die Kultur der Oststämme tatsächlich nicht genügend unterrichtet ist, daß diese ihm also für das im allgemeinen Teil der Germania gezeichnete Bild nicht als wirkliche Grundlage gedient haben können. Er hat vielmehr, im guten Glauben natürlich, verallgemeinert, was er von den westlichen Stämmen wußte. Ist dies für diesen einen Punkt erwiesen, so muß es auch für andere Punkte als möglich in Betracht gezogen werden.

Gegen die oben angenommene jüngere Entwicklung im Norden hat sich Neckel mit sehr entschiedenen Worten, aber nicht mit entscheidenden Gründen gewendet³⁾), auch nicht ohne sich selbst zu widersprechen. Er will die großen Veränderungen im Norden

2) Neckel will freilich aus der Erwähnung der Menschenopfer schließen, es müsse sich auch hier um Wodan handeln, weil Tacitus in cap. 9 nur diesem Gott Menschenopfer zuschreibt. Aber gerade dies ist wieder ein Punkt, in welchem Tacitus irrt und aus seinen eigenen Worten berichtigt werden kann: die im Northuskult getöteten Sklaven können, wenn es auch Tacitus nicht mehr versteht, nur als Opfer aufgefaßt werden.

3) Auch polemisch übertreibend, wenn er den „vom Entwicklungsbegriff Beherrschten“ die Annahme zuschreibt, es müsse sich im Norden „so gut wie alles“ verändert haben.

erst für christliche Zeit gelten lassen, spricht aber kurz nachher davon, daß Thor in großen Teilen Skandinaviens an Odins Stelle getreten sei — was doch gewiß unter die großen Veränderungen gerechnet werden müßte. Tatsächlich waren die allgemeinen Bedingungen des nordischen Lebens in den ersten sieben nachchristlichen Jahrhunderten keineswegs derart, daß sie ein chinesisch-starreres Verharren auf der einmal erreichten Stufe denkbar erscheinen lassen. Es waren Zeiten lebhaftester Bewegung, die Besiedelung des Landes vollendet sich, aus Stämmen und Splintern von Stämmen wachsen Völker zusammen. Reger Verkehr herrscht nach allen Richtungen: für den geistigen Verkehr mit dem Süden haben wir als nie bezweifelter Zeugnis die Übernahme südlicher Sagenstoffe. Berührung mit dem Westen Europas bringt die nordische Seefahrt seit dem 5. Jahrhundert, über die Ostsee erstreckt sich gleichfalls norwegische, schwedische, gautische Schifffahrt. Derartiges kann an einem begabten und überaufnahmefähigen Volke nicht spurlos vorübergehen. Kulturelle Einflüsse, den osteuropäischen Handelswegen folgend, sind zur Genüge festgestellt. Neckel selbst hat ja als erster hellenistische Einflüsse nachzuweisen versucht und spricht, ganz in meinem Sinne, von erheblichen Kultureinflüssen, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von Südosten her auf die Germanen geübt worden seien ⁴⁾ und auch vor Skandinavien nicht halt machten.

Dieselben Momente, fremde Einflüsse und innere Verschiebungen, sind ebenso bestimmend auch für die südgermanischen Verhältnisse gewesen. Manches liegt hier noch klarer zutage. Nur wirkt freilich die Verschiebung der Bevölkerung, wie Neckel richtig hervorhebt ⁵⁾, der Ausbildung von Stammeseigentümlichkeiten in gewissem Grade entgegen: „sie gingen in der Regel über kurz oder lang zugrunde oder verallgemeinerten sich“, so daß solche Sonderungen „ephemer“ waren. Aber immerhin: die Vorgänge, die zu ethnischen Spaltungen führten, waren da, und gar zu rasch darf man sich das Zeitmaß derselben nicht vorstellen. Es war ja nicht „alles in der germanischen Welt dauernd“ in Bewegung ⁶⁾, somit hatten die Umstände Zeit, sich auszuwirken. Perioden gewisser Stabilität wechseln mit Perioden stärkerer Wandlung in verschieden schnellem Tempo. Ein Blick auf zahlreiche archäologische Erscheinungen zeigt das deutlich; aus

4) Zeitschrift für deutsches Altertum 58, S. 227.

5) Vgl. Neckel, Z. f. D. 39, S. 4.

6) a. a. O. S. 8.

ihnen ließe sich wohl ein Schrittmesser gewinnen, der dann auch für anderes brauchbar wäre.

Die Religion als ein Teil der germanischen Kultur muß dieselben Vorgänge widerspiegeln. Eine gemeingermanische Religion einheitlichen Gepräges wäre denkbar in der Zeit geschlossener völkischer Einheit, in welcher kein Teil ein Sonderleben führte oder mit der außergermanischen Welt besondere Berührungen hatte. Dieser Stufe germanischer Religion werden jene Erscheinungen zugeschrieben werden dürfen, welche überall große Gleichartigkeit zeigen: Zauber, Dämonenvorstellungen, Totenkult. Wenn sich etwa zeigt, daß schon hier starke Verschiedenheiten auftreten, werden im Kult persönlicher Götter, der einer jüngeren religionsgeschichtlichen Schicht angehört, noch größere Unterschiede zu erwarten sein. Jede spätere ethnische Wandlung schafft die Bedingungen für eine entsprechende Wandlung der Religion: Spaltungen, Sonderentwicklung infolge getrennter Lebenslage und verschiedenartiger äußerer Einflüsse, neue Vereinheitlichung infolge von gegenseitigem Ausgleich und staatlichen Zusammenschlüssen; und die Götterkulte als die herrschende Religionsform dieser späteren Zeit werden dadurch in besonderem Maße betroffen werden.

3. Die Hilfe, welche unserem engeren germanistischen Arbeitsgebiet von seiten der vergleichenden Religionswissenschaft kommt, läßt sich jener Hilfe vergleichen, welche der Vorgeschichte durch die Typologie zuteil wird. Diese besonders von Montelius⁷⁾ ausgebauten Lehre von der Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung archäologischer Formen, von der schrittweisen Veränderung der Typen ohne Sprünge und Lücken, wobei jede Einzelheit ihr eigenes Leben hat, gab der Vorgeschichte erst die Mittel, jeden Einzelfund an die Stelle zu setzen, an die er entwicklungsgeschichtlich gehört. Eine solche Typologie gibt es für viele Dinge, auch im Geistigen, und auch die Religionswissenschaft zielt darauf hinaus. Sie unterscheidet sich dadurch von der vergleichenden Mythologie: während diese sich das Ziel gesetzt hatte, nach der Methode der idg. Sprachwissenschaft die gemeinindogermanische Urreligion zu erschließen, d. h. bestimmte der sogenannten indogermanischen Urzeit bereits angehörende einzelne religiöse Tatsachen, richtet die vergleichende Religionswissenschaft ihre Blicke auf die typischen Entwicklungsformen in den Religionen und macht es durch das Vergleichsmaterial, das sie

7) Vgl. besonders O. Montelius, *Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa I.* Stockholm 1903.

liefert, möglich, nun auch das für eine einzelne Religion gewonnene Tatsachenmaterial richtig zu bewerten und ihm seine entwicklungsgeschichtliche Stellung anzuweisen.

Von besonderem methodischem Wert sind dabei zwei Ergebnisse der Religionswissenschaft. Das eine ist die Erkenntnis, daß Bräuche ein zäheres Leben haben als Ideen: ein kultischer Brauch kann die Idee, der er entsprungen ist, überleben, ja er tut es meist. Nie aber geschieht das Umgekehrte: solange eine Idee wirklich lebt, bleibt der durch sie bedingte Brauch vor dem Untergang sicher. Das zweite ist die Erkenntnis der religiösen Schichtenbildung, die Feststellung, daß in der Entwicklung einer Religion das ältere vom jüngeren nicht abgelöst, sondern überlagert zu werden pflegt, daß also jede Religion jederzeit aus einer Reihe übereinanderliegender Schichten besteht. Beide Gesetze zusammen bilden die innere Grundlage für die wichtige Erscheinung der Religionsmischungen, gewöhnlich Synkretismus genannt.

Man hat sich gewöhnt, bei diesem Ausdruck in allererster Linie, wenn nicht gar ausschließlich, an die Vermengung der Religionssysteme des ausgehenden Altertums in der hellenistischen Welt zu denken, insbesondere auch an die Vermischung des antiken Heidentums mit dem Christentum, in zweiter Linie an heidnisch-christliche Mischungen bei andern Völkern. Weiterhin verbindet man mit dem Wort Synkretismus meist auch die Vorstellung, daß es sich dabei um eine unorganische Verquickung ganz fremder Elemente handle. Von diesen beiden Beschränkungen ist die erste, die ich die historische nennen möchte, ganz willkürlich. Aber auch die zweite Annahme kann nicht als gerechtfertigt gelten, weil auch das zunächst sich denkbar Fernstehende, sobald die Vermengung eintritt, sehr bald sich mehr oder weniger organisch verbindet, und weil andererseits sich gerade aus der angedeuteten inneren Entwicklung einer Religion zahlreiche und bedeutungsvolle Mischungserscheinungen ergeben.

Lassen wir also beide Beschränkungen fallen und gebrauchen wir den Ausdruck Synkretismus in weitestem Sinne als eine auf irgendwelche Weise zustandegekommene Vermischung irgendwelcher religiöser Elemente, die örtlich oder zeitlich oder in beider Hinsicht verschiedener Herkunft sind. Die Fülle solcher synkretistischer Erscheinungen ist fast unübersehbar; und gibt man sich auch meist keine genügende Rechenschaft davon, so ist es doch nicht anders: es gibt keine Religionsgeschichte ohne Synkretismus

— oder, noch deutlicher: alle Religionsgeschichte ist zum größten Teil Geschichte der Religionsmischungen.

Die für die Germanen festzustellenden synkretistischen Erscheinungen habe ich vor Jahren⁸⁾ in einer Übersicht besprochen, die in einzelnen Teilen modifiziert werden muß, da sich manches etwas anders darstellt, als es damals schien.

Keine weitere Erörterung verlangen die verschiedenen Gruppen der christlich-heidnischen Mischungen a) in dem bekannten, den Trägern der Mischung gar nicht zum Bewußtsein kommenden Nachleben heidnischer Elemente im Volksglauben bis zum heutigen Tag, b) im bewußten Kompromiß zwischen heidnischen und christlichen Kulturen und Anschauungen in der Bekehrungszeit; auch c) das Eindringen christlicher Züge ins Heidentum vor der Bekehrung und ihre mehr oder weniger deutliche Assimilation — obwohl dem Umfang nach noch umstritten — soll hier nicht aufs neue besprochen werden.

In der zweiten Gruppe, Vermengung germanischen Heidentums mit anderem Heidentum, kann für das Eindringen der römischen Heeresreligion und die Annahme des keltischen Matronenkultes in seiner romanisierten Gestalt auf die entsprechenden Abschnitte meiner Religionsgeschichte verwiesen werden, besonders auch für die Frage nach der Teilnahme der Zivilbevölkerung an diesen Kulturen und nach den mutmaßlichen germanischen Parallelvorstellungen und Weiterbildungen⁹⁾.

Über weitere keltische Einflüsse, die sich vielleicht in einigen vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Bestattungsbräuchen zeigen, habe ich gleichfalls in meiner Religionsgeschichte einige Angaben gemacht¹⁰⁾. Andere sind kaum faßbar; die Theorie, nach der Wodan keltischer Herkunft sein soll, lehne ich nach wie vor ab¹¹⁾, und über irische Einflüsse im nordischen Heidentum ist das letzte Wort noch nicht gesprochen.

Die finnischen Einflüsse im nordischen Zaubrerwesen — ein charakteristisches Beispiel für die Art, wie eine tieferstehende Religion auf eine höhere einwirkt — und in einigen Göttergestalten sind bekannt genug und verlangen hier keine weitere Besprechung.

8) Synkretismus im germanischen Heidentum, Verhandlungen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz. Leipzig 1910, S. 127—129.

9) Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 342 ff., 390 ff.

10) a. a. O. S. 246 ff.

11) a. a. O. S. 267.

Hinzuzufügen sind nun aber dieser Gruppe die Mischungserscheinungen, die auf hellenistischen Einflüssen beruhen. Daß solche Einflüsse sich geltend machen, hat auch nach meiner Ansicht die größte Wahrscheinlichkeit für sich, obwohl weder durch Neckels Balderbuch noch durch F. R. Schröder¹²⁾ der einwandfreie zwingende Beweis dafür geführt ist.

Die dritte große Gruppe von Mischungserscheinungen habe ich früher den beiden ersten mit ihren deutlich erkennbaren äußeren Einflüssen als innergermanische oder innere gegenübergestellt. Diese Bezeichnung kann in dem damals gebrauchten Umfang nicht beibehalten werden. Innerer Synkretismus liegt streng genommen nur bei einfachster Schichtenbildung vor, wenn Erscheinungen verschiedenen Alters aber örtlich genau gleicher Herkunft übereinander fortbestehen. Es ist mir sehr zweifelhaft geworden, ob dieser echte innere Synkretismus wirklich in nennenswertem Umfang vorhanden ist. Sehr oft kann er nur dadurch vorgetäuscht sein, daß uns die Herkunft der einzelnen Elemente nicht mehr bekannt ist, und es muß jedenfalls regelmäßig damit gerechnet werden, daß eines derselben fremden Ursprungs ist, ja daß gerade ein fremder Einfluß den Anstoß zu der Vermengung gegeben hat. Liegt der Ausgangspunkt dieses Einflusses selbst auch noch innerhalb des germanischen Gebietes, so kann man freilich vom Standpunkt des Gesamtgermanentums von innerer Mischung sprechen, für den einzelnen Stamm oder die kultische Genossenschaft, bei der sich die Mischung vollzieht, ist es aber grundsätzlich gleichgiltig, ob die Einwirkung von benachbarten Germanen oder Nichtgermanen ausgeht.

Trotzdem ist diese dritte Gruppe als eine Einheit zu behandeln. Aber das Verbindende ist nicht die Herkunft der einzelnen Bestandteile, sondern die Rolle, die ihnen im Aufbau und Leben der germanischen Religion zufällt. Alle früher genannten Mischungserscheinungen liegen nur an der Peripherie des germanischen Heidentums, z. T. in den letzten Stadien desselben, sie haben keine tiefgehende Bedeutung für seine innere Geschichte mehr gewonnen. Diese dritte Gruppe umfaßt dagegen solche Mischungserscheinungen, die für die ganze Entwicklung des germanischen Heidentums, seine jahrhundertelange Geschichte und Ausbildung bis zu den vor der Bekehrung erreichten Höhepunkten von grundlegender Bedeutung geworden sind. Ich möchte diese Gruppe deshalb nun die Gruppe der

12) Germanentum und Hellenismus. Heidelberg 1924.

konstitutionellen Mischungen nennen, während die ersten beiden Gruppen etwa als akzessorisch bezeichnet werden könnten.

Man kann in der Tat die Bedeutung dieser konstitutionellen Mischungen gar nicht hoch genug veranschlagen. Sie allein erklären die merkwürdigen Inkonssequenzen, an der das Bild jeder Religion, auch der germanischen, so reich ist; sie sind deshalb Grundlage und Träger jeder geschichtlichen Betrachtung. An zwei möglichst verschieden gearteten Beispielen mag dies im folgenden erläutert werden; ich bitte dabei, bekannte Dinge, die ich wieder einmal vorbringen muß, lediglich unter den hier erörterten Gesichtspunkten zu betrachten.

4. Fremde Einflüsse und Mischungserscheinungen kennt schon der germanische Totenkult in beträchtlichem Umfang und besonders instruktiver Form. Sie zeigen sich entgegen meiner früheren Ansicht¹³⁾ doch wohl schon mit dem Auftreten der großen Steingräber. Ich hatte mit der Möglichkeit gerechnet, daß die Vorstellung einer relativen durch die Erhaltung des Körpers bedingten Unsterblichkeit der Seele autochthon gewesen sei, und daß in der vorhergehenden Zeit nur die Fähigkeit gefehlt habe, der Leiche genügenden Schutz zu geben. Das Gegenteil läßt sich nicht streng beweisen; erwägt man aber, daß sonst Totenwohnungen durchaus nach dem Vorbild der Behausungen von Lebenden angelegt zu werden pflegen, daß uns aber hier in einer Gegend, wo der Lebende noch lange in einer leicht vergänglichen Hütte wohnte, die mit der Errichtung der Grabkammern verbundene schwere Arbeit geleistet wird, so wird man doch zu der Annahme gedrängt, daß die zugrunde liegende Idee sich damals mit einer früher nicht gekannten Stärke durchsetzte. Wer die Träger dieser Idee waren, wissen wir nicht, aber sie waren da und brachten in jene Gegenden etwas, das für damalige Zeit geradezu eine religiöse Neuorientierung bedeuten mußte — eine erste Zivilisationswege aus dem Süden, wie sich Sophus Müller ausdrückt. Indessen ist die Verbreitung der Grabkammern nicht im ganzen Gebiet gleichmäßig, und auch dort, wo sie recht gehäuft erscheinen, können sie nicht ausreichend gewesen sein, die Toten der gesamten Bevölkerung aufzunehmen. Es sind also landschaftliche Unterschiede festzustellen und in den Landschaften wiederum Verschiedenheiten, die durch gewisse Schichtung der Bevölkerung (Herrenschicht und Unterworfenen) hervorgerufen sein werden, also letzten Endes sozial

13) Vgl. meine Religionsgeschichte an vielen Stellen. Doch ist das dort Gegebene in manchem Punkt zu berichtigen.

sind. So zeigt sich im Zusammenhang mit den fremden Einflüssen schon hier an diesem frühen Fall sowohl Mischung als Spaltung, beides in größerem wie in engerem Kreis.

Ähnliche Fragen stellt jede spätere Veränderung des Totenkultes, wobei der Satz von der relativen Lebensdauer der Bräuche und Ideen bedeutungsvoll wird (vgl. oben S. 7). Nach diesem Satz ist es also, wenn später die Grabkammer aufgegeben und durch die Steinkiste ersetzt wird, nicht möglich, daß dem nur Technisches zugrunde liegt. Vielmehr muß die Vorstellung, daß die Totenwohnung dauernd nötig sei, erloschen sein und einer anderen Vorstellung Platz gemacht haben. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Ideen, die vor der Periode der Steingräber herrschten und zurückgedrängt waren, wieder an die Oberfläche gekommen sind; mit ihnen verbindet sich in der Steinkiste ein abgeschwächter Rest, ein Surrogat der Totenwohnung, die zu den nun wieder herrschenden Vorstellungen nicht mehr paßte: ein frühes sicheres Zeugnis der Mischung verschiedenaltiger Elemente.

Noch deutlicher wird derselbe Vorgang in späterer Zeit. Wieder tritt eine neue Art der Bestattung auf: die Leichenverbrennung, der gewiß die Absicht zugrunde liegt, die Seele durch möglichst radikale Vernichtung des Körpers zu bannen. Von einem uns nicht genauer bekannten östlichen Ursprungsgebiet aus verbreitet sich dieser Brauch im Laufe des zweiten Jahrtausends bekanntlich über alle indogermanischen Völker Asiens und Europas und erreicht die Germanen in der Mitte ihrer älteren Bronzezeit. Mögen hier die Ideen, die zur Bannung des Toten führten (Totenscheu), auch schon vorhanden gewesen sein, die volle Ausbildung der Anschauungen und die rituelle Folgerung daraus — die Verbrennung — geschah erst unter dem fremden Einfluß. Wieder also setzt sich ein fremder Brauch mit elementarer Gewalt durch und lagert sich über Einheimisches.

Das führt auch im einzelnen zu merkwürdigen Kompromissen und Mischungserscheinungen, die hier nicht alle besprochen werden können: in den Grabbeilagen und der Anlage der Grabstätten. Am bezeichnendsten ist es, daß die zu dem Zweck der Verbrennung in krassestem Widerspruch stehenden alten Bräuche des Leichenschutzes auch jetzt nicht völlig verschwinden. Die stärkste Inkonsequenz ist es, wenn die Urne, in der die Reste des verbrannten Leibes beigesetzt werden, die Gestalt eines Hauses erhält, worin also die uralte Vorstellung der Totenwohnung sinnlos nachklingt. Wir täten Unrecht, darüber zu lächeln: der Brauch, die Leiche mit Schutzmitteln bei-

zusetzen, ist ja überhaupt von allen Bestattungsbräuchen am zähesten geblieben und ein so fester Besitz unserer Kultur geworden, daß unserer Zeit trotz ihren ganz geänderten Vorstellungen vom Tod und der Seele sogar der Leih-sarg der letztvergangenen Notjahre eine schier unerträgliche Vorstellung war.

Die letzten Abschnitte der vorgeschichtlichen und die ersten Jahrhunderte der geschichtlichen Zeit bieten dann das überaus charakteristische Bild einer bunten Verteilung der verschiedensten Grabbulte über das ganze germanische Gebiet hin. Von Landschaft zu Landschaft, oft in recht raschem Wechsel, sind Unterschiede festzustellen; der eine Stamm übt Bestattung, der andere Verbrennung, der eine legt Urnengräber an, der andere Brandgruben, der eine verwendet Sorgfalt auf die Erhaltung der Beigaben, der andere vernichtet sie. Im ostgermanischen Gebiet treffen wir in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die deutliche Scheidung zwischen Burgunden und Goten. Jene, ebenso die Rugier, haben Brandgruben hinterlassen, diese dagegen Skelettgräber. Die Burgunden geben den Toten Schwert und Schild ins Grab, die gotischen Gräber sind waffenlos. Vorübergehend nur schwinden bei den Burgunden die Waffen und kehren später wieder. Die Archäologen denken dabei an politische Ereignisse: vorübergehendes Übergewicht der Goten und spätere Abwendung der Burgunden von der gotischen Gruppe nach der von Jordanes 17, 97 berichteten Niederlage durch die Gepiden. Damit im Zusammenhang wäre also eine religiöse Beeinflussung zu erkennen, die sich bis in die Begräbniskulte hinein geltend machte. Aber gewiß nicht nur äußere Einflüsse, sondern auch innere Veranlagung haben jenes Gesamtbild erzeugt, das — sobald man das ganze Gebiet überschaut — zugleich weitgehende Spaltung und bunte Mischung der Bräuche zeigt.

5. Nach Lage der Dinge ist es klar, daß die Götterkulte die besprochenen Erscheinungen noch viel deutlicher zeigen müssen. Es ist in der Tat für die meisten Göttergestalten und Kulte nicht schwer, aus der uns erhaltenen Überlieferung die Schichten der Entwicklung herauszuschälen. Ebenso läßt sich, wenn auch bei weitem nicht restlos, die Verteilung und Schichtung der Götterkulte über das gesamtgermanische Gebiet verfolgen.

Was zu erwarten ist, kann ein Blick auf Alt-Griechenland lehren, das ganz ähnliche Besiedelungsverhältnisse zeigt wie der größere Teil der germanischen Länder: der ganze Süden und Westen, der Osten und ein guter Teil des Nordens — mit dem einen Unter-

schied, daß in Griechenland die Urbevölkerung von größerer Bedeutung war.

Für das Bild der griechischen Religion — nicht jenes, das uns die Schule vermittelt hat, und das lediglich ein Produkt der Dichtung und einer jungen Systematisierung ist, sondern jenes, das sich aus den Arbeiten der Religionshistoriker unter den klassischen Philologen ergibt — ist ein Hauptmerkmal die fast unübersehbare Menge von Lokalkulten, in denen eine große Zahl von später in den Hintergrund getretenen Gottheiten verehrt wurde. Im germanischen Ausbreitungsgebiet muß Ähnliches jahrhundertlang — sagen wir: nicht bestanden haben — aber dauernd neu geschaffen worden sein. Und wenn uns davon nicht so viel erhalten ist, wie wir wohl wünschten, so liegt das gewiß zum guten Teil an der mangelhaften Überlieferung, zum Teil an späterem Ausgleich, der aber in den jüngeren Quellen gewiß weit stärker hervortritt, als er damals war. Immerhin ist trotz der Ungunst der Verhältnisse manches festzustellen. Was Tacitus in den speziellen Teil der Germania stellt, weil er selbst genau wußte, daß es keine gemeingermanische Geltung besaß, was er sonst gelegentlich erwähnt, was uns die Votivsteine der folgenden Jahrhunderte sagen, gehört zum guten Teil hierher. Ist auch die Ausdehnung der einzelnen Kulte meist nicht genau zu erkennen, ihre relative Sonderstellung unterliegt keinem Zweifel.

Das gilt für Baduhenna bei den Friesen, für Harimella und Haiwa bei den Batavern, für Vihansa und Hariasa, für den deus Requalivahanus der Ubier und die Garmangabis der *vexillatio Sueborum* ¹⁴⁾. Besonders deutlich ist der lokale Kult der Nehalennia auf Walcheren zu erkennen und der Aufanienkult zu Nettenheim ¹⁵⁾ in der Eifel, während Vagdaveucustis und andere nicht dieselbe lokale Beschränkung zu haben scheinen und Tanfana bereits von mehreren Stämmen gemeinsam verehrt wird, ebenso natürlich auch Nerthus und im Osten die Alcis. Aber auch diese Kulte sind immer noch durchaus als Teilkulte charakterisiert.

Im Norden ist das schönste und klarste Beispiel für eine durch frühe Wanderung erfolgte Einführung eines Kultes in ein lokal beschränktes Gebiet bekannt seit dem Nachweis Olsens ¹⁶⁾, daß charudische Auswanderer in das nach ihnen genannte Hørdaland

14) Vgl. Religionsgeschichte I, S. 303, 373, 375, 376.

15) a. a. O. S. 383 ff., 405 f.

16) Det gamle norske Ønavn Njardarløgg, Christiania Videnskabs-Selskabs Forhandlinger 1905, no. 5.

in Westnorwegen den Nerthuskult in altertümlichster Form mitgebracht haben. Gewiß haben ebenso friesische Auswanderer in die Gegend südlich von Christiania den Kult des Fosite eingeführt, von wo aus der Gott dann mit volksetymologisch umgedeutetem Namen als Forseti in die nordische Systematisierung Eingang gefunden hat.

In Gefjon lebt gewiß eine alte seeländische Lokalgöttin weiter; denn daß der Name nicht erst mit der ätiologischen Sage von der Entstehung Seelands gebildet, sondern alt ist, zeigt sich darin, daß er keinen Anklang an die in der Sage genannten Örtlichkeiten hat.

Lokal beschränkt auf Halogaland war selbstverständlich der Kult der Irpa und Thorgerd Hølgabrud; die Verpflanzung ihres Kultes durch König Hakon nach Gudbrandsdal und ins Drontheimsche ist ein einwandfreies Zeugnis dafür, wie noch in später Zeit äußere Vorgänge auf Verbreitung von Kultur und Schaffung neuer Lokalkulte Einfluß haben.

Die Zahl solcher lokaler Kulte müssen wir uns, wie schon gesagt, recht groß vorstellen. Die meisten sind für uns spurlos verloren, doch wird vielleicht die Ortsnamenforschung, die schon manches für uns gewonnen hat, noch weitere Aufschlüsse bringen. Auch an die vielen Namen im Götterstaat der eddischen Zeit muß man denken. Gewiß sind viele ihrer Träger, wohl die meisten von ihnen, junge dichterische Schöpfungen, aber andere mögen entwurzelte lokale Gottheiten sein, denen mit der Entwurzelung auch die kultische Bedeutung verloren ging, sodaß sie nun Anlehnung an die herrschenden Gottheiten suchen.

Die lange und auch heute wohl noch herrschende Auffassung der germanistischen Mythologen geht in ganz anderer Richtung, als hier angedeutet ist. Man liebte und liebt, Gleichungen anzusetzen, welche die Buntheit der Namen auf wenige Träger vereint. So hat man Tanfana und Germangalis mit Nerthus gleichgesetzt, Haiwa mit Nehalennia und Nerthus, den Requalivaho mit Wodan und konnte schließlich zu dem Ansatz kommen: Requalivaho = Hoenir = Vidarr = Vali = Bui = Hymir = Heimdall = Tyr = Njörd = Aegir = Hler = Gymir = Mitothin = Ullr = dem großen Waldesgott der Germanen¹⁷⁾. Selbst neuerdings hat F. R. Schröder, der doch religionsgeschichtlich gut geschult ist, die Gleichungen Ullr = Thorr und Hoenir = Odinn gewagt. Zugrunde

17) Die Gleichung ergibt sich aus Kauffmanns Aufsatz: *Deus Requalivahanus*, P. B. B. 18, 157 ff. Gedruckt ist sie in ganzer Ausdehnung nirgends, sonst wäre man vielleicht eher stutzig geworden.

liegt diesen Ansätzen die völlig abwegige Vorstellung, daß Gottheiten, die sich in Wesen und Funktion berühren, identisch sein müssen. Das ist im Prinzip nichts anderes, als wenn man die Gleichung $Jord = Ge = Tellus$ aufstellen wollte. Durch all diese Kunststücke hat man sich nur zugunsten einer haltlosen Systematik den Blick verbaut für die wirklichen religionsgeschichtlichen Vorgänge.

Die besprochenen Erscheinungen aus der letzten Ausbreitungszeit der Germanen mögen wohl ein Bild davon geben, wie die Dinge in früheren Ausbreitungszeiten ausgesehen haben, aus denen uns Namen nicht überliefert sind, und über deren lokale Kulte die Entwicklung hinweg gegangen sind. Denn das ist nun eben die Gegenbewegung, daß sich zu allen Zeiten über die Masse der lokalen Kulte andere Kulte lagern, die sich über große Teile oder gar die Gesamtheit des Germanentums ausbreiteten.

Der früheste für uns erkennbare Vorgang dieser Art ist die Ausbreitung des *T i u s* kultes. Wir wissen, daß dieser Gott mit dem ind. *Dyauš*, gr. *Zeus*, lat. *Diespiter* den gleichen Namen trägt, und es ist bekannt, daß diese Gleichheit die Hauptstütze der Lehre von der indogermanischen Religion ist. Nachdem ich die Annahme einer gemeingermanischen Götterwelt abgelehnt habe, ist es klar, daß die Annahme einer gemeinindogermanischen vor der sogenannten Völkertrennung existierenden Götterwelt für mich nicht diskutabel ist. Eine solche Annahme widerspricht ebenso sehr den Gesetzen religiöser wie ethnographischer Entwicklung. Die Gleichung muß also anders erklärt werden. Ich verweise dafür auf die Lehre der Anthropogeographie, wie sie von F. Ratzel¹⁸⁾ formuliert wurde: „Gemeinsamkeit der Sprache, des Glaubens, der Sitten und Anschauungen und vor allem, was man National- oder Volksbewußtsein nennt, das sind alles Gewänder, welche verhüllend und gleichmachend über Verschiedenes geworfen sind.“ Auf die Indogermanen angewendet heißt das: die heutigen indogermanischen Völker sind nicht durch Spaltung aus einem Urvolk entstanden, sondern die idg. Spracheinheit ist etwas Sekundäres, das Ergebnis eines von einer beschränkten Zahl von Trägern über weite Strecken siegreich vorgetragenen Kulturstromes. Als eine weitere Folge eines solchen Stromes muß auch die Ausbreitung religiöser Anschauungen erwartet werden. Hierher ist der Tiuskult zu stellen: zu einer nicht mehr feststellbaren Zeit, von einem nicht mehr erkennbaren Ausgangspunkt aus ist der Kult dieses Gottes über eine Reihe von idg. Völkern — nicht über alle — aus-

18) Anthropogeographie I¹, S. 468; vgl. auch Hess. Bl. f. Volksk. IV, 44 ff.

gebreitet worden. Tius erreichte Germanien vor der stärkeren Ausbildung von Teilvölkern und gewann infolge davon noch bei allen Germanen als Herr des Himmels und des Alls überragende Bedeutung. Der fremde Kult muß sich damals als eine höhere Schicht über die primitiveren einheimischen Kulte gelagert, sich auch mit einigen von ihnen (z. B. mit dem Kult der mütterlichen Erde) enger verbunden haben. Am Ende des Mischungsvorgangs steht die völlige Germanisierung¹⁹⁾. Im Verlaufe späterer Verschiebungen hat Tius aber schon zu Beginn der historischen Zeit seinen hohen Rang bei den meisten Stämmen wieder verloren und anderen Gottheiten überlassen müssen. Noch ist er Kriegsgott, aber selbst aus dieser Stellung wird er in der Vikingerzeit verdrängt, und die Edden kennen ihn nur noch als eine Statistenfigur, an der nur spärliche Einzelheiten an früheren Glanz erinnern.

Und dabei ist Tius doch allem Anschein nach bis zur Einführung des Christentums der einzige Gott geblieben, den wirklich eine Zeitlang alle Germanen ohne Ausnahme verehrten. Für alle anderen Kulte ist eine Begrenzung gesichert oder doch wahrscheinlich; ich greife nur die wichtigsten heraus und gebe, um nicht zuviel Allbekanntes zu wiederholen, nur das Notwendigste.

Der Kult des *Donar* entstammt einer Gegend, in welcher sich Germanen und Kelten berührten. Doch muß aus der für primitive Frühzeit anzusetzenden großen Zahl von Gewitterwesen (Dämonen und Sondergöttern) schon vor der germanischen Lautverschiebung in einer kultischen Bewegung, die an den ethnischen Grenzen nicht halt machte, der Gott emporgewachsen sein, der im Germanischen *Þunraz*, im Keltischen mit lautlich genau entsprechendem Namen *Tanarus* hieß. Wo diese Berührung sich damals vollzog, und wie weit sich *Tanarus* bei den Kelten durchsetzte, ist unbekannt. Der Weg *Donars* dagegen ist leicht zu verfolgen. Er war offenbar schon zu Beginn der historischen Zeit bei allen Westgermanen in unbestrittener Geltung. Auch im Westnordischen, wo er sich gegen friesische Vorläufer behaupten mußte, ist er früh unbestritten. Ein etwas stärkerer Konkurrent scheint dagegen in Teilen des Ostnordischen jener Gewitterer gewesen zu sein, der wiederum über das germanische Gebiet hinaus Bedeutung hatte: *Fjörgynn*, dessen Name sich mit litauisch *Perkunas* deckt. Doch

19) Auch für Tius gilt also schon das Wort Neckels (Zeitschrift f. d. Alt. 58, 232): „Wir werden uns darein finden müssen, daß die altgermanische Religion in vielen Stücken nur germanisierte Religion ist.“

ist auch hier der Ausgleich rasch zugunsten Thors entschieden, der damit tatsächlich der einzige Gewittergott des Nordens ist²⁰⁾. Dagegen scheint es mir so gut wie sicher, daß die früh abgewanderten Ostgermanen keinen Teil mehr an ihm hatten — vollends keinen Teil an der aus dieser Grundlage erwachsenen Thorreligion.

Die innere Entwicklung des Gottes und seines Kultes hier darzulegen, muß ich mir aus Gründen des Raumes versagen, so verlockend es wäre, die Schichtenbildung gerade an diesem Beispiel zu verfolgen. Es ist ja auch bekannt genug, wie er sich — ohne seine Grundlage ganz aufzugeben — mehr und mehr aus seiner Naturgebundenheit löst, wie er zum Landesgott wird und zum Schützer der menschlichen Kultur, und wie sich sein Kult in beherrschender Weise über die Menge der untergeordneten Kulte lagert, sodaß sich ohne das Dazwischentreten anderer Strömungen vielleicht eine Art von Monotheismus hätte herausbilden können. Hervorheben muß ich aber, wegen der von Neckel wieder angefochtenen Priorität des Thorkultes vor dem Odinkult im Norden, das eine, daß auch die eddischen Dichtungen wider Willen für diese Priorität Zeugnis ablegen. Ins Gewicht fällt zunächst die außerordentliche Selbständigkeit Thors in dem Götterstaat, in welchem doch Odinn herrschen soll, seine unbestrittene Überlegenheit über alle, die ihn und nicht Odin, und zwar ihn selbständig, nicht etwa als Vertreter oder Beauftragten Odins, zum Erhalter des Götterstaates macht — alles das in Werken, denen die Absicht, Odin herabzusetzen, ganz fern liegt, die diesen vielmehr durchaus in den Mittelpunkt rücken wollen. Das erklärt sich nach allen Regeln der Sagenforschung nur aus Festhalten an einer älteren Stufe, auf der Thorr, noch nicht Odin, der Wichtigste im Kreis der Götter ist.

Neben der Thorreligion machen im Norden verschiedene andere Religionen Anläufe zu größerer Verbreitung. Vielleicht hat Skadi einmal eine solche gehabt. Ullr war mit Sicherheit noch in der Zeit der intensiveren Besiedelung des Landes von allgemeinerer Bedeutung, ohne sie behaupten zu können. Bedeutungsvoll aber bleibt der Vanenkult. Es ist bekannt, daß der Vanenkult den Westgermanen fehlt, sein Ausgangspunkt muß das dänische Gebiet gewesen sein, Hauptkultgebiet und wichtigste Etappe auf der weiteren Verbreitung war Schweden. Die von hier auswandernden Ostgermanen haben gewiß Teil daran gehabt; die spärlichen Reste

20) *Fjergyn* (fem.) wird als Mutter Thors erwähnt, *Fjergynn* (masc.) begegnet als Beiname Odins.

gotischen Kultbrauches, der kultische Umzug und die Tötung der Opfer durch Ertränken spricht dafür. Auch die merkwürdige Nachricht des Jordanes, der die gotischen *anses* als *semidei*²¹⁾ interpretiert, würde sich am besten erklären, wenn die Goten Vanenverehrer waren und die ihnen vielleicht spät bekannt gewordenen Ansen nur eine untergeordnete halbgöttliche Stellung bekamen. Die im Mittelpunkt des Vanenkultes stehende Gottheit, Freyr, stellt eines der schwierigsten Probleme der germanischen Religionsgeschichte dar, zu dessen Erklärung man auch ganz unnötigerweise außergermanische Einflüsse angenommen hat²²⁾. Da der Name Freyr kein alter Eigenname sein kann, sondern nur ein Epitheton der Bedeutung „Herr“ oder „Gatte“²³⁾, so erhebt sich die Frage, ob ein Gott durch Vordringen seines Beinamens umbenannt oder gar gespalten werden kann. Religionsgeschichtliche Parallelen erlauben, die Frage zu bejahen, also einen solchen Fall der Abspaltung auch für die germanische Götterwelt festzustellen — er wird nicht der einzige sein —, und da Freyr am wahrscheinlichsten von Tius abgespalten ist, dem ursprünglichen Gatten der Vanengöttin Nerthus = Njörd, ist die Tatsache festzustellen, das Tius im Norden in doppelter Gestalt mit verschiedenem Kultbereich weiterlebt.

Die Freyrreligion breitet sich nach Westen, die Thorreligion nach Osten aus. Der dabei unvermeidliche Zusammenstoß führte zu einem Kompromiß: die Vikingerzeit zeigt die Mischung der beiden Kulte in allen nordischen Ländern bis in das ferne Island in Vollendung.

Und ihnen verbindet sich nun als dritte die Wodanreligion. Ich verzichte darauf, die schon berührte Streitfrage über das Alter des Kultes nochmals zu erörtern: zu einer erschöpfenden Auseinandersetzung fehlt hier der Raum, meine ablehnende Stellung gegenüber Neckel habe ich oben genügend betont. Die Auffassung von der Ausbreitung des Wodankultes in historischer Zeit, wie sie die Handbücher der letzten Jahrzehnte vorzutragen pflegen, bleibt in der Hauptsache unerschüttert; ich habe dem wenig zuzufügen. Gesichert ist die alte Geltung des Kultes längs der Rheinlinie. Vielleicht be-

21) Auf diese eine späte Stelle hin die germanischen Ansen überhaupt als Halbgötter aufzufassen, wie es manchmal geschieht, ist völlig verfehlt. Auf einem anderen Gebiet als dem der Religionsgeschichte würde man eine derart willkürliche Quellenverwertung nicht so leicht wagen.

22) Vgl. Schröder a. a. O. S. 57 ff.

23) Vgl. Ehrismann, Zeitschr. f. d. Wortf. 7, 189.

zeichnet aber schon die zum Jahre 58 von Tacitus gemeldete Anrufung Wodans durch die Hermunduren, wenn sie nämlich als *evocatio* des feindlichen Gottes aufgefaßt werden darf, eine erste Etappe auf seiner Ausbreitung. Zu den Semnonen hat der Kult nach dem oben Gesagten (S. 4) nicht gereicht. Aus späterer Zeit ist Vordringen des Kultes zu den Alemannen bezeugt, während er für Bayern kaum, für die Hauptmasse der Ostgermanen gewiß nicht in Betracht kommt. Die Hauptrichtung seiner Ausbreitung weist nach Norden. Die Sachsen haben ihn früh, sie nehmen ihn als altangestammten Besitz nach England mit. Die Langobarden müssen nach ihrer Stammsage den Kult spätestens um 150 an der unteren Elbe kennen gelernt haben.

Aus dem Norden haben wir die bekannte Sage von Odins Einwanderung und die verschiedenen Sagen von zeitweiliger Abwesenheit oder gar Verbannung Odins. Beide Sagen sind bezeichnend. In Wandersagen pflegt bei aller Ausschmückung im einzelnen doch gerade die Tatsache der Wanderung der historische Kern zu sein. Verbannung eines Gottes aber gibt es nicht. Verbannung und Wiederkehr ist nur eine Formel, mit der die Sage das gewaltsame Eindringen beschönigt²⁴⁾. Sie muß im Kreise der Odinsanhänger entstanden sein.

Zieht man von der Einwanderungssage den „gelehrten“ Teil, der den Gott aus Asien kommen läßt, ab, so sagt sie uns aus, daß Odin über das Land der Sachsen, als Saxaguð, wie er auch später noch heißt, nach dem Norden gekommen ist. Träger des Kultes könnten dabei etwa die bald nach 500 in ihre skandinavische Heimat zurückwandernden Reste der Hemler gewesen sein, doch sind auch andere Möglichkeiten, vor allem auch frühere Übertragung denkbar.

Die Auseinandersetzung mit den älteren skandinavischen Kulturen geschah auf verschiedene Weise und mit verschiedenem Resultat. Einen Gott wie Ullr hat Odin ganz beiseite gedrängt, Thorr und Freyr aber haben sich behauptet. Zwischen Odin- und Freyranhängern haben vielleicht Kämpfe stattgefunden — natürlich keine Religionskriege, denn solche kennt das Heidentum nicht: es müßten politische Kämpfe gewesen sein, die bei dem engen Zusammenhang zwischen Staat und Kult sich auch auf kultischem Gebiet auswirkten. Das würde voraussetzen, daß das Eindringen des Odinkultes mit dem

24) Vgl. Rel.Gesch. I, 201.

Eindringen feindlicher Zuwanderer geschah. Nirgends aber hören wir etwas von einem Zusammenstoß zwischen Odin und Thorr: eine Invasion in die Länder des eigentlich nordischen Thorkultes fand eben nicht statt, der Odinkult kam als eine Kulturwelle in diese Gebiete. Daß es trotzdem an Gegensätzen zwischen Thorr und Odinn nicht fehlte, ist bekannt: das Harbarðsljóð und die Starkaðsagen sprechen eine nicht mißzuverstehende Sprache. Man hat auch längst erkannt, was neuerdings wieder verdunkelt zu werden droht, daß in der Vikingerzeit die Gegensätze zum Teil ständisch sind. Krieger und Fürsten verehren Odin als idealen Repräsentanten ihres Standes, die Dichter verherrlichen ihn, aber das Herz des Bauern gehört Thor. Noch ist die Zeit, in der das Eindringen des neuen Kultes sich noch in einer Spaltung im Volke äußert, manchmal vielleicht auch in einem Zwiespalt im Einzelnen.

Aber an den Hauptkultstätten finden wir schon die drei großen Gottheiten, wie im kaiserlichen Rom die Kulte aus aller Welt, friedlich nebeneinander. Die Verbindung der Kulte ist offiziell anerkannt; es war nur eine Frage der Zeit, und es wäre auch im Volke eine volle Vermischung eingetreten, wenn nicht das Christentum eine solche Entwicklung abgeschnitten hätte.

Das Eindringen des Christentums selbst bedeutet aber anfangs grundsätzlich und in der Praxis auch nichts anderes als die bisher besprochenen Kultwandlungen; es bringt nur eine neue Schicht und führt zunächst zu jener neuen Mischung, von der oben S. 15 die Rede war. Die dann einsetzende vielberufene Germanisierung des Christentums ist im Prinzip nichts anderes als die Germanisierung des Tiuskultes. Und wenn auch schließlich das Christentum in seinen weiteren Auswirkungen, soweit Gottesauffassung und -glaube in Betracht kommen, tief revolutionierend gewirkt und wirklich mit den alten Göttern aufgeräumt hat — wir brauchen bloß in die Tiefe zu sehen, um zu erkennen, daß es trotzdem auch heute noch nur eine oberste Schicht ist, unter der uraltes Heidentum in tausend Erscheinungen unverwüstlich weiter lebt.

Altgermanischer Parallelismus.

Von

Ernst A. Kock.

In einer Fußnote auf S. 187 im 48. Bande der Zeitschrift für deutsches Altertum drückte ich die Hoffnung aus, später einmal die ganze Erscheinung des Parallelismus in der altwestgermanischen Alliterationspoesie behandeln zu können. Der Plan ist erweitert worden: ich habe auch die altnordische Dichtung berücksichtigt. Das Manuskript des in Aussicht gestellten Werkes ist jetzt einigermaßen fertig. Aber vieles muß noch erwogen, nachgeprüft und verbessert werden. Es wird lange noch dauern, ehe ich an die Drucklegung gehen kann.

Was indessen diese Arbeit für meine altenglische, altdeutsche und altnordische Textkritik bedeutet hat, das wird jeder verstehen, der meine Tätigkeit auf den genannten Gebieten kennt. Heute möchte ich aus meinem Manuskript einiges herausgreifen. Teils führe ich eine kurze Orientierung an, die zugleich klarlegt, wie ich die beiden Ausdrücke „Variation“ und „Parallelismus“ gebrauche, teils gebe ich aus den Tabellen einen kleinen Bruchteil eines einzelnen, aufs Geratewohl gewählten Typus. Man wird dadurch schon sowohl eine Vorstellung von der reichen Fülle des Materials gewinnen wie auch besser einsehen, was der Überblick über das Ganze für die Beurteilung der einzelnen Stelle bedeutet.

Wenn man einen soeben durch ein Substantiv ausgedrückten Begriff abermals erwähnen will, benutzt man:

I. dasselbe Substantiv, z. B. *Sie fragte Wilhelm, aber Wilhelm wußte es nicht.*

II. ein Pronomen, z. B. *Sie fragte Wilhelm, aber er wußte es nicht.*

III. ein anderes Substantiv (nebst Bestimmungen). Dem logischen Werte nach kann dieses Substantiv sein: pronominal oder

stellvertretend, d. h. es verrichtet fast nur den Dienst eines Fürwortes, z. B. *Sie fragte Wilhelm, aber der Junge wußte es nicht*; synonymisch, d. h. es hat denselben oder fast denselben logischen Inhalt und Umfang wie das vorangehende Substantiv, z. B. *Sie begegnete wieder einem Knaben; sie wiederholte ihre Frage; aber der Junge verstand sie nicht*; näher ausführend oder qualifizierend, d. h. es bezeichnet allerdings das schon erwähnte Individuum (die schon erwähnten Gegenstände usw.), fügt aber zugleich etwas Neues hinzu, z. B. *Sie fragte Wilhelm, aber der kleine Schelm antwortete, er wisse es nicht*.

Ähnliches gilt von anderen Wortklassen: im Verhältnis zu *reisen* ist *es tun* stellvertretend, *fahren* synonymisch, *segeln* ausführend. Im Verhältnis zum Adverb *flink* ist *so* stellvertretend, *schnell* synonymisch, *in zwei Sekunden* ausführend.

Die unter III besprochene Erscheinung nennt man *Variation*. Der variierende Ausdruck kann stehen:

A. in einem anderen (vollständigen oder unvollständigen) Satze;

a) in einem beigeordneten Satze, wie in den oben angeführten modernen Beispielen und in ae. *scapan onetton, wæron æpelinzas fuse* Beow. 1803ff., as. *he is jungron het gangan nahor, endi is erlun sagda* Hel. 579ff., an. *pú munt hitta Heimis bygðir ok gláðr vera gestr Þjóðkonungs* Grip. 19 usw.

b) in einem über- oder untergeordneten Satze, z. B. *he meotud bidde, þæt me heofena helm helpe gefremme* Jul. 720ff., *ef it wirdit them folktogon kuð, wi gihelpat iu wið thena herrostun* Hel. 8858ff., *hjarta Høgna, ór brjósti skorit baldriða* Akv. 21.

B. in demselben Satze;

a) in ganz verschiedener grammatischer Funktion, z. B. *wordum sægde ærest Habrahame æðeles gepinzu* An. 755f.

b) in identischer oder doch verwandter grammatischer Funktion,

α) angeknüpft durch eine Konjunktion, z. B. *þas helle secan & þas grimman grundas* Gen. 406f.

β) asyndetisch, z. B. *hwo thar erlos quamun, weros, te them werke* Hel. 3448f.

Wer die Synonyme und den Formelschatz der alten Sprachen überhaupt untersuchen will, hat mit jeder Gestalt der Variation, also mit sämtlichen unter III genannten Fällen zu tun. Meine Arbeit befaßt sich dagegen nur mit dem zuletzt erwähnten Falle (III B b β), also mit dem Ausdruck ein und desselben zentralen

Begriffes (oder gewisser Seiten davon) in ein und demselben Satze durch zwei oder mehrere syntaktisch gleichgestellte (oder fast gleichgestellte), asyndetisch angebrachte Worte, von welchen das erste kein proleptisches (logisch inhaltloses), das zweite (bzw. letzte) kein anaphorisches Pronomen ist. Hier wende ich die Bezeichnung Parallelismus an.

Aus den Tabellen. — Das Adverbiale. Zwei Glieder. Das zweite Glied beschließt einen b-Vers. Präpositionsphrasen:

ak it gegnungo fan gode alowaldon / kumid, fan is krafte Hel. 3938a—39a

weldun ina for ogun Kristes / brengean, for that barn godes Hel. 2297b—98a

neba wi an them werode mid im / doian, mid uson drohtine Hel. 4001b—02a

hefde he dream mid gode / micelne, for meotode Sat. 82b—83a
(*blod & water*) *ut bicwومان fore euzra zesyhð / rinnan, fore rincum* Cri. 1114a—15a

endi thiu wif mid im / thriu, mid them thegna As. Gen. 326b—327a

spræc to his onbehtpegne / torht, to his treowum zesipe Gu. 1268b—69a

so he mid thesun liudiun her / giwerkod, an thesoro weroldi Hel. 1332b—33a

(*thar was*) *fur an fridhobe themu folke tegegnes / gewarht, for themu werode* Hel. 4946a—47a

thar skulun mi farkopon undar thea kraftigon thiod / helidos, te theru heri Hel. 3526a—27a

(*he*) *innan Hierusalem mid thiu gumono folku / seg, mid thiu gisiðu* Hel. 3709a—10a

forlet pa drenza sum daroð of handa / fleozan, of folman By. 149a—150a

(*so hwe so ina*) *an is modsebon / bilgit, an is breostun* Hel. 1437b—39a

tho ward Erodasa innan briostun / harm, wið herta Hel. 606a—607a

weoll him on innan / hyze, ymb his heortan Gen. 353b—354a.

druog it an enon langon skafte / gibundan, an enon bome

Hel. 5651b—52a

læȝ ic on heardum stane / cildȝeong, on crybbe Cri. 1425b—26a
tho he an thena wih innan / geng, an that godes hus Hel.
 3734b—35a

pa wæs Mattheus to pære mæran byriȝ / cumen, in pa ceastre
 An. 40a—41a

(neht pa seleste) to pære halȝan byriȝ / cuman, in pa ceastre
 El. 1203b—04a

hwilum upp astod / of brimes bosme on bates fædm / eȝesa, ofer
yðlið An. 443b—445a

cymed morgna ȝehwam ofer misthleopu / wadan, ofer wæȝas
 Sch. 59

gangan te thi obar thesan gebenes strom / drokno, obar diap
water Hel. 2937a—38a

fuzel feprum wlone on firȝenstream / under lyft, ofer laȝu, locað
ȝeorne Ph. 100a—101b

he an thena wag innan / sank, an thena seostream Hel.
 2947b—48a

warp an thana seo innan / angul, an uðeon Hel. 3211b—12a
penden he on ðysse worulde / wunode, under wolcna hrofe
 Jud. 66b—67a

monȝe sindon ȝeond middanȝeard / hadas, under heofonum
 Gu. 1a—2a

pa weard eac ætywed uppe on roderum / steorra, on staðole
 Edg. 2: 29a—30a

aftar quam thar word fon himile / hlud, fon them hohon rad-
ura Hel. 989b—990a

(pær lifȝað a) in freopu drihtnes / wlitȝe, in wuldre Ph.
 597b—598a

biseah pa to heofona rice / ȝlædmod, to ȝeofona leanum Gu.
 1276b—77a

(he) Adaman endi Evan thurh untreuwa / forledda, mid is lug-
inun Hel. 1036a—37a

ni was betera man / umbi Giordanas staðos mid gunkustiun /
giwerid, mid gewittio As. Gen. 264b—266a

swa weard alysed of leodhete / ȝeong, of ȝyrne An. 1149a—50a
hugi ward iro te frobra / thes wibes an wunneon Hel. 2206b—07a
the gio for goda standu / andward, for them alowaldon Hel.
 120b—121a

endi eft te iro frohon kumad, / holde, te iro herron Hel. 2118b—19a.

- er it at is friunde abad / Johannes, at enumu Judeon* Hel. 4954b—55a
- ni welda sia imo te brudi tho / halon, imo ti hiwon* Hel. 301b—302a
- thea ik for thesumu werode skal / tholon, for thesaru thiod* Hel. 4570b—71a
- that he mid them weroda forð / fori, mid iro friundun* Hel. 799b—800a
- nu ik mid theson liudon ni mag / findan, mid thius folku, that usw.* Hel. 5319b—20b
- than gi fan them liudiun san / farad, fan themu folke* Hel. 1942b—43a
- endi eft te is gesiðun sprak / the godo, te them is jungarun* Hel. 4573b—74a
- the is an thit liocht kuman, / mahtig, te mannun* Hel. 886b—887a
- that man iu undar themu werode ne mugi / beswikan, an themu siðe* Hel. 1880b—81a
- thes thram imu an innan mod / bittro, an is breostun* Hel. 5002b—03a
- hwæðre he in breostum þa git / herede, in heortan, heofonrices weard* An. 51b—52b
- sulik so he an is breostun habad / giheftid, umbi is herta* Hel. 1758b—59a
- pe on breostum styreð / mon, on mode* Met. 22: 64b—65a
- weard him hyrra hyge & on heortan gedank / mara, on modsefan* Dan. 491a—492a
- sulik so he an is mode habad / hord, umbi is herta* Hel. 1763b—64a
- he on mode weard / forht, on ferhðe* Beow. 753b—754a
- that thu undar is brahun gesehas / halm, an is ogun* Hel. 1706b—07a
- het ina an is ahslun niman / is bedgiwadi, te baka* Hel. 2332b—33a
- pe me mid his earmum worhte / her, mid handum sinum* Gen. 544b—545a
- ik an thina hendi bifilhu, quað hie, / minon gest, an godes wil-lion* Hel. 5656b—57a
- thoh siu undar ira liðon egi / barn, an ira bosma* Hel. 323b—324a
- ne gi umbi iuwan meti ni sorgot / leng, umbi iuwa lifnara* Hel. 1859b—60a
- þæt hi sceoldon begen on burh ridan / hale, to hame* By. 291a—292a
- the an themu wege began / liodan, an themu lande* Hel. 2507b—08a
- se ðe on greote stod / fus, on faroðe* An. 254b—255a

so hwat so sie bi theru ahu habdun / giwunstes, bi them watare
Hel. 1166b—67a

the iu wið thesumu sewe skal / mundon, wið thesan meristrom
Hel. 2931b—32a

pa wið holme ær / fæse, wið flodum, foldan scyldun Cri. 979b—980b
endi thar an that barn godes / quelidun, an krucie Hel. 5536b—37a
efðo an feteron lag / biklemmid, an karkare Hel. 4401b—02a
that sie an hellea ni thurbin / faran, an fern that heta Hel.
898b—899a

& ic in wite seal / bidan, in bendun Sat. 48b—49a
be thiū gi an hellie skulun / tholon, an thiustre Hel. 4432b—33a
the her an witie er / satun, an sundiun Hel. 3641b—42a
that imu thoh te harme skal / werðan, te witie Hel. 4582b—83a
that thi noh te soragon mag / werðan, te witie Hel. 5362b—63a
it ni mag iu te enigoro frumu hwergin / werðan, te enigumu
willeon Hel. 1855b—56a

hwat skulun wi thes te lone niman, quað he, / godes, te zelde
Hel. 3308b—09a

hwat skal us the te frumu werðan / langes, te lone Hel. 3312b—13a
all bi thinun dadiun sted / thiū werold, an thinum willean
As. Gen. 192b—193a

the gio an sundea spenit / man, an menwerk Hel. 1031b—32a
gengun im an hwarf samad / rinkos, an runa Hel. 5062b—64a
te hwi gi thu an ganga kumad / gifaran, an faðie Hel. 555b—556a
that ik skal an thinum heti libbian / forð, an thinum fiund-
skepi As. Gen. 60b—61a

In den Tabellen folgen ähnlich gebaute Sätze mit größerem Abstand zwischen den Gliedern. Das schon Angeführte wird zur Anstellung von Vergleichen genügen. Wer einen Ausdruck wie *on heardum stane . . on crybbe* Cri. 1425 f. oder *an themu wege . . an themu lande* Hel. 2507 f. isoliert betrachtet, wird bei der grammatischen Analyse leicht durch die unstrittige Tatsache beeinflusst, daß der Stein in der Krippe sowie der Weg auf dem Lande lag, und sieht also in dem einen Präpositionsausdrucke eine Bestimmung des anderen. Kommt aber der Rahmen der vielen ähnlich gebauten Sätze dazu, so ändert sich das Bild, und er wird imstande sein, das Ganze so zu empfinden, wie es der Dichter selbst dereinst tat. Und eben in solcher Nachempfindung besteht die echte Philologie.

Zur Erzählung von Nornagest.

Von

Friedrich Panzer.

Durch ihre Mittheilungen aus der Sigurdsage hat die Geschichte von Nornagest, ein Zwischenspiel in der großen Olafssaga Tryggvasonar, stets die Teilnahme der Sagenforscher herausgefordert. Ihre Erzählung vom Kampfe Sigurds gegen die Gandalfssöhne, nirgends sonst bezeugt und die Erinnerung an den Sachsenkrieg des Nibelungenliedes aufregend, mußte vor allem lebhaftes Aufmerksamkeitswecken. Geringere Beachtung hat man der seltsamen Einkleidung geschenkt, in der dies Zeugnis einhergeht. Man hielt sie wohl für eine freie und nicht eben geistreiche Erfindung des Verfassers.

Und doch möchte ich glauben, daß auch diese Pflanze nicht im Garten des skandinavischen Erzählers gewachsen ist. Sie scheint vielmehr aus dem Süden eingeführt, und es mag sich lohnen, einmal ihren Mutterboden aufzusuchen.

Die Erzählungen von Sigurd werden nach dem þáttur von einem Manne gegeben, der für die Wahrheit seines Berichtes die denkbar höchste Beglaubigung in Anspruch nehmen darf: er, der im Jahre 998 zu König Olaf kommt, ist — neun Geschlechter vorher — Zeitgenosse Sigurds, ja für einen bedeutenden Teil des Erzählten Augenzeuge gewesen. In Dänemark aufgewachsen, hat ihn in seiner Jugend der Ruhm Sigurds des Sigmundsohnes südwärts gelockt. In Franken traf er den Jüngling an Hjalpreks Hofe, von Regin, dem kunstfertigen Zwerge umtreut, und ist dort in seine Dienste getreten. Auf der Rachefahrt gegen die Hundingssöhne trug er ihm das Schwert und auf dem Zuge gegen die Gandalfssöhne war er Sigurds Begleiter. Die Wahrheit des Gesagten vermag er durch ein kostbares Kleinod zu erhärten, das Bruchstück einer Schnalle von Granis Sattelgurt, das Sigurd ihm einst für geringen Dienst geschenkt, und einen Haar-

büschel aus Granis Schweif. Durch sein unerhört feines Gold erweist die Schnalle, durch seine Länge von 7 Ellen das Haar sich als echt. Zudem vermag Nornagest auf einen Backzahn des Riesen Starkad zu verweisen, den er aufgehoben, als Sigurd ihn dem feigen Lümmel mit schmähhlichem Hiebe des Schwertgriffs aus der Kinnlade schlug. Als eine Stiftung offenbar seines einstigen Besitzers an den Dom hängt er jetzt als vielbestauntes Wunder, 6 Öre schwer, an einem Glockenseile in Lund.

Späterhin ist Nornagest auch bei den Lodbrokssöhnen und anderen Königen der germanischen Welt gewesen.

Das Unerhörte war ihm dadurch möglich, daß bei seiner Geburt eine feindliche Norne sein Leben an die Brenndauer einer Kerze knüpfte, die über seiner Wiege leuchtete. Eine gute Norne löschte sie rasch und gab sie der Mutter zu sorgfältiger Bewahrung. Seither trug er selbst sie bei sich. Auch diese Aussage bestätigt sich. Der Lebensmüde läßt den König die Kerze entzünden und löscht, 300 Winter alt geworden, mit ihr aus.

Man hat für den Zug vom Lebenslicht nicht ohne Fug auf die Meleagersage verwiesen. Aber auch das Übrige ist aus der Fremde entlehnt. Die ganze Erfindung kann nicht unabhängig gedacht werden von einer Nachricht, die in dem Jahrhundert vor dem um 1300 verfaßten päßt durch französische, italienische und deutsche Chroniken lief.

Diese Nachricht meldet, ein Waffenträger Karls des Großen habe bis ins 12. Jahrhundert hinein gelebt; 1139, heißt es meistens, sei er gestorben.

Die Meldung knüpft sich zunächst an einen Joannes a Temporibus und taucht in Frankreich auf. Der älteste Schriftsteller, der sie bringt, ist, soviel ich sehen kann, Petrus Bechini filius, Kanoniker an St. Martin in Tours. Sein bis zum Jahre 1138 reichendes Chronicon (vollständig hg. v. A. Salmon, Recueil de chroniques de Touraine, Paris 1854; Bruchstücke auch MG., SS. 26. 477 f.) bringt gegen den Schluß, hinter der Verfassernotiz und etlichen Nachrichten aus dem Jahre 1138 die Bemerkung (Salmon S. 63, SS. 26. 478): *Johannes de Temporibus vixit annis CCCLXI a tempore Karoli Magni, cuius armiger fuerat*. Aus dieser Quelle — nach der Vermutung der Herausgeber aber vielleicht auch aus Aufzeichnungen, die aus St. Denis stammten und auch Petrus vorlagen — hat dann der sog. Liber de compositione castri Ambaziae, der der Chronica de gestis consulum

Andegavorum als Einleitung vorgesetzt wurde, die Nachricht genommen. Er spricht von Ludovicus Pinguis und seinen Söhnen und bemerkt dann: *Quo tempore fuit Johannes de Temporibus, armiger Karoli Magni, qui vixerat CCCLXI annis* (Chroniques des comtes d'Anjou p. p. L. Halphen et R. Poupardin, Paris 1913, S. 24, vgl. S. LIV f.). Wohl aus Petrus hat Wilhelm Godellus, ein Zisterzienser aus dem Sprengel von Sens, wahrscheinlich Mönch im berühmten Pontigny, in sein Chronicon, das zwischen 1173 und 1180 geschrieben ist, die Nachricht entlehnt. Sie erscheint hier (SS. 26.197) zuerst in der bestimmteren Formulierung, daß der Langlebige im fraglichen Jahre gestorben sei: *Anno domini 1139 Johannes de Temporibus moritur, qui vixerat* usw. Dieselbe Fassung findet man dann in der Fortsetzung, die der 1124 geschriebenen Chronik des Benediktiners Clarius aus dem Kloster St. Pierre-le-Vif in Sens im 13. Jh. angehängt wurde (SS. 34.30), sowie bei dem 1212 verstorbenen Prämonstratenser Robert aus dem Kloster St. Marien in Auxerre, nur daß hier (SS. 26.235) die Lebenszeit des Johannes, gewiß fälschlich, auf 341 statt 361 Jahre angegeben wird. Auch Guillelmus de Nangiac, Mönch in S. Denis, anscheinend 1302 gestorben, bringt den Satz in seinem Chronicon (Rec. des hist. des Gaules et de la France, XX. 730). Und so hat ihn auch Vincenz von Beauvais in sein 1241 geschriebenes Speculum historiale aufgenommen (Kap. 16 des 28. Buchs)¹⁾, und wohl aus ihm als der Hauptunterlage seiner Kompilation hat Martin von Troppau ihn übernommen (SS. 22.469): so stand die Nachricht denn in Frankreich wie Deutschland in den meist gelesenen und abgeschriebenen Geschichtswerken. Daher ward des Wunderbaren denn auch in den Volkssprachen gedacht; es tritt in Spanien ein *Juan de los Tiempos*, in den Niederlanden ein *Jan von den Tijden* auf, und wenn noch des Petrus Aemilius Veronensis († 1529) französische Geschichte seiner unter dem Namen *Johannes a Stampis* gedenkt²⁾, so setzt diese Entstellung doch wohl ein Jean

1) G. Paris fand (Légendes du m.-a., 2. Aufl., S. 200ff.) bei Vincenz die Lebensdauer des Johannes auf 341 Jahre angegeben wie oben bei Robertus; in dem von mir benutzten Straßburger Drucke des Speculum von 1474 steht aber 361. Auch bei Martin von Troppau schwanken die Hss. zwischen 341 und 361, vgl. die Lesarten in den SS. zur angezogenen Stelle.

2) Aemilius sucht die Nachricht spaßhaft zu rationalisieren, vgl. den Abdruck der Stelle bei Gräße, Tannhäuser und der Ewige Jude, 2. Aufl., Dresden 1861, S. 117. In der Pariser Ausgabe von 1548, die ich in einem Exemplar unserer Bibliothek benutzen konnte, steht sie S. 220f. Hier ist eine

des Temps voraus, vgl. F. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, Heilbronn 1879, S. 107 f.

Inzwischen aber waren dem Johannes a Temporibus mehrere Wettbewerber erstanden. Die Nachrichten kommen zunächst aus Italien; A. d'Ancona hat sie ans Licht gezogen (*Romania* 10, 213 f.; *Atti del Accad. dei Lincei* 1889, *Rendiconti*, V, 1, 425 f.).

Guido Bonati, der Astrolog und Zauberer aus Forlì, bringt wunderbare Kunde von einem Ricardus, der von Karl dem Großen bis ins 13. Jahrhundert gelebt hätte. Niemand, der Bonatis gedenkt, vergißt zu erwähnen, daß Dante ihn in die Hölle versetzt hat, wo er mit anderen Weissagern und Zauberern umgedrehten Halses auf die Nachtseite seines Leibes niederweint: — *che il pianto degli occhi Le natiche bagnava per lo fesso* Inf. XX, 23. Die *Annales Forolivienses* aber rühmen ihn hoch unter Berufung auf den Danteerklärer Benvenuto da Imola; und wenn schon seine Wetterprognose einst durch eines Bauern Esel beschämt wurde, der ein Gewitter richtig voraussagte, das Guido nach Befragung seines Astrolabiums ableugnen wollte³⁾, das Volk ihn überhaupt für einen „Fantasticus“ hielt, habe er doch vieles richtig vorausgesagt; *fuit singularis et monarcha suis temporibus et etiam tenetur fuisse secundus post Ptolemeum* (Muratori, *Rer. ital. script.* XXII. 233 ff.). Guido nun spricht in seinen Traktaten *De astrologia* — die so klar geschrieben sind, *quod visus*

annalistische Übersicht der französischen Geschichte als selbständiges Buchlein gleichen Orts und Jahrs angebunden, wo es unterm Jahre 1138 heißt: *Annorum Johannis à Stampis uel à temporibus error et falsa supputatio uide Aemylum. quendam legi qui per ea uixit tempora historicum minutissima quaeque persequentem, qui tantae rei miraculum non omisisset si quid tale unquam contigisset.*

3) Auch diese in den *Annalen* nach dem mir nicht zugänglichen Benvenuto da Imola erzählte Geschichte scheint eine Wanderaneddote gewesen oder — geworden zu sein. Als ich kürzlich einer befreundeten Dame von dem Esel erzählte, der klüger war als der hochgelehrte Bonati, erwiderte sie mit folgender ihr geläufigen Anekdote. Zu einem Bauern in den Vierlanden kam ein Professor der Naturwissenschaften aus Hamburg zu Besuch. Der Bauer nötigte dem bei schönstem Wetter Scheidenden trotz allen Sträubens einen Regenschutz auf: seine Kuh habe morgens beim Verlassen des Stalles den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, was mit Sicherheit ein Unwetter erwarten lasse. Die Voraussage trifft pünktlich ein, und der Bauer meint kopfschüttelnd: „Ich hätte nicht geglaubt, daß meine Kuh in ihrem Schwanz mehr Verstand hat als der Herr Professor in seinem Kopf.“ Der Bonati-Esel verkündet das Wetter am Morgen beim Verlassen des Stalles durch Aufrecken der Ohren und Schütteln des Kopfes; die Geschichte war nach Benvenuto *magnum solatium diu in populo*.

est velle docere feminas astrologiam — von seltener Langlebigkeit der Deutschen und erzählt (Sp. 209 des Basler Drucks von 1550): *accidit aliquando quod aliqui uixerunt secundum annos maximos Alcocoden, de quibus tempore meo non uidi nisi unum qui uocabatur Ricardus qui dicebat se fuisse in curia Caroli magni regis Franciae et uixisse quadringentis annis . . . Et uidi Ricardum Rauennae era christi millesima ducentesima uigesima tertia.*

Was der *Fantasticus* hier von seiner Begegnung mit dem Ricardus in Ravenna i. J. 1223 erzählt, wird seltsam bestätigt durch den Franziskaner Thomas Tuscus, der in seinen 1279 in Florenz geschriebenen *Gesta imperatorum et pontificum* denselben Ricardus i. J. 1231 auf einem Hoftage Friedrichs II. in Ravenna auftreten läßt und allerlei Wunderliches von ihm berichtet. *Huius tempore parlamenti*, erzählt er (SS. 23. 511), *aliquid accidit, quod non existimo omittendum. Nam ad hoc parlamentum cum principibus Alamanie miles quidam Ricardus nomine curialis aduenit, qui temporibus Karoli Magni scutifer Oliverii Dacie ducis fuit, qui fuit unus de 12 palatinis et Rolandi socius specialis. Fredericus igitur imperator hunc militem coram principibus requisivit, si tempore aliquo Ravenne cum Karolo fuerat et si in ipsa posset aliqua secreta ostendere, per que verbis illius posset certa fides haberi. Tunc ille ait: Cum Karolo et Rolando et meo domino Oliverio fui in hac civitate et si mecum circa civitatem volueritis equitare, certa vobis ostendam inditia, per que me verum dicere cognoscetis.*

Er verweist darauf den Kaiser auf drei Alabastergrabmäler, die er in einer von Galla Placida erbauten mosaikgeschmückten Kapelle, an der sie vorbeikommen, mit dem und dem Inhalt finden werde. Der Kaiser läßt den Schutt aus der Kapelle räumen, den Alter und Flußaufschüttungen dort angehäuft haben, die Särge werden gefunden und die Öffnung des ersten schon bestätigt die Richtigkeit der gemachten Angaben. Weiterhin findet man dann nach des Ricardus Weisung in einem Fenster der Kapelle, zu dessen Höhe kein gewöhnlicher Sterblicher aufreichen konnte, ein Paar ungeheurer Sporen, die s. Z. ein Krieger in Karls des Großen Gefolge, der ein wenig dumm, aber von gewaltiger Größe war, dort aufgehängt und vergessen hatte.

Gaston Paris hat (*Légendes du moyen âge*, 2. éd., Paris 1904, S. 202) wohl mit Recht vermutet, daß es sich um dieselbe Persönlichkeit handle in einer Nachricht, die uns die sagenreiche Chronik des Zisterziensers Alberich von Trois-Fontaines übermittelt. Er meldet

unterm Jahre 1234: *In Apulia mortuus est quidam senex dierum, qui se dicebat fuisse armigerum Rollandi Theodricum, qui dux Guidonius dictus est, et imperator ab eo multa didicit.* Der Unbenannte ist hier zum Schwerträger Rolands geworden, und deutlich steht die französische Karlsdichtung im Hintergrund. G. Paris hat schon Hist. poét. de Charlemagne, 2. Ausg., Paris 1905, S. 323, bemerkt, daß *Guidonius* Fehler sein muß für *Gaidonius*: Alberich muß die Chanson von Gaydon gekannt haben, in der der Thierris des Rolandsliedes diesen Namen erhält, weil bei seinem Zweikampf mit Pinabel sich ihm ein Häher (*gai*) auf den Helm gesetzt hat.

Albericus trium Fontium weiß aber auch von einem Ogier redivivus zu erzählen. Unterm Jahre 1210 berichtet er (SS. 23. 891): *A partibus Hispaniarum venit hoc tempore quidam valde senio confectus miles grandevus, qui se dicebat esse Ogerum de Dacia, de quo legitur in Historia Caroli Magni et quod mater eius fuerit filia Theoderici de Ardenna. Hic itaque obiit hoc anno, ut dicitur, in dyocesi Nivernensi, villa que ad Sanctum Patricium dicitur, prout illic tam clerici quam layci qui viderunt retulerunt.*

Ich denke, daß die Einkleidung, die der Nornagests pätrr seiner Erzählung gibt, nicht unabhängig gedacht werden kann von den hier zusammengestellten Nachrichten. Denn die Übereinstimmung besteht ja nicht nur in dem Vorgeben, ein Mensch habe durch Jahrhunderte gelebt, sondern da und dort tritt der Waffenträger⁴⁾ eines berühmten Sagenhelden drei Jahrhunderte nach der Zeit dieses Helden auf und — stirbt. So etwas wird nicht zweimal selbständig erfunden. Die nordische Erzählung sieht dabei aus, als wäre sie eine Verschmelzung des von Johannes de Temporibus und von Ricardus Berichteten. Von jenem hat sie die drei Jahrhunderte und den Tod des Langlebigen bei seinem Auftreten, von diesem, 1. daß er Schwerträger nicht eines großen Königs der Geschichte, sondern eines berühmten Sagenhelden ist, 2. daß er von diesem zu erzählen und die Wahrheit des Vorgebrachten durch Beweisstücke zu erhärten weiß,

4) Daß Nornagest Sigurds Schwerträger war, erhellt nur aus dem bei Bugge, Norröne Skrifter af sagnhist. Inh. S. 59 gedruckten Texte, der der Hd. S = Cod. A M 62 folgt: *Reginn . . . hafði sverð þat, er Ríðill hét er hann hafði smíðat; Sigurðr bað Regin: 'ljá mér sverði!'; Reginn gerði svá, þar ek þetta sverð.* Der letzte Satz fehlt in der Fassung der Flateyjarbók s. 351, die sich damit zweifelsfrei (und gegen die Einwendungen, die E. Wilken, Die prosaische Edda S. LXXXVf., gegen Bugge vorgebracht hat) als weniger ursprünglich erweist.

die sich durch riesenhafte Größe als Überbleibsel eines versunkenen Heldenalters erweisen. Die benutzten Nachrichten werden dem Skandinavien wohl eher aus Frankreich als aus Deutschland zugekommen sein. Er hat sie dann mit dem Meleagermotiv und einem dem Norden geläufigen Erzählungstyp vom Erscheinen Odins bei nordischen Königen als Gestir (vgl. Flateyjarbók 1. 375 f., 2. 134 f.) verbunden.

Besonders nahe steht dem Nornagests þátrr die kleine Geschichte von Toki, die in der Flateyjarbók (2. 135 f.) in die Olafssaga hineingehelgt eingeschoben erscheint. Zu Olaf dem Heiligen kommt einst ein großer, unbekannter Mann, der sich Toki, Sohn des Toki, Sohn des Tokis des Alten nennt. Er weiß von den Königen Hrolfr Kraki und Galf und ihren Recken als Augenzeuge zu erzählen, denn ihm ist bestimmt, zwei Menschenalter zu leben. Er erhält die Taufe von Olaf und stirbt noch in den Taufkleidern. Hierzu möge noch eine Bemerkung gestattet sein.

Guido Bonati erwähnt an der Stelle, die uns oben beschäftigt hat, als zweiten Langlebigen, der ihm in seiner Zeit bekannt geworden, den Joannes Buttadaeus, so genannt, *quod impulsisset Dominum quando ducebatur ad patibulum, et ipse dixit ei: Tu expectabis me donec venero*. Das ist also der ewige Jude, und Buttadaeus zeigt hier schon jene Wesenheit des Wanderns, die seinem Vorgänger Cartaphilus noch fehlte und die ihn erst zu dem machte, als den wir ihn kennen: dem Wandering Jew, Juif errant, wie Engländer und Franzosen ihn nennen. blieb Cartaphilus noch nahe dem Schauplatz seiner Sünde, in Armenien, wohnen, so weiß Bonati, daß Buttadaeus auf dem Wege nach S. Jacobo di Compostella i. J. 1267 durch Forlì gewandert ist. Von da an mehrten sich die Zeugnisse für den Wanderer zunächst aus Italien: G. Paris hat wohl mit Recht vermutet, daß die neue Auffassung im 13. Jh. aus dem französischen Syrien über Italien nach dem Westen gekommen ist. Die Gestalt des Joannes Buttadaeus hat sich dabei gelegentlich mit der des Johannes a Temporibus vermengt. In einer Hs. des 14. Jhs. aus Evreux, von der G. Paris in seinem eben angezogenen Aufsätze über den Ewigen Juden Kenntnis gibt (*Légendes du moyen âge*, 2. Aufl. S. 197 f.), wird ein Baedeker für Jerusalem pilger geliefert. Bei der Beschreibung des Hauses, in dem der Ewige Jude wohnte, heißt es da: *Et, ut quidam dicunt simplices, visus est aliquando multis; sed hoc asseritur a sapientibus quia dictus Johannes, qui corrupto nomine dicitur Johannes Buttadaeus, sano vocabulo appellatur Johannes Devotus Deo, qui fuit scutifer Karoli Magni et vixit CCL annis*.

Toki erzählt, er sei auch durch die Lande gefahren, aber mit dem Lebensalter zugleich war ihm auferlegt, daß er an keinem Orte länger als 12 Monate weilen durfte: *for ek þá víjda vm lǫnd ok uíllða ek reyna orlæk hofðingia ok frægdír kappi þeira. var þat ok lagit a mik með alldrinum, at ek skylda huergi una lengr en XII manudr ok víssa ek, at þat gek eftir.* Sein Wandertrieb ist hier heldisch begründet; seine Unstetigkeit aber läßt die Vermutung berechtigt erscheinen, daß über diese Geschichte schon die Gestalt des ewigen Juden ihren Schatten geworfen hat.

Bemerkungen zu den Glossen des Trierer Priesterseminars.

Von

Hugo Suolahti.

In einer Besprechung von Kataras Ausgabe der Trierer Glossen in den Neuphilologischen Mitteilungen XIV, 199—207 habe ich bereits einige Emendationsvorschläge zu dunklen oder unrichtig aufgefaßten Glossen mitgeteilt. Bei einer erneuten Durchsicht meiner diesbezüglichen Notizen finde ich noch einige andere Randanmerkungen, die ich nun hier mitteile und weiter ausführe.

Katara faßt die Glosse *bilibris . zowuoigenuegi* (IV, 17) als ein Adjektiv auf und übersetzt sie im Register S. 292 mit 'zweipfündig'. Das deutsche Wort ist aber hier ein Substantiv, dessen zweiter Kompositionsteil in den althochdeutschen Glossen als *giwâgi* vorkommt und mit *stater*, *talentum* glossiert wird. Im Mittelhochdeutschen ist *gewæge* 'Gewicht' ebenfalls öfters belegt, und auch im Neuhochdeutschen lebt *Gewäge* noch fort. Die deutsche Glosse entspricht genau dem lat. Lemma in der Bedeutung 'Maß von zwei Pfund'. —

In der Glosse *Ciatus hanap* (V, 10) kann *hanap* nicht als eine deutsche Wortform mit Svarabhaktivokal gedeutet werden, wie Katara S. 48 es — obgleich zweifelnd — tut. Mit Rücksicht auf die Glosse *hanap hnapp* im Casseler Codex (Ahd. Gl. III, 11²²), wo *hanap* die altfranzösische Form (mittellat. *hanappus*) vertritt (vgl. Steinmeyer a. a. O.), ist *hanap* auch in der Trierer Glosse als eine romanische Wortform anzusehen. —

Die Glosse *Cauteriolum kenteri* (V, 13) versieht Katara mit einem Hinweis auf Wadstein, Kleinere Altsächsische Denkmäler 111, 4 und erklärt im Register S. 278 das deutsche Wort als 'Brenneisen', *cautarium*. Ebenso gibt Gallée, Vorstudien zu einem altniederdeutschen Wörterbuche S. 171, für *kenteri* die Bedeutung 'Brenneisen' an. Aber wenn man auch noch in der von Wadstein angeführten Oxforder Vergilglosse *Canteri . cauteriola* eine Ver-

schreibung für *cauteri* annehmen und dies mit dem mndl. *cauteri* 'Brenneisen' vergleichen könnte, so verbietet der e-Vokal der Trierer Glosse, an eine Entstellung von *cauteri* zu denken. Das deutsche *kenteri* ist eine Entlehnung aus dem lat. *cantherius*, welches 'Wallach, Saumtier, dann auch Vorrichtung zum Tragen, Dachsparren' bedeutet. In der Form *kenterlein* ist es bei Steinbach, Frisch u. a. gebucht. Die Bedeutung 'Kellerlager im Weinkeller (Unterlage von Balken und Brettern, um Bauholz, Fässer und dergleichen darauf zu legen)' stimmt mit der des frz. *chantier* überein. Das lat. Lemma *cauteriolum* ist als *carteriolum* zu lesen. Die obengenannte Vergilglosse hat bereits Kluge, Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte², S. 335, in diesem Sinne aufgefaßt. Wegen des deutschen *Konter*, *Konterlein* vgl. Kluge, Et. Wb.⁹, S. 226, und Grimm, Wb. V, 175. —

In der Glosse *Linostino (petithi). sarcibe. quod dicitur restital* (X, 30) hat das deutsche Lemma *restital* Katara Schwierigkeiten bereitet. Er faßt das Wort als eine Zusammensetzung von *restī* 'Ruhe' und *stal* 'Stehort, Stelle, Stall' auf und übersetzt es im Register mit 'Ruhestätte', bemerkt aber, daß diese Bedeutung mit dem Lemma *sarcile* nicht zu vereinigen ist. Die Deutung Gallées a. a. O. S. 278, wonach die Glosse als *redistal* 'Muster des zum Verkauf fertigen Tuches' aufzufassen wäre, verwirft Katara, weil *redistal* bei Gallée und Steinmeyer (Ahd. Gl. IV, 204⁴²) auf falscher Lesung beruhe. Aber trotzdem, daß Gallée die deutsche Glosse falsch gelesen hat, befindet er sich bei der Deutung derselben auf dem rechten Wege. Das zweite Kompositionsglied ist nämlich das mnd. *stale* 'jedes Muster, nach dem etwas gemacht wird, Probe jeder Art, eine s. g. Patrone; bes. Probemünze und Zeugmuster, Kleidermuster'. Was das erste Glied der Zusammensetzung wieder betrifft, so ist *restī* als *riste* zu lesen, und dies ist identisch mit mnd. *riste* 'Strähne Flachs oder Hanf,' mndl. *rijste*, *riste* 'dass.' = ahd. *rista*, mhd. *riste*, nhd. *Reiste* 'zusammengedrehtes Bünd geheckelten Flachses'. Diese Bezeichnung geht dann auch auf das aus dem Flachs bereitete Tuch über, s. Grimm Wb. s. v. *Reiste*. Diefenbach Glossarium S. 331 hat für *Linisterma*, *Linistima* u. a. die deutsche Übersetzung „ein kleid halb wollen, halb flechsin, dirdendey“ für *Linistipula* „flachs ryst“ und für *Sarcilis*, *-ciles*, *-cile* „lodin de lana, tunio-, tunih- lachen, phaiti“. —

Der Glossentext *Mannus (paruus equus) quem/uulgo prunicium uocant* (bei Katara X, 79) ist zwar lateinisch, aber in dem Worte

prunicium steckt vielleicht nur die lateinische Form eines germanischen Wortes. Die Glosse stammt aus Isidor Origines XII, 1, 55, und die Handschriften bieten neben *prunicium* mehrere andere Varianten: *brunitium*, *brunicum*, *brunium*, *buricum*, vgl. Thesaurus linguae latinae II, 2250⁸³ und Corpus gloss. latin. V, 221³ und V, 621²⁸. Du Cange, der (I, 788) die Varianten der Isidorhss. erwähnt, belegt die Form *brunum* aus Bonitus Subdiaconus Acta S. Theodori Ducis Mart. n. 5: Equum optimum . . . sibi sternere jussit, quem Graeco eloquio Dardanum, quod Latine *Brunum* dicitur, nuncupabat.

Die deutsche Form dieses Wortes findet sich als *brun* in Heinrichs Summarium III, 10 (*mannus brvn*), s. Palander [Suolahti] Ahd. Tiernamen S. 82. Eine alte Deminutivform *brüning* ist als deutscher Kontext zu der Horatiusglosse *mannus* in einer Hs. des 12. Jhs. belegt, s. Palander [Suolahti] a. a. O. S. 97.

Als Name von braunen Pferden ist *brün* heute in mehreren deutschen Dialekten geläufig, so im Schweizerischen (s. Staub-Tobler Schweiz. Id. V, 648) und im Niederdeutschen (s. z. B. Schiller Zum Tier- und Kräuterbuch des Mecklenburgischen Volkes 2. Heft S. 1); daneben die Deminutivformen schweiz. *Brüli* und ndd. *Brüning*. Im Niederländischen hat sich der Ausdruck *bruin* oder dessen Deminutivum *bruintje* vom Namen für braune Pferde zu einer allgemeinen Bezeichnung von Pferden überhaupt entwickelt, wie dort auch *grauwtje* zu einer allgemeinen Benennung des Esels geworden ist, s. Woordenboek der Nederlandsche Taal III, 1, 1674.

Wie aus dem lateinischen Lemma *mannus* und dem erklärenden Texte *paruus equus* hervorgeht, handelt es sich bei der althochdeutschen Benennung *brün* um eine Art kleiner Pferde, um Ponys, welche als Luxusperde gebraucht wurden. Daher denn die deminutive Bezeichnung *brüning*. Auch die in einer Handschrift des 13. Jhs. (Heinrichs Summarium III, 10: cod. princ. de Lobkowitz 434, 5 b) vorkommende Glossenform *bruniz* (= *mannus*), welche ich in den Althochdeutschen Tiernamen S. 82 als ein flektiertes Adjektivum mit Bezug auf ein ausgelassenes Substantiv *ros* aufgefaßt habe, könnte möglicherweise als eine mit dem Suffix -z- (vgl. Kluge, Nominale Stammbildungslehre² § 60 Anm. 2) gebildete deminutive Koseform gedeutet werden. Das oben aus dem Trierer Glossar zitierte lateinische Wort *prunicus* würde dann, ebenso wie die Variante *brunitius* in den Handschriften des Isidor, die latinisierte Form dieses deutschen Deminutivums vertreten. Die in Isidorhss. daneben vor-

kommende synonyme Variante *burricus*, für welche Du Cange I, 817 eine Anzahl Belege anführt, ist bereits von dem französischen Philologen Salmasius (16./17. Jh.) aus der roten Farbe des Pferdes erklärt worden (s. Du Cange a. a. O.) und hängt mit dem Adjektiv *burrus* 'rot' zusammen. Irrtümlicherweise ist dieses *burrus*, *burricus* von mittellateinischen Schriftstellern manchmal mit *burdo*, *burdus* 'Maulesel' verwechselt worden.

In den Glossenhandschriften erscheint als deutscher Kontext zum Lemma *mannus* neben *brvn* und *bruniz* noch die Form *prüz* (cod. Vatic. Reg. 1701 f. 2 b¹, 11. Jh.), *bruz* (Umordnung Heinrici Summarii III, 1). In den Althochdeutschen Tiernamen S. 82 hatte ich an die Möglichkeit gedacht, diese Form als eine Verschreibung von *prunaz*, *brunaz* aufzufassen. In der Zeitschrift für deutsche Wortforschung I, 350 bezweifelt jedoch Kluge, der noch einen dritten Beleg aus Wadsteins Kleineren altsächsischen Sprachdenkmälern 106^{b15} (*burdo* ex equo et asina *pruz*) erwähnt, mit Recht die Richtigkeit dieser Vermutung. Er deutet unter Hinweis auf die altberühmte preußische Pferdezucht die Glosse *pruz* als den Völkernamen *Prüz* 'der Preuße' und verweist auf ähnliche sprachliche Reflexe östlicher Pferdezucht in den Benennungen *Reuß* 'equus castratus' (= mhd. *Riuz* 'der Russe') und *Wallach*.

Die Richtigkeit dieser Etymologie von Kluge kann ich jetzt mit synonymen slavischen Benennungen bestätigen, welche ich, durch einen Hinweis meines Freundes J. J. Mikkola geleitet, den betreffenden Wörterbüchern entnehme. Miklosich Et. Wb. der slav. Sprachen (1886) S. 266 verzeichnet unter *prusu*: nslov. *prus konj* 'equus gradarius' und Wolf, Slovenisch-Deutsches Wörterbuch II, 358 gibt in derselben Bedeutung („das Zelterpferd“) die slovenische Form *prūsec*. Es handelt sich also auch hier wieder um eine Art Luxuspferde, wie es bei *mannus* und seinen entsprechenden deutschen Synonymen der Fall war. Daß mit diesen Benennungen ein Zelterpferd oder ein Paßgänger gemeint wurde, wird ausdrücklich (Du Cange I, 788) hervorgehoben: „Buricus vel Brunitus Equus tolutarius Gall. Qui va l'amble.“ Das in den Straßburger Glossen erscheinende Lemma „*burdo* ex equo et asina“ (Wadstein a. a. O.) erklärt sich durch die oben besprochene Verwechselung von *burdo*, *burdus* und *burrus*, *burricus*.

In den slavischen Sprachen hat sich die ursprünglich für eine Art preußischer Luxuspferde gebrauchte Benennung erweitert, so daß

präs im Slovenischen 'Hengst' (*präsk, präsök* 'junger Hengst') bedeutet, vgl. Lorentz, Slovenisches Wörterbuch II, 851 f. —

Die Glosse *strigia haddōmiga* bezeichnet Steinmeyer Ahd. Gll. IV, 209^a Anm. als unverständlich. Gallée Tijdschr. voor nederl. Taal- en Letterkunde XVII, 64 will darin eine Bezeichnung der Hexe sehen, wonach die Glosse mit der unmittelbar darauf folgenden *Strihia hazus* gleichbedeutend wäre, und in den Vorstudien zu einem alt-niederdeutschen Wörterbuche S. 120 trennt er die deutsche Glosse in zwei Kompositionsglieder *hog-dōmmiga*. Diese Deutung Gallées wird jedoch von Franck in Hansens Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns Kap. VII (Geschichte des Wortes Hexe) S. 616 Anm. 1 als gänzlich unsicher bezeichnet. Auch Katara, der die Glosse in seiner Ausgabe XIV, 103 abdruckt, hält Gallées Erklärung bloß für eine vage Vermutung. Sowohl Franck wie Katara schließen sich Steinmeyers Auffassung an, daß die betreffende Glosse „unverständlich“ ist.

Ich getraue mir auch nicht, das Rätsel lösen zu können, möchte aber doch wie Gallée vermuten, daß es sich hier um eine Bezeichnung der Hexe oder Furie handelt, und daß das lat. Lemma *strigia* dieselbe Bedeutung hat, wie in den Epinaler Glossen (*striga haegtis*), in den Leidener Glossen (*striga hoegtis*) u. a. Denn in der Glosse *haddōmiga*, welche offenbar eine Korruptel ist, glaube ich das Wort *moiga*, d. h. *moia* zu erkennen, welches mit mndl. *moeye*, *moye*, nndl. *moei* 'alte Frau' identisch ist und in den Glossen als zweiter Bestandteil des Kompositums *holzmoia* 'Waldfrau, wildes Weib' öfters vorkommt. Dieses Wort erscheint in den Glossenbelegen in mehreren Varianten, welche teilweise korrumpiert sind (vgl. z. B. *lamia holzethmugi vel wildiz wip* in den Salomonischen Glossen bei Steinmeyer-Sievers Ahd. Gll. IV, 171¹⁷). Wenn demnach in *haddōmiga* der Ausgang *ōmiga* als *moiga* zu lesen ist, so könnte die verderbte Glossenform etwa aus einer Vorlage *hagdisse vel holtmoiga* oder *hagd(isse) moiga* hervorgegangen sein, wo also die begriffsverwandten Worte mndl. *hagdisse* 'Hexe' und *holtmoia* 'Waldfrau' als Synonyma vereinigt worden wären. Eventuell könnte man *haddōmiga* auch als eine Korruptel von *holthmoiga* (vgl. oben die Salomonische Glosse *holzethmugi*) betrachten.

Typologisches in mittelalterlicher Dichtung.

Von

Julius Schwietering.

Innerhalb der Entwicklung des höfischen Romans, die uns am ehesten vom französischen Wurzelboden aus verständlich wird, pflegt man dort einen Einschnitt zu machen, wo antike Romanstoffe durch keltische und griechisch-byzantinische Motive abgelöst werden. Diese Gliederung ist natürlich nur dann berechtigt, wenn der Schritt, den Chrestien im 'Erec' und 'Cligés' tut, nicht aus dem Stoff als solchem, etwa aus Überdruß an abgedroschenen Motiven und Hunger nach neuen, seine Deutung findet, sondern aus jenem Sinn heraus, den dichterische Gestalt dieser Stoffwelt zu geben bemüht war. Denn das ist die entscheidende Leistung auf dem von Alberich zu Benoit führenden Wege, daß volkssprachige, aber doch gelehrte Dichter ihr Wissen nach Kräften überwandten, um antike Dichtung mit dem **Sinngehalt** der neuen Zeit zu erfüllen. Sehnsucht nach höfischem Glanz und Frauenminne wandelte um, malte aus und fügte Szene auf Szene in überkommenes episches Gebilde. Um des Aeneas Italienkämpfe zur Dienstleistung um Frauenlohn zu erheben, wurde die Laviniaepisode geschaffen.

So ging man vom Einzelnen aus, statt den Sinn des Ganzen zu wandeln und etwa antikes Heldenideal durch mittelalterliches im Kern zu ersetzen. Das wird sofort klar, wenn wir der religiös sittlichen und nationalen Grundlagen der Virgilschen Dichtung gedenken, denen der mittelalterliche Roman, an der einseitigen Vorstellung des edlen Venussohnes haftend, nur ein verschwommenes, durch wesensfremde Züge der Überlieferung getrübt^{es} höfisches Ideal gegenüberzustellen hat. Mag auch ausdrücklich betont werden, daß die Kämpfe um Troja Frau Helena gelten, so duldet^e doch die antike Fabel nicht, im Trojaroman alle Einzelkämpfe durch Frauendienst zu motivieren. Der Wandel der beherrschenden Idee oder die Neueinführung einer solchen hätte die Form vollends zerbrochen, die

kaum noch fähig war, die Sinn-Änderung und Umgruppierung der Einzelheiten zu ertragen.

Aus diesem Zwitterverhältnis des Gesamtorganismus zu seinen Gliedern, vom mittelalterlichen Dichter, der über das 'Nützliche' und 'Beispielhafte' der römischen Dichtung hinaus nicht nur jedwede Kunst, sondern auch das Leben selbst erst im Schein des Ewigen erkannte, schwerer als nur irgendwann empfunden, boten freiere Phantasiegebilde, die die straffe Formung klassischer Antike nicht durchliefen, erwünschten Ausweg. Es waren Erzählungen keltischer oder byzantinischer Herkunft, märchenhaft raum- und zeitlos, locker im Aufbau, noch leere Gefäße oder doch bereit, sich jeglichem ihnen durch neue Gestalt gegebenem Sinn willig zu fügen. Denn wie wir uns auch zur Formfrage der *matière de Bretagne* vor Chrestien stellen mögen, ihre variierende Überlieferung war dehnbar und schmiegsam genug, um der willkürlichen Deutung eines großen Dichters keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Und weil daher hier die leitende Idee, die das Ganze gruppiert und gliedert, zum erstenmal restlos durchgeführt, jedermann offensichtlich entgegentrat, und auf eine zeitlich und räumlich eng begrenzte gesellschaftliche Moral gerichtet, nachträglich durch eine verhältnismäßig knappe Formel umschrieben werden konnte, glaubte man darin eine charakteristische Eigentümlichkeit Chrestiens zu sehen. Als Thesenromane oder Problemgedichten, die man, durch gleichnamige Terminologie späterer Literaturperioden verleitet, völlig mißdeutete, isolierte man des Dichters Werk von seinem mittelalterlichen Grunde. Aber richtig im Geist des Mittelalters verstanden könnte diese Bezeichnung auf alle damalige höfische epische Dichtung, soweit sie nicht nur zur Kurzweil geschaffen, ausgedehnt werden. Darüber dürfen uns Trübungen ursprünglicher Klarheit durch dichterische Neubearbeitung nicht hinwegtäuschen, vor allem dann nicht, wenn der Sinngehalt einer Dichtung wie bei Wolfram in so abgründige menschliche Tiefen führt, daß ihn keine Formel mehr zu fassen vermöchte. Die epische Erzählung als solche ist hier nie das Letzte, sondern die *symbolische Wahrheit*, die die einzelnen Motive nicht nur anzieht, sondern auch wandelt und miteinander bindet wie Goldgrund die Figuren einer Altartafel oder Transparenz die farbigen Zyklen eines Fensters. Nur so verstehen wir das Wesen der Dichtung im Gesamtbereich einer Kunst, die, vom Sakralen beherrscht, im Transzendenten gegründet.

Nachdem durch Chrestien der Bann des antiken Epos gebrochen

und gleichsam eine neue Projektionsfläche für dichterische Gestalt geschaffen, werden auch antike Gruppen dieser neuen Bühne angepaßt und von ihr aufgenommen. So wandeln sich dem deutschen Parzivaldichter, nicht durch unmittelbare Kenntnis Virgilscher Form gebunden, wichtige Züge der Eneide zum Gahmuretepos, eine Tatsache, die sich durch Beziehungen des ersten Titurelabschnitts zur Laviniaepisode stützen läßt. Deutlich erkennbar zeigt sich auch hier zunächst das gemeinsame Gerüst vom aufklärenden Liebesdialog über die Schilderung der Liebeskrankheit bis zu ihrer Entdeckung. Aber innerhalb dieses Kompositionsschemas sind es gerade die füllenden Einzelheiten, die den Gedanken an zufällige Übereinstimmungen aus gemeinsamer Situation von sich weisen.

Der Liebesdialog ist dadurch charakterisiert, daß Neulinge der Liebe, Kinder, die zu früh lieben oder lieben werden (Eneide 268, 24; 274, 7; Titurel 46, 3; 49, 1 usw.), sich über das Wesen der Minne belehren lassen. Auf ihre naiven Fragen: *wer is diu Minne?* (E. 261, 27), *sô saget mir denne waz minne is* (E. 262, 6) oder: *Minne, ist daz ein er? maht du minn mir diuten? ist daz ein sie?* (T. 64, 1 f.) werden Lavinia und Sigune auf die Allgewalt der Minne verwiesen, die unterschiedslos reich und arm (E. 262, 34; 273, 38), jung und alt (T. 65, 2; 70, 1), die ganze Welt (E. 261, 29) ja das ganze Reich der Natur (T. 65, 4) beherrsche. Ihr junges Liebesleid mit seiner Angst (E. 263, 28; T. 48, 1) und Qual (E. 263, 40; 267, 42; 273, 12; 276, 39; 280, 6; 281, 18 usw., T. 110, 4; 116, 4), mit seinem Zwang und seiner Fesselung (E. 268, 19; 281, 25; T. 101, 1; 116, 4) läßt sich Liebeerfahrenen gegenüber nicht verbergen: vor Lavinias Mutter ebensowenig wie vor Gahmuret und Herzeloide. Unruhvolle Sehnsucht treibt Lavinia zum *palas*-Fenster hinauf: 301, 2 *in dem venster sie lach, alsô sie geware was. si warte, wanne Ênêas zûquâme geriten*, traurig folgen ihre Blicke seinem Weg in die Ferne: 277, 28 *si sach im trûrechlichen nâch und markte wâ her hine rite. mit den ougen volgete sime mite so si aller verrest mohte* mit dem einprägsamen Bild: 287, 28 *von diu ne wundert mich des niht, daz sie frô was dô sin gesach. niht langer sie dô lach, frôliche sie sprank von dem venster ûf den bank. schiere enslôz sie die ture¹⁾*, das

1) Daß diese bildhafte Situation des *Wartens*, die hier von Ovid inspiriert ist, auch in M. Fr. 37, 4 auf die Heroiden zurückgeht, vermutete ich schon Zeitschr. f. deutsches Altertum 61, 77. Der Kunsthistoriker, der Wege von antiker zu mittelalterlicher Bildlichkeit überblickt, nimmt diese Zusammenhänge, die die chauvinistische Literaturgeschichte immer noch verkennt, längst als selbstverständlich hin.

Wolframs Lyrik (T. 117 ff.) zum unmittelbarsten Ausdruck Seele und Leib bezwingender Sehnsucht nach dem fernen Geliebten steigert: 118,1 *Sô gên ich von dem venster . . an die zinnen*.

Damit sind wir bereits bei jenem Wandlungsprozeß angelangt, der uns in die Genesis der Titureldichtung führt. Über dem nur äußerlich Gemeinsamen ist der Sinn der Szene ein anderer geworden. Veldeke läßt die Mutter ausführlich über Minne dozieren, auch über unnatürliche Liebe, und zwar der völlig naiven Tochter gegenüber, die innerlich unbeteiligt dabei sitzt und sich die Richtigkeit des mütterlichen Traktats erst aus späterer Praxis bestätigen lassen kann. Wolfram schiebt die Rolle der Mutter dem Liebenden selbst zu und läßt über seiner werbenden Belehrung oder belehrenden Werbung die Geliebte ihr eigenes liebendes Herz selbst entdecken: 77,1 *Ich bin dir holt, getriwer friunt: nu sprich, ist daz minne?*

Wolfram läßt keimende Liebe und Liebesleid erleben, Veldeke beschreibt nach äußeren Merkmalen, nach ovidischen Fiebersymptomen des Heiß- und Kaltwerdens, des Erglühens und Erbleichens, des Zitterns und Seufzens, der Appetit- und Schlaflosigkeit, der Ohnmacht usw., nach Symptomen, die nicht nur bei Lavinias und Eneas tatsächlich eintretender Liebeskrankheit nochmals aufgezählt werden, nachdem sie uns doch schon aus der Didoszene bekannt sind, sondern innerhalb der Laviniaepisode bei der von der Mutter angestellten Diagnose gar zum vierten Male erscheinen. Wolfram meidet wohlweislich, im ersten Liebesdialog, d. h. in Schionatulanders Antworten auf Sigunes Fragen auch nur einen Terminus der Liebesphysiologie einzustreuen, und es muß fraglich erscheinen, ob in Sigunes ganz allgemeiner Wendung *an fröuden diu kranke* (T. 67, 2) die Bedeutung *körperlicher*²⁾ Schwäche auch nur als Metapher anklingt. Auch der Minne 'Spuren' (T. 95, 1), die Schionatulander und Sigune zu Verrätern werden, aber nur vertrauten Leidensgefährten gegenüber, lassen sich nicht aus dem Symptomregister der 'Eneide' ableiten. Verblasen des Augenglanzes und strahlender Jugendfarben (T. 89, 2 f.; 112, 4; 125, 1 ff.) sind eigenste Symbole des Dichters, der die Natur um ihres Glanzes liebte, weil sich ihm darin Göttliches enthüllte. Matter Augenglanz ist nicht Symptom, ist krankes Herz, ist Liebesleid: *wan daz din herze dur din ouge schouwe* (T. 62, 2).

2) Selbst im späteren epischen Bericht *Sin lieplichiu siecheit, die er truoc von der minne* (84, 1), ist *siecheit* nicht wörtlich zu nehmen. Durch das attributive *lieplich* wird der metaphorische Charakter stark betont.

Aus der Rolle fällt Str. 121: *Owê des, mir ist sîn kunst alze tiure, nâch dem ich dicke erkalte, und dar nâch, als ich lige in gneistendem viure, sus erglûet mich Schïonatulander: mir gît sîn minne hitze, als Agremuntin dem wurme salamander*³⁾, mit ihren Liebessymptomen des Erhitzens und Erkaltes, und zwar nicht als objektive Schilderung, sondern der Liebenden selbst in den Mund gelegt. Der Zweck der Strophe, Schïonatulanders Namen durch Sigune zu nennen, ist offensichtlich, aber eine weit größere psychologische Feinheit liegt doch eben darin, daß Herzeloyde, die einen Racheakt Amphlisens wittert, in die Rede einfällt und nun den Namen des Werkzeugs ihrer Rivalin selbst errät, den Sigune durch all die Strophen hindurch verschwiegen hatte. — Da andererseits, wie schon Martin bemerkt, das Wort *erglûejen* hier eine faktitive Bedeutung hat, die sonst erst durch spätere Denkmäler belegt ist, wird unser modernes Empfinden, das an dieser Stelle deutlich einen Bruch fühlt, von verschiedenen Seiten bestätigt. Scheiden wir Str. 121 aus, so setzt das *Owê* in Herzeloydens Antwort viel wirksamer ein, als wenn es bereits in der letzten Sigunenstrophe vorweggenommen wäre. — Einen ähnlichen Verstoß finden wir noch in Str. 90, die in ihrer auf Gahmuret plötzlich überspringenden Beschreibung auch sonst auf schwachen Füßen steht.

Dadurch, daß Wolfram an die Stelle mütterlich scharfer Beobachtung physiologischer Merkmale mitfühlende Teilnahme an innerem Herzeleid setzt, befreit er seine Dichtung auch vom Ballast leerer allegorischer Figuren, deren verwundende Pfeile Liebeskrankheit versuchen. Nach der 'Eneide' teilt sich Mutter Venus mit Amor und Cupido, den Brüdern des Eneas, in das komplizierte Geschäft, denn nach ovidischer Lehre versenden sie zweierlei Pfeile: goldene, um Liebe zu wecken, und bleierne, um gegen Liebe zu feien. Dazu kommt noch ihr ärztliches Talent, die Pfeilwunden jederzeit wieder heilen zu können. Farals Bemühungen (*Recherches sur les sources latines* S. 144 ff.), auch diese letztere Anschauung aus Ovid abzuleiten, aus der gegensätzlichen Tendenz der *Remedia* zur *Ars* unter Zuhilfenahme eines hypothetischen Mißverständnisses von *Amores* II 9, 7, so daß die Idee des mal. Dichters als 'fruit d'une confusion' anzusehen wäre, vermag ich nicht beizustimmen. Gibt uns doch der mal. Dichter selbst den unzweideutigen Fingerzeig, daß diese Vorstellung Amors in späterer Aus-

3) Konr. v. Würzburg vergleicht im Tr. Kr. 4216 ff. den im Feuer glühenden Salamander mit zornentbranntem Kampfesmut.

legung antiker oder antikisierender Bildlichkeit wurzelt und zwar in der Deutung eines Amorsymbols als *Salbenbüchse*. Unter den wenigen Beigaben des leicht ausgerüsteten Gesellen kann dafür nur der Köcher in Frage kommen, in einer antiken, vielleicht durch Überlieferung entstellten Form, die dem Mittelalter unbekannt war. In die Hand wurde die Salbenbüchse dem Amor natürlich erst nachträglich gelegt als Gegenstück zu den Pfeilen der andern, um so seine Doppeleigenschaft als Verwunder und Heiler sinnfällig zu allegorisieren.

Wolfram, der das Bild des Bogenschützen durch unbildliche Erklärung vernichtet: 65, 2 *minne kan den alten, den jungen sô schuzlichen spannen daz si mit gedanken sêre schûzet*, verbirgt höchst schalkhaft unter der Maske kindlich naiver Weisheit seinen Spott über Veldekes allegorische Künsteleien. Denn der Unterton von Sigunes Frage: 64, 1 *Minne, ist daz ein er? maht du minn mir diuten? ist daz ein sie?* ist doch Wolframs fröhlich ironischer Zweifel, wer denn nun eigentlich unter den heraufbemühten männlichen und weiblichen Liebesgöttern der 'Eneide' die wirkliche Minne sei. Amors Figürchen, das Wolfram natürlich aus antiker oder antikisierender bildlicher Darstellung kannte, ist doch nur ein Spielzeug, gerade passend für Sigunes Puppenwagen: 64, 3 *muoz ich si behalten bi den tocken?* Ja man möchte an ganz bestimmte Amorettenszenen antiker Kleinkunst oder an mißdeutete Münzreverse mit der geflügelten Viktoria auf der Weltkugel in der Hand des Herrschers denken, um zur nächsten Zeile die Brücke zu schlagen: *od fliuget minne ungerne ûf hant durh die wilde? ich kan minn wol locken*. Das Nachzittern des alten Bildes, das im Verklingen schon von einem neuen übermalt wird, die daraus entstehende schillernde Ungewißheit, ob Amor oder ein Falke auf die Hand geflogen kommt, würde sich wohl in unsere Anschauung von Wolframs Kunst fügen.

Um diese Kunst auch weiter von dem Hintergrund der 'Eneide' abzuheben, könnte noch auf eine Reihe anderer Einzelheiten verwiesen werden: etwa wie die Gewalt der Minne auch den Mann in Waffen erschlaft, seine Tatkraft lähmt und seinen Kampfesmut untergräbt. Aber wodurch uns der vom Leben gehärtete Eneas unglaubhaft und unmännlich erscheint (E. 293, 26 ff.), eben dadurch weiß das rührende Bild des *kranken knaben*, des *jungen talîn ûz Graswaldân*, der gerade der zarten Obhut Amphisens entwuchs, unsere Seele zu ergreifen: 85, 2 *sîn lîp ist zuo dem ungemache doch ze kranc: diu starke minne in krenket*.

Trotz aller gegensätzlichen Gestaltung, trotz der starken Kraft lyrischer Durchdringung ist ein letzter Rest von Veldekes Minnelehre geblieben, der für die Herkunft der Titurelszene aus eben dieser Sphäre unzweifelhaftes Zeugnis ablegt. Ich denke dabei nicht so sehr an die Komposition insgesamt, daß dem Parallelismus doppelseitiger, in die Form eines episch-lyrischen Wechsels gekleideter Liebesklage ein allerdings durch Werbung motivierter klärender Liebesdialog vorausgeht, sondern an die durchbrechende Anschauung, mit der auch Wolfram seiner Zeit den Tribut zahlt, daß nicht nur die 'Kunst' höfischer Liebe, sondern Liebe schlechthin gelernt sein will oder doch durch Wissen bedingt sei. Daß Schionatlander als Postillon d'amour im Dienst Amphlisens eine gute Schule durchgemacht habe (Str. 54), soll seine Kenntnis höfischer Formen des Frauendienstes erklären. Aber auch seine persönliche Erfahrung, sein eigenes Liebeserleben wird als Bestätigung von früher Vernommenem, früher Gewußtem und in dieser Rationalität gleichsam als platonische ἀνάμνησις gedeutet (Str. 65f.), wie denn auch Herzeloide Sigunens Liebesgeständnis nur aus Wissen erklärt, das sie auf Amphlise zurückleitet: 122, 1 *'Owê, sprach diu künegin, 'du redest nâch den wîsen. wer hât dich mir verraten? nu fürht ich die Fransoysinne Anphlîsen, daz sich habe ir zorn an mir gerochen: al diniu wîslîchen wort sint ûz ir munde gesprochen.'* Nach der Eneide greift die Vorstellung der Lehre, wie sie Lavinia von der Mutter erteilt wird, sogar auf Eneas über, der ihre Liebe weckt: 271, 23 *wannen komet mir der sin, daz ich sus wîse worden bin, des ich ê sô tumb was? ez lêret mich Eneas, daz mir daz is worden des ich ê sô tumb was? ez lêret mich Ênêas, daz mir daz is worden kunt.* Denn vom Standpunkt Veldekes ist es zum mindesten problematisch, ob wir hier *lêren* wörtlich oder metaphorisch zu fassen haben.

Wenn wir nun also Wolframs Verhältnis zu Veldeke nicht als hie und da verstreute Übereinstimmung zufälliger Einzelheiten, sondern als tiefgreifende persönliche Auseinandersetzung, als erlebnismäßige innerliche Angleichung eines sinnvollen und sinnbezogenen Komplexes begreifen, die für das Gahmuretepos eben darin besteht, daß sich die vom Eneasroman geschaffene Gestalt des Venussohnes zu höfischerer Form verfeinerte, wie sie dem eigenen soziologisch bedingten Stilgefühl gemäß war, so ist dadurch im Grunde genommen kein anderer Modus dichterischen Schaffens bloßgelegt, als wie ihn W. Foerster (Cligés, kl. Ausg.³ S. XXXIX ff.) für

den 'Cligés' Chrestiens als Anti-Tristan postulierte. Seine Auseinandersetzung mit G. Paris (*Mélanges de littérature française* S. 229 ff.) scheint mir darum auch heute noch unserer Beachtung wert, weil ich vom Schnittpunkt ihrer divergierenden Meinungen her eine Lösung erhoffe. Freilich wird uns die aus Wolfram gewonnene Erkenntnis im allgemeinen auf G. Paris' Seite stellen. Sein Protest gegen die schematische Schaffenskurve eines Dichters, den nach unmoralischen, unvollendbaren Aufträgen moralische Bedenken zu 'Anti'-Werken treiben, ist nur allzu berechtigt. Als künstlerische Leistung ist natürlich auch Chrestiens 'Cligés' nur als umformende Angleichung an das eigene Ideal, als höfisch verfeinerte Anpassung an das Empfinden der Gesellschaft denkbar.

Aber in diesem zeitlich bedingten Prozeß ist in der Tat eine Art von Gegensätzlichkeit strukturiert, die sich nicht nur in der einseitigen Wahl des Ausgangspunktes, sondern auch in der von hierausströmenden eigentümlich selbstbewußten Schwungkraft der Bewegung kundgibt. Denn es ist doch kein Zufall, daß die Konzeption Wolframscher Gestalten nicht an Hartmann, mit dem ihn doch die Gemeinsamkeit der Chrestienschen Quelle verband, sondern an den altertümlicheren Veldeke anknüpft. Und neben dem französischen Eneasroman, dessen Bedeutung für die Herausbildung des höfischen Romans beispiellos dasteht, gibt es nur noch einen zweiten Punkt von ähnlicher Ausstrahlungskraft, nämlich jenen 'Tristan', um den Chrestien ja nicht nur im 'Cligés', sondern nächst ihm vor allem auch in seinem stärksten Werk, dem 'Lanzelot', seine Kreise zieht. Sicherlich war dieser 'Tristan', der in seiner ihm sinnfremden Rätselhaftigkeit immer wieder Geltung heischte, das Werk eines andern: Mit dem Eneasroman verband ihn nicht nur seine kanonische, zur Stellungnahme zwingende Macht, sondern auch die Abgerücktheit einer romantischen Ferne. War es für den Laien Wolfram bewußt oder unbewußt der Zauber der Antike, deren Bildhaftigkeit ihn auch aus der von Ovid inspirierten Lavinia-episode lockte, so reizte Chrestien, den Erziehung und Jugendwerk in den selbstverständlichen Besitz antiker Kunstmittel gesetzt hatte, das Schicksal zweier Liebenden, die schon Thomas mit dem unsterblichen Lebenshauch antiker *senedaere* beseelte und die doch in dem Wunderland seiner eigenen Träume wandelten.

Kurzum, der Geltungsanspruch der Erzählungen von Alexander, Hector, Eneas, Turnus, Tristan, von Helena, Lavinia, Isolde usw. dem höfischen Dichter gegenüber beruht nicht nur auf ihrer zeitlichen

Priorität als solcher, sondern auf der immanenten Kraft eines Geistes, der auch Gottfrieds Dichtung aus dem Kreis der höfisch ritterlichen Epik fern hält. Erst auf Grund dieser geistigen Bindung, als deren Hauptkomponente ich den Geist der Antike zu erkennen glaube, treten einzelne Dichtungen oder Episoden vor allem des antiken Sagenkreises höfischer Artusepik gegenüber, wie alttestamentliche Zyklen der Verheißung neutestamentlichen der Erfüllung. Damit sind wir bei jenem typologischen Schema angelangt, das gerade durch die Methode der Laienunterweisung tief in die mal. Denk- und Schaffensweise hineinreicht. Es müßte geradezu auffallend erscheinen, wenn sich diese auf Typus und Antitypus gestellte Tektonik nicht auch außerhalb des biblischen Bildkreises und ebenso wie in der Bild- auch in der Wortkunst fände.

Auf Grund der erwogenen Beziehungen der höfischen Artusepik zum antiken Roman besteht wohl kein Zweifel mehr, daß wir das Verhältnis der Titurelszene zur Laviniaepisode, des Gahmuretepos zur Eneide in eben diesem typologischen Sinne deuten dürfen. Wie nun innerhalb solcher Struktur die gemeinsame Sinnrichtung die Formen heterogener Motive in mählichem Wandel einander nähert, wie der Durchzug durchs Rote Meer der Jordantaufe oder die Schlangenerhöhung in der Wüste dem Kreuz auf Golgatha kompositionell angeglichen oder die Zahl der Propheten und später gar der Sibyllen durch die der Apostel bestimmt wird, so wandeln sich Szenen der 'Eneide' in der Richtung auf die Artusepik zu Gahmuretszenen, die Laviniaepisode, wohl im Hinblick auf die Form eines dialogisierten Wechsels des höfischen Minnesangs, zur Titurelszene. Was die Bildkunst als sauber geschiedene, selbständig konturierte Schemen handgreiflich und unbestreitbar nebeneinander ausbreitet, läßt sich aus Wortkunst nur ermitteln, wenn wir die übereinander lagernden Schichten des dichterischen Entstehungsprozesses vorsichtig abblättern, bis wir nach Entfernung aller Übermalungen auf den letzten Grund des Typus stoßen.

Mit dieser typologischen Schaffensweise, für die eben das charakteristisch ist, daß der Typus vom Antitypus her sinnerfüllt wird, um sich in oft erneuten Schaffensprozessen auf den Antitypus der Erfüllung hinzuentwickeln, mit dieser spezifisch mittelalterlichen Schaffenskategorie, die die letzte uns zugängliche Bedingung dafür bietet, daß eine Reihe von Dichtern nach Hartmann trotz seines dazwischenliegenden Werks bei Veldeke ansetzt, sollte man die zu jeder Zeit mögliche, nur graduell verschiedene Einstellung auf

traditionelle Vorbilder nicht vermengen. Allerdings kennzeichnet es den mittelalterlichen Dichter, woran Jul. v. Schlosser (Kunst des Mittelalters S. 74) bei Dante erinnert: „Als Dante den Schlaf schildern will, in den er im Purgatorium versinkt, stellen sich ihm als 'Vorbilder' einerseits der Schlaf der Jünger am Ölberg, der des Argus andererseits ein, und sofort vergleicht er sein dichterisches Verfahren ganz entsprechend und bewußt dem des Malers, der *con esempio malt*.“ Wir könnten zahlreiche Beispiele häufen, wie, freilich meist ohne ausdrücklichen Hinweis des Dichters, Hartmann bei der Aussetzung des Gregorius an Moses, bei seiner Geburt an die Schreibtafel des Zacharias, wie Wolfram bei Herzeloide mit dem kleinen Parzival an die Madonna, bei Sigune mit Schionatulander im Schoß an die Pietà denkt usw. Von dieser gewiß sehr charakteristischen Eigenart des nach biblischen Schemen komponierenden mittelalterlichen Dichters ist, das sei nochmals betont, die typologische Einstellung vor allem dadurch verschieden, daß die vorhandene Gestaltformel hier nicht stoffliches Vorbild, sondern sinnbezogener Typus ist, und daß die erstehende Schöpfung selbst erst jenseits des Typus auf dem Weg zum Antitypus lagert.

Daß sich der ungelehrte mittelalterliche Dichter tatsächlich in diesem typologischen Verhältnis zur Antike empfand, daß er an eine mittelalterliche Erfüllung antiker Institutionen glaubte, dafür lassen sich auch theoretische Zeugnisse beibringen, wie z. B. die Einleitung des 'Moriz von Craon'. Die literarhistorische Bedeutung des Denkmals, die zunächst von der französischen Vorlage her verstanden werden muß, läßt sich am besten im Hinblick auf die Tat Chrestiens ermessen. Die Anlehnung an den Cligés-Prolog ist keineswegs zufällig. Auch der französische Dichter des 'Moriz von Craon' überwindet den antiken Roman, indem er ihm scheinbar eine Gegenwarts-'Materie' gegenüberstellt, wie Chrestien die *matière de Bretagne* oder sonst einen Stoff, der sich in diesen Zusammenhang fügte. Unfreiheit der Bewegung, wie sie die antike Fabel auferlegte, sucht die Naivität des Craondichters damit zu begründen, daß die Kämpfe unter Hector nicht vollständig genug überliefert seien. Auch das Geständnis mangelnder Vertrautheit — ich halte Edw. Schröders *vremede* für absolut gesichert — zielt nicht auf wörtliche Übersetzung, sondern auf die Aneignung einer dem Dichter sinnfremden, ihn zum Widerspruche reizenden antiken Fabel.

Daß zum mindesten der deutsche Dichter, der aus volkssprachiger und volkstümlicher Überlieferung krauses Wissen schöpfte, ohne gelehrte Bildung war, sollte nicht bestritten werden. Und wenn schon der französische Dichter, wie ich annehme, die *clergie* von der *chevalrie*, ihrer Weggenossin, trennte, so muß aus dieser Tatsache allein auch für ihn auf ein selbstbewußtes *Lai entum* geschlossen werden. Griechische, römische und französische *chevalrie* reihen sich ihm nicht nur in zeitlicher, sondern auch in typologischer Folge: Erst in französischer Ritterschaft liegt die Erfüllung: 259 *sie dientent harte schöne den frouwen dâ nâch lône, wan man lônēt baz in dâ danne niender anderswâ*. Überlegenheit des mittelalterlichen Ideals über antikes ist der deutlich vernehmbare Unterton des Prologs, der antiken Stoffen bewußt den Rücken wendet.

Ist aber der Prolog tiefer, als man gemeinhin annimmt, ebenso wie in anderen zeitgenössischen Dichtungen in der Intention des Werks begründet, so wird man geneigt sein, die hier vermutete typologische Beziehung zur Antike auch in Einzelheiten der Erzählung bestätigt zu finden. Die Schlußszene, die im Gegensatz zu den altertümlichen Elementen der einleitenden Werbung moderne, durch den Minnesang geweckte Gefühlstöne anschlägt und die in der Situation der am Fenster *wartenden* an Lavinia gemahnt, ist zu allgemein gehalten, um vorhandene Fäden straffer zu spannen. Und für die Episode des Revenant, die der beispielhaften Ausführung eines Spezialfalles höfischen Minnedienstes gilt, dürfte kaum ein antiker Vorfahr typologischer Art gefunden werden. So bleibt noch das rätselhafte *Turnierschiff*, mit dessen Schilderung der Prolog auch innerlich enger verbunden ist als mit den übrigen Teilen.

In seiner aufschlußreichen Einleitung zur Ausgabe des Denkmals hatte Edw. Schröder, als er an das Schiff eines Festzuges vom Jahre 1235 erinnerte, ausdrücklich betont, daß hier gerade 'die Züge fehlen, die das Schiff als Fahrzeug eines Turnierritters auszeichnen', daß also der Sinn beider Schiffe ein verschiedener sei. So wurde der Hinweis in späteren Auflagen überhaupt fallen gelassen. Erst neuerdings versuchte G. Rosenhagen in einer sonst vielfach anregenden Untersuchung (Deutsche Vierteljahrssch. f. Literaturw. II 806 f.) die dichterische Schilderung des Turnierschiffs als eines 'Karnevalschiffs' zu wirklichen Gebilden solcher Umzüge in innere Beziehung zu bringen und damit dichterische Kundgabe machtvollen Rittertums in der ersten Blütezeit des Turnierwesens zu eitlem maskeradenhaftem Schaugepränge zu stempeln.

Nur sinngemäße Interpretation, die sich der kulturellen Bedeutung mittelalterlicher Ritterschaft, wie sie die Einleitung proklamiert, bewußt bleibt, kann zum Ziele führen. Im Mittelpunkt steht die wundersame, übermenschliche Turnierleistung des Helden, der an einem einzigen Tag dreihundert Speere versticht. Ein solches *fuoder* von Lanzen, die nicht nur durch ihr Fähnlein, sondern auch durch die Farbe der Schäfte den Ruhm ihres Eigentümers verkünden, muß natürlich zu Haus bereitet und kann nicht etwa von Knappen getragen, sondern nur zu Wagen zum Turnierplatz geschafft werden, wie es z. B. auch im 'Erec' geschieht: 2350 *sinu sper truog ein wagen hin dâ der turnei solde sin*, während im 'Wigalois' solche Wagen im Heereszuge erscheinen: 10671 *starkiu sper von Angran man fuorte mit den fürsten dan wol zweinzic fuoder oder mër*. Ob wir uns die Speere auf solchem Wagen in aufrechter Stellung mit flatternden *banieren* vorzustellen haben, erfahren wir nicht, meist werden sie horizontal gelegt sein. Aber der Wagen des Herrn Mauricius unterscheidet sich durch eine besondere Eigentümlichkeit, er war mit einem hohen Fahnenmast ausgestattet, an dem segelgleich eine Flagge mit den nämlichen Farben der Speerfähnlein flatterte.

Der Dichter dachte sich also den Speerwagen als *Fahnenwagen*, als *karräsche*, wie er als Träger des Heerzeichens mit in die Feldschlacht geführt wurde, und weist durch die Worte: 738 *als ein lampartischer vane schein sin segel in daz lant dâ man in an den mast bant* ganz unzweideutig auf die Vorstellung eines solchen ursprünglich oberitalienischen *carroccio* hin. Auf solchen *karräschen* gab es nicht nur Signal-Glocken, sondern auch Trompeter, wie z. B. auf dem Fahnenwagen, den die Mailänder 1162 mit ins Feld führten: *cum curru, in quo tubicines stantes tubis aereis fortius intonabant*⁴⁾. Im 'Lohengrin' löste das Glockenzeichen eines *karräschen* den Lärm von andern musikalischen Schlachtsignalen aus: 505 *Man lûte ûf des karrutschen gadem die glocken: dô huop sich umb und umbe der kradem hie unde dâ von witer lande græze; floitieren unt tampûren schal, pusûnen snarren, daz ez in die luft erhal*. So gehören die Musikanten unsers Turnierwagens zum Signalwesen eines *karräschen*, dessen Vergleich mit dem Hauptquartier einer Schlacht nicht unangebracht ist.

Aber der *karräsche* ist nicht nur Ausgangspunkt von Signalen und Befehlen, der Mast des *karräschen* trägt nicht nur das Heer-

4) Ich folge in diesen Angaben und Belegen San Marte, Waffenkunde S. 323 ff.

zeichen, sondern auch Heiligenbild und Reliquie als oberste Bekrönung, um dem Heer Schutz und Sieg zu verleihen. Beim Wagen der Mailänder befand sich ein Priester, *qui iuxta carrocerum semper missam celebret et vulneratis det penitentiam*, woraus wir schließen dürfen, daß auch die Wagen-Messe am Morgen des Turniertages (V. 811 ff.) in der Vorstellung eines Heerfahnenwagens wurzelt.

Wurde ein solcher Wagen erobert, so konnte er wie von Philipp August nach der Schlacht bei Bouvines im Triumphzug heimgeführt werden. Und es wäre wohl denkbar, daß eine solche Trophäe als Symbol für mannhafte Tat einen Turnierritter bewogen hätte, seinen Sperwagen nach dem Muster eines Fahnenwagens auszustatten. Das Abweichende von einem *karräschen*, der meist von Ochsen gezogen wurde, erklärt sich durch Anpassung an höfisches Kolorit, wie denn auch die versteckte Anbringung der fortbewegenden Kraft aus der Vorliebe höfischer Erzählungen für automatische Wunder erklärt werden könnte.

Die *Schiffsform* des Wagens geht von der Vorstellung des Fahnen-Mastes aus, dessen Bezeichnung als metaphorische Übertragung des Schiffsmastes lebendig war: Die Fahnenstange des *karräschen* wird nicht nur durch *malus*, sondern geradezu durch *malus unius navis* oder *procera trabs instar mali navis* umschrieben und die Tragstange des Banners als *antenna* bezeichnet. Ich will nur noch an den dichterischen Vergleich der im Kampf flatternden *baniere* und *vanen* mit Segeln erinnern (s. K. v. Würzburg, Tr. Kr. 30816 ff.; 36874 ff.), und daß umgekehrt Schiffe mit *banieren* und *vanen* ausgestattet sind (Wolfram, Wh. 438, 6 ff.; *) Tr. Kr. 25176 ff.), um wahrscheinlich zu machen, daß die Schiffsmetaphorik unseres Turnierwagens von Grund aus in sprachlicher Bildlichkeit wurzelt, daß es also dichterische Phantasie war, die den Speerwagen vom *karräschen* zum Turnierschiff wandelte und in diesem Wandlungsprozeß dadurch gefördert wurde, daß ihr dies auszustattende 'Wundertier' (M. v. Cr. 772) mit einem Gegenstück der antiken Fabel typologisch verknüpft schien.

Natürlich war für solche Kontrastierung der *Sinn* entscheidend, und der *Sinn*, den der Dichter in den Speer- und Fahnenwagen hin-

5) Wh. 22,6 *man möhte in eine barken sô manege banier niht gelegen, sô die getouften sâhen wegen den wint gein in ob heres kraft* bedeutet *banier* zunächst Kriegsschar, Fähnlein, so daß Singers Vorschlag (Wolframs Willehalm S. 13), *barken* in *arken* zu ändern, abzulehnen ist. Daß im Nachsatz die Bedeutung von *banier* in die des Fahnentuchs umspringt, ist doch gerade für Wolfram unbedenklich.

einlegte, war der, daß dieses Fahrzeug nicht nur Speere, sondern vor allem den Turnierritter selbst in geheimhaltender und doch höchst aufsehererregender Art zum Kampfplatz und zur Burg seiner Herrin bringen sollte. *ritter unde frouwen* strömten von weit und breit herbei, und die Herrin, als sie das Schiff vom Fenster aus erblickte, glaubte gar, der jüngste Tag sei hereingebrochen. Und alles an dem Schiff war ganz und gar ritterlich und überaus höfisch, weit höfischer und ritterlicher als . . . : das hölzerne Pferd vor Troja s Mauern, das von den herauskommenden Trojanern freilich auch bewundert wurde, aber die griechischen Ritter, die Troja-Burg um Frau Helenas willen unerkant nahen wollten, doch eigentlich höchst unwürdig in seinem Bauch unterbrachte.

Durch den ganzen Komplex schimmern noch Reste formaler Anklänge, die eine zeitweise typologische Bindung während des Entstehungsprozesses spiegeln. Denn daß Pferd und Schiff von einem kundigen *meister-Künstler* erbaut wurden (Eneide 45, 18; Craon 632 ff.), daß sich Pferd und Schiff auf Rädern bewegen (E. 46, 19; C. 655), daß sich beide unter Musik-Klängen der Burgmauer nähern (E. 46, 24 ff.; Cr. 861 ff.) und daß beim Verlassen Tür und Tor gewaltsam herausgeschnitten werden (E. 46, 10 ff.; C. 968 ff.), sind nicht unausbleibliche Selbstverständlichkeiten der Schilderung, wie das Fehlen dieses Zuges bei Herbort zeigt, sondern beachtenswerte Vergleichspunkte. Herbort erwähnt weder Räder noch Musik noch gewaltsame Öffnung und erzählt von einem handwerklich ausführenden Zimmermann Epilus, der unter der Leitung des Chryses arbeitet (V. 15926 ff.; Roman de Troie 25735 ff.). Der Roman de Troie, der von großen und starken Rädern (V. 25897) und bei der Einholung des Pferdes von Liedern, Instrumenten und Tänzen im allgemeinen (V. 25909) spricht, übergeht ebenfalls das Herausstemmen eines Ausgangs, den der Eneas (V. 1155 ff.) als von vornherein vorhanden annimmt. Und dem Eneas gegenüber, der den Erbauer *engigneor* nennt (V. 1111) und die Zahl der Räder ganz präzise auf 50 Paar angibt (V. 890), ist zu betonen, daß die 'Eneide' (46, 27) und 'Craon' (V. 862) in der Instrumentenwahl der *tambüren* übereinstimmen, daß sie beide die Räder ohne jede nähere Angabe erwähnen und beide *schiben : triben* binden.

Die Abhängigkeit von Veldeke ist nicht nur im Hinblick auf Herbort, sondern auch auf die französischen Fassungen wichtig, weil dadurch nahe gelegt wird, wie bereits Edw. Schröder annahm, daß die Ausstattung des Turnierschiffs oder gar seine 'Erfindung' Eigen-

tum des deutschen Dichters sei, daß wir also gerade ihm, der im erweiterten Prolog ein besonderes Interesse an dem zu Troja geschehenen *wunder* bezeugt, die typologische Verbindung mit dem Trojanischen Pferd zuzuschreiben hätten. Da ich glaube, daß wir die einprägsame Kraft antiker Bildhaftigkeit, wo immer sie entgegentrat, gerade für diese Zeit nicht hoch genug anschlagen können, bin ich nicht geneigt, die wenn auch lockeren Beziehungen zur 'Eneide' auf eine von vornherein vorhandene Vertrautheit mit Veldekes Diktion im allgemeinen zurückzuführen. Und wir dürfen nicht vergessen, daß Typus und Antitypus ja stofflich verschiedene Szenen darstellen, daß hier ein Pferd und dort ein Schiff im Mittelpunkt steht und daß Bildangleichungen darum nur kompositioneller Art sein können. Nähere Beziehungen dürfen wir auch von Anklängen poetischer Schilderung nicht erwarten; sie können eine typologische Struktur spiegeln, aber nicht erweisen. Ein Beweis läßt sich nur aus dem Sinnzusammenhang erbringen, wie er in unserm Fall ganz unzweifelhaft vorhanden ist.

Nur auf sinnbezogenem Grunde erkennen wir auch die Intention zu antitypischer höfischer Verfeinerung: Statt gedrängter Fülle von 5000 Rittern in dem dunklen Bauch eines zum Reittier der Pallas bestimmten hölzernen Pferdes bewegt sich Herr Mauricius auf gemäßigtere Art mit nur wenigen Begleitern an Bord eines mit ritterlichen Insignien ausgestatteten Schiffes, das sicherlich auch einer Helena imponiert hätte. Erst nach Verlassen des Schiffes stößt der Turnierritter auf sein eigentliches Gefolge. Auch wird mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, daß sich das Schiff durch unsichtbar angespannte Pferde fortbewegt, während das hölzerne Pferd durch Menschenkraft gezogen wird und ritterliche Helden ganz ungehörlich selbst mit Hand anlegen müssen. Weil das Schiff vor den Augen der Herrin Gnade finden soll, weil es selbst geradezu ein Stück jenes Frauendienstes ist, wodurch sich nach der Auffassung des Prologs mittelalterliche *ritterschaft* von antiker unterscheidet, darum muß es mit solch verschwenderischem Glanz ausgestattet werden. Seine Aufteilung, die die fabelhafte *mitte* des Helden, der sogar seinen Harnisch vom Leib verschenkt, verkörpert, geht über den typologischen Rahmen hinaus, offenbart aber aufs neue, daß dichterische Phantasie hier am Werk ist, die das Schiff wie das Heiligenattribut einer Legende umkreist, um das Wesen des Helden durch immer sinnfälligere Züge zu erhärten.

Ist die Schilderung der Turnierfahrt dichterische Erfindung, so bleiben nur die Namen des Helden und seiner Herrin, die die Berühmtheit des vornehmen Lanzenstechers und Frauendieners bezeugen, aber innerhalb dieser höfischen Dichtung doch zunächst als poetische Stilmittel angesprochen werden müssen. Sie sollen die bildliche Kraft der Darstellung erhöhen, wie das auch eine 'realistische' Ortsangabe zu tun vermöchte. — Was der Hinweis auf das literarische Motiv des fablet 'Le revenant' nicht erreicht, weil dieser Hinweis lediglich sittengeschichtlich-kulturelle Bedenken beschwichtigte, ist nunmehr von ästhetischer Warte für die ganze Dichtung gewonnen; die Erkenntnis, daß dem Dichter des 'Moriz von Craon' Darstellung einmalig geschehener Wirklichkeit, ganz gleichgültig welcher Sphäre, ob Turnier- oder Liebesgeschichte, völlig fern liegt. Seine Erzählung, die er aus Eigen-Ersonnenem und überkommenen Motiven, von einem Leitgedanken beherrscht, selbstständig komponierte, unterscheidet nichts von der als Abenteuerroman bezeichneten Spielart höfischer Romane, die durch Motive verschiedenster Herkunft ein volleres und lebendigeres Ideal der höfischen Gesellschaft zu verkörpern suchte, als es die auf einheitliche bretonische oder byzantinische Stoffe eingeengten Epen zu tun vermochten. Nichts berechtigt uns, unsere Erzählung mit der späteren Gattung der Novelle in Zusammenhang zu bringen. Damit würden wir den 'Moriz von Craon' nicht nur aus seiner kulturgeschichtlichen, sondern auch aus seiner kunst- und literarhistorischen Isolierung befreien.

Md. $e < i$.

Von

Konrad Zwierzina.

Die md. Senkung des i zu e ergibt kein $ë$, solange man unter $ë$ den alten offenen e -Laut versteht. Zu Unrecht findet man in einer Reihe von Reimgrammatiken dieses $e < i$ als $ë$ angesetzt und dann Bindungen von $ë : e$ oder $ë : ê$ gebucht. E. Gierach hat in seiner Arbeit über die Sprache Eilharts S. 55 schon angedeutet, daß $e < i$ dem primären Umlauts- e lautlich näher gestanden zu haben scheine als dem alten $ë$, energischer hat J. Kuhn in seiner Dissertation über die Lautlehre der Sprache von Lamprechts Alexander S. 71 diese Beobachtung wiederholt und auch auf Herborts einschlägige Reime hingewiesen. Diese hat W. Brachmanns Dissertation v. J. 1907 in Ordnung gebracht. Ich bin mit ihm einig in bezug auf die Auffassung der Bindungen seiner Paragraphen 31 und 32 als $i : i$ (*grimet*, transit. *brinnen*, wie Mhlf. Zs. 5, 781, *wigen*, wie Pilatus 466. Mhlf. Zs. 5, 1097 und die Belege bei Lexer s. v. *wëgen* aus Elisab., Erlös. und Reimar v. Zw., das bekannte *mirken*, ferner *gine* < *jene*). Es bleiben für Herb. nur *frede* < *fride* : *rede* 7303, *freden*, Verb.: *reden* 8051.

Den Dichtern des Ordenslandes ist diese Senkung $e < i$, wenigstens den späteren, durchaus geläufig. Das neue e kann aber bei ihnen nicht zu einem der kurzen alten e reimen, weder zu e noch zu $ë$. Es scheint geschlossener gewesen zu sein als selbst e und sich am ehesten noch mit $ê$ zusammen zu finden in Berindungen wie *vel* < *vil*, *zel* < *zil* : *sêl* / *Israhêl* oder *vrede* < *vride* : *vê(he)de*. Ich führe das an anderer Stelle aus. Aber die *mete* und *sete*, die *gitrebin* und *sebin*, die *giswegin* und *sege* 'Sieg' usf., die können natürlich keine Bindung mit $ê$ finden; so reimen sie nur in sich, weshalb man sie aber nicht in einer kritischen Ausgabe etwa wieder durch *mite* *site* usw. ersetzen dürfte.

Deutliche Verhältnisse werden nur die Reime solcher md. Autoren erwarten lassen, die erstens Umlauts- e noch als geschlossenen Laut dem $ê$ gleichwertig halten ('fränkische Regel') und die ferner dieses e

(und \ddot{e}) von \ddot{e} sondern. Hier kann (muß ja natürlich nicht) ein geschlossenes $e < i$ zu e treten und mit diesem dem \ddot{e} und \ddot{a} gegensätzlich sein. Es finden sich nicht viel Autoren der Art. Ich greife auf drei Spätlinge von recht wenig poetischer Schlagkraft, drei Thüringer: Joh. Rothe, dann den Verfasser des md. Aesop, den K. Eichhorn in drei Programmen des Gymn. Bernhardinum von Meiningen (1896—8) herausgegeben hat, und Helwig, dessen Märe vom Kreuz P. Heymann, Palaestra 75, edierte. Von Joh. Rothe ziehe ich heran: die Passion (Pass.) nach der Ausgabe von A. Heinrich, Germ. Abh. 26, dann den Ritterspiegel (Rsp.) nach Bartschs md. Gedichten, und *Râtes zuht* (Rz) nach der Ausgabe von A. Heinrich im Progr. des Realgymn. in Berlin-Tempelhof 1913, den dort fehlenden Schluß nach Vilmar's alter Edition *Von der stete ampten*, Marburg 1835 (Rz V).

Noch eines ist, bevor ich die Reimverhältnisse von $e < i$ in diesen Denkmälern klarlege, zu bemerken. In zwei Fällen ist md. $e < i = \ddot{e}$. Nämlich dort, wo nach md. Art das nhd. e aus dem Plural der starken Verba in die 1 Sg. dringt. Da ist eigentlich gar kein md. $e < i$ vorhanden, sondern wir haben es eben mit dem \ddot{e} des Plurals zu tun. Also *ich spräche : räche(n)*, Inf. Pass. 1258 : *räche*, 3 Sg. Cj. Rsp. 3185, *ich schælde : fælde* Rz. 337^B usw. Das interessiert hier weiter nicht. Zu zweit tritt aber bei manchen Verben Ausgleichung im ganzen Präsens ein: sowie für *wēgen* das md. *wigen* eintreten kann nach *ez wiget* (nhd. 'wiegen') und im nhd. *geziemen* für mhd. *gezēmen* nach *ez gezimet*, so haben gewisse Verba bei gewissen md. Autoren auch durchstehendes \ddot{e} , darunter in erster Linie wieder jenes (*ge*)zēmen (*du zēmt, ez zēmt*), das ja auch im Nhd. ausgeglichen wird, nur nach der andern Seite hin. Dieses *zēmt* kann dann natürlich zu *ir nēmt* reimen. Es spielt seine Rolle in der md. Ordensdichtung; bei Joh. Rothe, im Aesop und bei Helwig hab ich es nicht gefunden.

Bei Joh. Rothe reimen *lēben, gegēben, ēben, benēben, widerstrēben, wēben, klēben, râtgēben, nēven* in sich, und zwar in Pass. Rsp. und Rz. 81 mal und einmal *wēben : grāven* Rsp. 693. Dagegen reimt *heben* und *entseben* nie zu einem dieser Worte in *-ēben*. Sie reimen in sich Pass. 1841. Rsp. 3226, ferner aber zu *erbiben* Rsp. 2865 (ich schreibe der Einfachheit halber und der Sinnfälligkeit zuliebe immer *i* für das hs.liche $e < i$), zu *getriben* Rsp. 3202, ferner *erhebet : entsebet* Rsp. 2965 und *erhebet : (be)gibet* Pass. 711. Rsp. 1836 (wohl auch RzV. 1036), *entsebet : gibet* Rsp. 2313. 3550. RzV. 1098,

natürlich noch öfter *geschriben* : *getriben* : *bliben* usw. in sich. — *gewëgen*, st. Verb., *phlëgen*, *gelëgen*, Ptc., *rëgen* 'pluvia', *under wëgen*, *wëge*, *stëge*, *phlëge*, Subst., *dëgen*, *sëgen*, Subst. sind 22 mal in sich gebunden, dazu noch *segen* 'sagen' (mit sekundärem Umlaut!) : *erwëgen*, st. Verb. Rsp. 2566. Rz. 265 : *gelëgen*, Ptc. Pass. 1657 : *phlëgen* Rsp. 2278. 2410 : *gephlëgen*, Ptc. Rsp. 3294 : *dëgen* Rsp. 945 : *under wëgen* Pass. 87. Rsp. 1017 : *fëgen* 'reinigen' Rsp. 2789, s. auch *segest* : *phlëgest*, 2. Sg. Cj. Pass. 37, *gesege* : *bewëge*, 3. Sg. Cj. das st. Verbum Rz. 381^B, und nie reimen diese *-ëge(n)* inclusive *sege(n)* auf ein *-ege(n)*; aber sehr wohl *lëger* : *wæger* Rsp. 3701. Hingegen die schw. Verba *legen* : *geregen* RzV. 430, *lege* : *bewege* Rsp. 2678, *legete* : *bewegete* Pass. 1673, *geleget* : *geegget* 'geeggt' Rsp. 2206; *treget*, 3. Sg. : *beweget*, schw. Verb. Rsp. 1341. 1919 und ebenso wieder *ege* : *ege* < *ige* in *bewegen* : *verlëgen* Rsp. 3446, *angeleget* : *gesiget* Rsp. 2329, *verzegen*, 'verzagen' (vgl. Rsp. 2908) : *geswigen* Rsp. 2894, aber kein *ëge* : *ege* < *ige*¹). Daneben natürlich wieder *verswigen* : *gedigen* Rz. 107, *erkrigen* (Ptc. von *erkrigen*) : *verswigen* Pass. 109 usw. — Nun verstehen sich die Bindungen von *rede(n)* : *fride(n)* Rsp. 57. 1825. 2573. 2858. 3010. Rz. 436. 365. RzV. 582. 1194, *reden* : *geliden*, md. Ptc. Pt. Pass. 768 : *geliden* 'membra' Rz. 355. RzV. 628; *steten* : *siten* Rsp. 1470. Pass. 747. RzV. 492. 534. 664. 748 : *biten* Rz. 524, *stete* : *mite* Rsp. 417 und da *d* mit *t* gebunden wird (s. *reden* : *steten* Rz. 710. 1052, *fride* : *mite* Pass. 1589. Rsp. 266. 1001. 1329. 2321. 2381. 3074. 3189. 4041, *gelide* 'membra' : *dâmite* Pass. 1008. Rsp. 354. 707), so natürlich auch *steten* : *geliden*, Ptc. Rz. 267, *rede(n)* : *site* Rz. 430 : *mite* Rsp. 448. 2645. 4082 : *biten* Rz. V. 1090²).

Ferner *spël* 'Rede' : *snël* : *vël* 'pellis' in sich Rsp. 1849. 2521, *stëlen* : *hëlen* : *befël(h)* in sich Rsp. 2089. 2121, *fëlt* : *gëlt* und *fëlde* :

1) Rsp. 3514 reimt wohl *lægen* : *pflægen*, nicht *ligen* : *pflëgen*, ebenso nehm ich RzV. 434 als *træge*, Adj.: *læge* (nicht *lege* < *lige*). Obwohl α : $e < i$ eher möglich wäre, als \ddot{e} : $e < i$.

2) Aber *gebëten* : *getrëten* Pass. 1909, *getrëten* : *ræten* Rsp. 1716. Rz. 19. 386, *trëte* : *stæte* RzV. 446, *bëte* : *stæte* Rz. 342 : *ræte* RzV. 842, *gebëten* : *ræten* Rsp. 2394. Rz. 383. 1188, *bëtlich* : *stætlich* Pass. 2047. Hingegen *getrete* (mit Umlauts-*e*, s. Lexer s. v.) : *planëte* Pass. 1599. Merkwürdigerweise werden in der Bindung von ursprünglicher Kürze mit Länge α (zu \ddot{e}) und \hat{e} (zu *e*) auseinandergehalten, sonst aber diese Längen (α und \hat{e}) untereinander in allen Stellungen (nicht nur *gët* / *stët* : *versmæt* / *enphæt* und *wæt*, auch *mære* : *ëre*, *swære* : *mære* usf. in zahlreichen Fällen) im Reime gemengt, ja vor *r* dazu auch noch gleichsam das dritte lange \hat{e} , germ. \hat{e}^2 s. *schiere* : *mære* / *wære* Pass. 35. 1200. 1485, *schiere* : *mære* / *lære* / *sære* Pass. 641. Rsp. 197. 1897. 3898.

gælde(n) : mælde(n) : schælde(n) : selden, Adv. : *gezælde*, Subst. sehr oft und nur in sich³⁾. Hingegen (*er*)*zele(n) : vile* Rsp. 2654. Rz. 378. RzV. 994, *ûz erwele : überspile* Rsp. 4009, *erwelet : vervilet* (wie mhd. *mich bevilt*) Rsp. 1390, *quelet*, transit. : *überspilet* Rsp. 1216, *queleten : spilet* Pass. 1567, daneben nun auch ganz correct *wil : sel* Rsp. 106, : *Ezechiël* 3169, denn die langen e-Laute sind geschlossen (s. auch *wel* 'wähle' : *Israhël* RzV. 774). Hierher noch *hin : Rubên* Pass. 7, : *Viên* 1532⁴⁾.

Endlich vor *r* nur *ër : ër* (oder *hër : nær* < *næher* Rsp. 893. 1957) und nur *er : er* (oder *her : mër* Rsp. 3765, *geweret : gekêret* Rsp. 138, freilich auch *ernerer : beswæren* Rsp. 2257; wenn die Stelle richtig überliefert ist, so vgl. dazu oben die Anm.) in Dutzenden von Belegen; *er* < *ir* aber reimt nur in sich oder zu *er*, nie zu *ër*, s. *enbiret : bescheret* Rz. 195^B, *smire(n) : were(n)* RzV. 518. 1070, *wirte : geherten* Rsp. 286, *derte* < *drite* : *geferte*, Subst. Rsp. 1402, *gebirge : ferge* Pass. 1627 und sehr oft *werken* < *wirken* : *sterken* und *merken*. Vor Doppel-*r* aber reimt *e* < *i* als *ë*, s. *vërre : irre* Pass. 474, : *mirre* Pass. 161, *wërre : gërre* Rz. 417 (neben *vërre : stërre* Pass. 428 : *gewërre* Rsp. 1570). Schon im Strassb. Alexander 6845 *vërre : irre* (s. Kuhnt a. a. O.) und ebenso bei Heinr. v. Mûgeln *vërre : irre* Fabeln VI 10, obwohl auch dieser sonst kein *ë* : *e* < *i* belegt.

Der md. Aesop bindet *gëben : lëben : strëben : ëben : klëben* stets in sich (25. 139. 358. 460. 482. 954. 1078. 1371. 1637. 1801. 1835. 1851. 1889. 1943. 2027. 2111. 2157. 2179. 2231. 2395. 2459. 2759. 2958. 3198. 3222. 3403. 3441. 3463. 3665. 3839. 3935); aber *heben : vallen in die heven* 1531. 2359 einerseits und *heben : beschrïben* 27 : *getriben* 1030 andererseits. Ebenso wird *regen*, schw. Verb mit *legen* und *slegen* gebunden (199. 1389), nie mit einer zweisilbigen Form von *wëg* und *stëg*, die 2723. 3768. 3847. 3937 zueinander reimen, allerdings auch *sege : træge* 2219. 3889, was, da *æ* und das geschlossene *ê* zusammengehen, nicht auffallen kann (s. das oben zu Joh. Rothe darüber Gesagte). Und gleichzeitig nun auch wieder *ege : ege* < *ige*, s. *regen*, Verb. : *ligen* 2373, *legen : zigen* 'capri' 1202 : *verswigen* 1439. Vgl. ferner *rede : fride* 1459 : *smide* 1901, *reden : vermiden*, Ptc. 97;

3) Rsp. 2386 überliefert *heldet : mældet*, aber der grammatische Reim fordert *halde : wælde : weldet*, also Vers 2388: *Sin man untræwe ouch weldet; heldet : wældet* auch Rsp. 81. 1430. 2910. Rz. 29.

4) Aber nie *hin : gën/stën*, die miteinander und etwa mit *Josuên* Rsp. 4029 gebunden sehr oft im Reim stehen. Reimt in *Ruben* und *Vien* (s. oben) das Endsilben-*e* > *i*?

schricken : *ûf recken* 630. 648; *smirn* : *kern 'fegen'* 576. Dem *vërre* : *irre* bei Rothe entspräche hier etwa *vërne* : *stirne* 3591.

In Helwigs Märe vom h. Kreuz finden wir *legen* : *erkrigen*, Ptc. 505, *legete* : *sigete* 715, *wegete* : *erbibete* 775, *gesterbet* : *verdirbet* 599, *merken* : *wirken* 425, ferner *Sêth* : *mit* 77 : *trit* 92, *stên* : *hin* 429. Das bedarf nun keiner weiteren Erklärung mehr, besonders da kein *ë* : *e* oder *ë* : *e* < *i* widerspräche. Die Konjekturen Roethes *eme* < *ime* : *nëmen* 841 werden wir aufgeben müssen; 671 reimt wol *zuleten* (Hs. *czu leytin*) < *zerledeten* : *gesniten* 671, zu 'Brettern' (*laden*) schnitten.

Darnach sehen wir also bei allen drei thüringischen Autoren *e* < *i* mit *e* unbedenklich gebunden, aber beide, *e* < *i* und *e*, von *ë* ausnahmslos ferngehalten.

Erec.

Von

Samuel Singer.

Sie haben, hochverehrter Herr Kollege, in Ihrem langen arbeitsreichen Leben immer nur der Sache gedient und niemals Ihre Person in den Vordergrund gedrängt, darum kann ich hoffen, daß Sie es freundlich aufnehmen, wenn ich ein von Ihnen vor Jahren behandeltes Problem neuerdings untersuche, und werden nicht zürnen, wenn ich dabei zu von den Ihrigen abweichenden Anschauungen komme.

Man tut, glaube ich, am besten, wenn man, um sich den Aufbau des Erec klar zu machen, von dessen erstem Teil, der Sperberepisode, ausgeht. Für diese hat man schon lange auf die Quelle hingewiesen, die mehr oder weniger verändert in einer Geschichte bei Andreas Capellanus cap. VIII vorliegt:

Ein Ritter aus Britannien ist auf dem Wege zu Arturs Hof, um dort den auf einer goldenen Säule sitzenden Sperber für seine Dame zu gewinnen, die ihm ihre Liebe nur unter der Bedingung gewähren will, daß er ihn ihr bringt. In einem Walde trifft er eine wunderschöne Jungfrau auf einem geschmückten Pferde. Diese sagt ihm, den Sperber könne er nur erwerben, wenn er im Zweikampfe behaupte, daß er einer Dame Liebe genieße, die schöner sei als alle am Hofe des Königs Artur. In den Palast Arturs könne er auch nur hinein, wenn er den Wächtern den Falkenhandschuh gezeigt habe, den er vorher zwei gewaltigen Rittern abgewinnen müsse. Der Brite bittet die Jungfrau um ihre Hilfe und sagt zum Schlusse galant, wie er denn sich die Liebe der schönsten Frau zuschreiben könne, nachdem er sie gesehen? Sie erwidert, wenn er so mutig sei, all das Angegebene auszuführen, so könnte er wohl auch von ihr erlangen, was er begehre. Darauf gibt sie ihm einen Kuß und das Pferd, auf dem sie sitzt. Weiterreitend kommt er nun an einen breiten Fluß und an eine Brücke, die offenbar eine Hängebrücke, die steilen Ufer verbindend, in der Mitte sich ganz zum Wasser herabsenkt, so daß

sie schaukelnd vielfach unter das Wasser kommt. Der Ritter besiegt nun den Wächter am vordern Brückenkopf, am andern Ende aber erwartet ihn ein riesengroßer Mann, der, da er den diesseitigen Wächter überwunden sieht, die Brücke in Bewegung setzt, so daß sie in der Mitte ganz unter Wasser kommt. Doch schwimmt das Roß hindurch, und der Brite überwältigt auch diesen Gegner und wirft ihn ins Wasser. Danach kommt er auf eine Wiese, auf der ein ganz rundes, herrliches Schloß sich erhebt, dessen Eingang er nicht finden kann, — wahrscheinlich, weil sich das Schloß immer um seine Achse dreht. Als er sich an einen der prächtig gedeckten Tische zum Essen setzen will, öffnet sich mit gewaltigem Krachen das Tor des Palastes, und nun muß er mit einem keulenbewaffneten Riesen kämpfen. Der Überwundene muß ihn in den Palast führen, in dem an einer goldenen Säule, die das ganze Haus stützt, der Handschuh hängt. Als er ihn dort herabnimmt, erschallt Geschrei und Geheul: „Wehe, gegen unseren Willen zieht der siegreiche Feind mit der Beute ab.“ Wieder kommt der Ritter auf eine schöne Wiese, auf der ein prächtiger Palast steht. Darin sind viele Gemächer, in dem schönsten sitzt König Artur auf goldenem Throne, und um ihn herum sitzen die schönsten Damen, und vor ihm stehen viele prächtige Ritter. Der Ankömmling begrüßt den König, dieser fragt ihn nach seinem Begehr. Auf seine Antwort, daß er den auf einer goldenen Säule sitzenden Sperber wolle, und nach seinem Anrecht auf denselben gefragt, erwidert er: Weil er die Liebe einer schöneren Dame genieße als irgend-einer der Ritter im Palaste. Er besiegt nun einen der Ritter, der ihm das streitig macht, und nimmt den Sperber und zwei an der Säule angebundene Hunde und außerdem noch einen Zettel, den er an die Säule gebunden sieht, der die Regeln der Liebe enthält, die Amor selbst zu Papier gebracht hat. Mit all dem zieht er ab und trifft nun im Walde wieder die gleiche „Herrin des Waldes“, die sich des er-rungenen Sieges freut und ihm sagt: „Scheide nun, Liebster, mit meinem Urlaub, da dich das süße Britannien zurückverlangt. Damit dir aber der Abschied nicht schwer falle, verspreche ich dir, daß du mich immer, wenn du diesen Ort aufsuchen magst, gegenwärtig finden wirst.“ Die 31 Regeln der Liebe, die mitgeteilt werden, bringt nun nebst dem Sperber der Ritter seiner Geliebten und empfängt den versprochenen Minnesold.

Ihnen, verehrter Kollege, der Sie in Ihrem Aufsätze im 30. Bande der ‚Beiträge‘ so schön über das keltische Totenreich gehandelt haben, brauche ich nicht erst auseinanderzusetzen, daß dieser Sperber aus

dem Totenreich geholt wird. Die riesigen Fomore als Wächter, der *pont evage*, das sich drehende Schloß: alles weist darauf hin. König Artus als sein Beherrscher kann uns nicht wundernehmen, erscheint er doch noch in heutigen französischen Volksüberlieferungen als wilder Jäger als Führer des Totenheeres, dem er nach anderen Sagen auf der Insel der Seligen oder im hohlen Berge als König gebietet. Dies vorausgeschickt, können wir eine irische Sage, die Tochmare Emire (Thurneysen, *Die irische Helden- und Königssage* bis zum 17. Jahrh., Halle a. S. 1921, S. 386 ff.), zur Vergleichung herbeiziehen:

Cuchulainn bewirbt sich um Emer: sie stellt die Bedingung, daß er gewisse Heldentaten vollführe. Ihr Vater verlangt von ihm, daß er einen gewissen Domnall bei den Alpen aufsuche, in der Hoffnung, daß er niemals von dort zurückkehren werde. Er gelangt auch zu Domnall, lernt dort einige Kunststücke, wird von ihm aber weiter zu Scathach geschickt, damit er von ihr die Waffenkunst erlerne. Der Weg zu ihr führt nach der einen Version über eine Schlucht, über die ein dünnes Seil gespannt ist, nach der andern wohnt sie auf einer Insel, zu der nur eine Brücke führt, deren Mitte höher ist als beide Enden, so daß, wenn man auf das eine Ende springt, das andere in die Höhe schnellt und der Springer zu Fall kommt. Der Held kommt hinüber, und am Tore der Burg tritt ihm Uathach, die Tochter der Scathach, entgegen, die sich sofort in ihn verliebt und in der Nacht mit ihm das Lager teilt. Ein an der Spitze der Burgbewohner herbeieilender Kriegermann wird von ihm im Kampfe tot hingestreckt. Am dritten Tage belehrt ihn Uathach, wie er seine Wünsche von ihrer Mutter erlangen könne. Sie gewährt ihm denn auch seine drei Wünsche, ihn sorgsam zu unterrichten, ihm ihre Tochter zu verloben und ihm die Zukunft zu prophezeien. Er leistet ihr dann Kriegsdienste und kehrt mit den Prophezeiungen und Lehren der Scathach nach Hause zurück. Dann vollführt er noch die Heldentaten, die Emer als Bedingung für ihre Erwerbung gestellt hat, und nimmt sie zur Frau. Von der Verlobung mit Uathach ist nicht weiter die Rede.

Dieses blinde Motiv von dem Liebesverhältnis mit der überirdischen Helferin, die dann sang- und klanglos aus der Geschichte verschwindet, mag einen Fortsetzer unseres Lai, wie ihn uns Andreas überliefert, veranlaßt haben, auf eine zweite Cuchullingeschichte, die ihm mittelbar oder unmittelbar bekannt war, zu greifen, auf die *Serglige Cuchulainn*, das Krankenlager Cuchulins, auf das Sie ja selbst, werter Jubilar, als ein Vorbild für das „Verliegen“ des Erec hingewiesen haben. Er identifizierte die beiden Überirdischen, Uathach

und Fand, die in Wettbewerb mit der sterblichen Emer treten, und kam so zu folgender Fabel:

Ein bretonischer Held wirbt um eine Dame, die ihm ihre Liebe nur unter der Bedingung gewährt, daß er ihr einen Sperber aus dem Reiche des Königs Artus bringe. Eine Fee, die er auf dem Wege trifft, hilft ihm, sein Vorhaben auszuführen. Er bringt den Sperber heim und heiratet die sterbliche Geliebte, aber kann dabei die überirdische nicht vergessen. Er wird liebeskrank und liegt untätig da. Seine Frau schilt ihn: „Schäme dich, dich wegen Frauenliebe hinzulegen! Das lange Liegen mag dich wohl krank machen“ (Thurneysen, Sagen aus dem alten Irland. Berlin 1901, S. 92). Da steht er auf und legt seine Schwere und Schwäche von sich. Aber er verläßt seine Frau und begibt sich zu der Fee. Die Frau eilt ihm nach, im Streit mit der Fee behauptet sie ihre Rechte auf den Geliebten, die Fee muß verzichten. Ihr Mann erscheint, und sie folgt ihm in ihr Feenreich.

Zum Kreise der Marie de Champagne gehört Chrestien. Ein Lai, das Andreas der Kaplan gekannt hat, kannte er wohl auch. Bleiben wir darum womöglich im gleichen Kreise, wenn wir uns über die Quelle der Fortsetzung klar werden wollen.

Das erste der *judicia amoris*, die Andreas im 7. Kapitel seines Werkes mitteilt, betrifft folgenden Fall:

Eine Dame hat ihrem Ritter bei ihrer Ungnade verboten, je von ihr ein Wort laut werden zu lassen. Er hält auch sein Versprechen; aber als er eines Tages sie schmähen hört, kann er nicht umhin, sie zu verteidigen. Daraufhin will ihn die Dame verstoßen, aber die Gräfin von Champagne gibt ihr Urteil zu seinen Gunsten ab.

In dem Gesellschaftsspiel, das diese Minnefragen darstellten, wechselten, wie wir aus den späteren Sammlungen dieser Art wissen, meist ein Ritter und eine Dame im Fragen ab. Wir können also ein Gegenstück zu dieser Frage erwarten. Wie würde dieses wohl lauten? Ich denke, folgendermaßen:

Ein Mann hat seiner Frau bei seinem Zorne verboten, ein Wort zu sprechen. Sie übertritt dieses Verbot, indem sie einmal, als sie ihn in Gefahr sieht, ihn warnt. Daraufhin will er nun seine Frau verstoßen. Wir mögen wohl denken, daß das Urteil der Damen zu ihren Gunsten gelaute haben wird.

Wir wissen, daß Raoul de Houdenc auf eine solche Minnefrage seinen ‚Meraugis‘, Raimon Vidal auf eine andere eine seiner Novellen aufgebaut hat (s. Klein, Die altfranzösischen Minnefragen. Marburg

1911, S. 286 f.): Es hat nichts Unwahrscheinliches an sich, etwas ähnliches für Crestien anzunehmen. Während der Arbeit aber trat ihm ein anderes Problem in den Vordergrund, das ihn später in seinem ‚Yvain‘ wieder beschäftigen sollte, das Problem: inwieweit es möglich sei, Familienleben und Beruf zu vereinigen. Yvain vernachlässigt die Familie dem Beruf zuliebe, Erec den Beruf um der Familie willen. Indem der Dichter aus den beiden Frauen nur eine macht, vertieft er den Konflikt: daß Enide selbst sein „Verliegen“ beklagt, das doch nur aus der Liebe zu ihr selbst entspringt, zeigt, daß, wer seinen Beruf einer Frau zuliebe vernachlässigt, damit nicht einmal diese Frau glücklich macht. Darum aber ist auch Erec so empört, und um diese Empörung noch begreiflicher zu machen, erfindet der Dichter den Zug, daß er die Frau aus den niedrigsten Verhältnissen zu sich emporgehoben hat. Da er Erec selbst zu einem Artusritter machen will, muß er die Sperberepisode anderswohin verlegen. Aber seinem Hauptproblem zuliebe fügt er noch die Mabonagraingeschichte an, deren märchenhafte Grundlage Sie im angeführten Aufsätze so lichtvoll dargelegt haben. Hier zeigt er uns eine Frau, die einen Ausweg aus dem Dilemma sucht, indem sie gewissermaßen ihrem Manne sein Bureau neben ihrem Schlafzimmer einrichten läßt, aber er zeigt in dem Überdruß des Mannes dieser Liebe gegenüber, daß auch das nicht der richtige Weg sei. Den richtigen Weg hat uns Crestien überhaupt nicht gezeigt, wohl auch gar nicht zeigen wollen, sondern nur das Problem dichterisch spielend behandeln und seine Schwierigkeiten von verschiedenen Seiten her beleuchten.

Symmetrie in Gottfrieds Tristan.

Von

J. H. Scholte.

„Damit daß die Minnesehnsucht die obwaltende Stimmung bildet“, sagt Ehrismann ZfDA. LVI, 213, „ist auch der Charakter Tristans bestimmt: er ist der sentimentale Held.“

Als wesentlicher Zug ergibt sich dabei seine Selbstbeobachtung. In jeder wichtigen Situation analysiert er sich und seine Lage. Ich greife ein bezeichnendes Beispiel heraus.

*Vil dicke sprach er wider sich:
„â dê benie, wie bin ich
von disem namen verirret!
er irret und wirret
die wârheit und daz lougen
mîner sinne und mîner ougen.
er birt mir wunderlîche nôt:
mir lachet unde spîlt Îsôt
in mînen ôren alle frist,
und enweiz iedoch, wâ Îsôt ist:
mîn ouge, daz Îsôte siht,
daz selbe ensiht Îsôte niht:
mîr ist Îsôt verre und ist mîr bî:
ich fûrhte, ich aber gisôtet sî
ze dem anderen mâle.“*

Er erläutert die Situation, sucht ihre Elemente der Wiederholung und des Gegensatzes zu erschöpfen.

*„ich wæne, ûz Kurnewâle
 ist worden Arundêle,
 Karke ûz Tintajoêle
 und Îsôt ûz Îsôte.
 mich dunket ie genôte,
 als ieman iht von dirre maget
 in Îsôte namen saget,
 daz ich Îsôte funden habe.
 hie bin ouch ich verirret abe.
 wie wunderlich ist mir geschehen!
 daz ich Îsôte müese sehen,
 des gere ich nû lange frist;
 nû bin ich kommen, dâ Îsôt ist,
 und bin Îsôte niender bi,
 swie nâhen ich Îsôte si.“*

Er führt die Verwirrung auf den Gipfelpunkt, um den Genuß der Introspektion bis auf die Neige zu kosten.

*„Îsôte sihe ich alle tage
 und sihe ir niht: daz ist mîn klage.
 ich hân Îsôte funden
 und iedoch niht die blunden,
 diu mir sô sanfte unsanfte tuot.
 ez ist Îsôt, diu mir den muot
 in dise gedanke hât brâht,
 von der mîn herze als ist verdâht:
 ez ist diu von Arundêle
 und niht Îsôt la bêle;
 der ensiht mîn ouge leider niht.
 swaz aber mîn ouge iemer gesiht,
 daz mit ir namen versigelt ist,
 dem allem sol ich alle frist
 liebe unde holdez herze tragen,
 dem lieben namen genâde sagen,
 der mir sô dicke hât gegeben
 wunne und wunneclîchez leben.“*

In dem analysierenden Helden fällt der Dichter mit seiner Schöpfung zusammen. Tristan analysiert, weil es seinem sentiment-

talien Wesen gemäß ist; Gottfried erschöpft die Analyse, weil Tristan nicht nur sein Held, sondern auch sein Exempel der Belehrung ist. Gottfried belehrt uns, indem sein Held sich über sich selbst aufklärt.

Ehrismann führt dafür das bezeichnende Beispiel der Jugendbelehrung ins Treffen. Tristans Erziehung ist für Gottfried das Musterbeispiel ritterlicher Erziehung überhaupt. Aber in ihm steckt eine zweite Belehrung: der jugendliche Tristan wird zum Lehrer an der lernbegierigen Isolde. Das Didaktische wird potenziert, ähnlich wie Hamlet uns das Drama im Drama zeigt. Hier steht die „*moräliteit*“ in doppelter Funktion.

Sowohl das Didaktische des Dichters wie das Introspektive des Helden führen zu Stilformen der Wiederholung und des Gegensatzes. Kurnewäl wiederholt sich in Arundël, die Blondhaarige Isolt in der Weißhändige, aber die Ähnlichkeit markiert den Gegensatz.

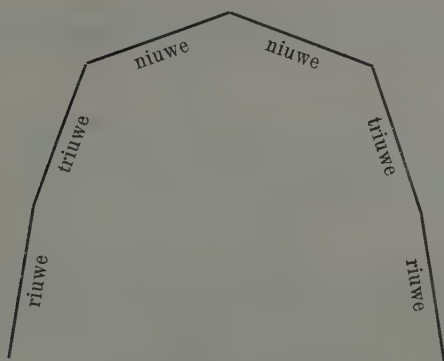
Die Stilformen der Wiederholung und des Gegensatzes ergeben (bei Gottfried wenigstens) in direkter Vermischung die Stilfigur der Symmetrie. Wenn Preuß in seinen 'Stilistischen Untersuchungen über Gottfried von Straßburg' (Straßb. Diss. 1881) in einem ersten Kapitel die Alliteration behandelt und darin eine spezifische Form der Wiederholung vor sich hat, dann in einem zweiten Kapitel eine reiche Ausbeute an Antithesen vorlegt, so hätte er in einem dritten Kapitel der Synthese die typischste Stilform Gottfrieds beleuchten können: die aus Wiederholung und Gegensatz geborene Symmetrie.

Schon ganz äußerlich fällt sie auf. So wenn er eingestreute Strophen mit symmetrischer Reimbindung versieht:

list — ist — ist — list;
gât — hât — hât — gât;
pflegent — wegent — wegent — pflegent;
sin — in — in — sin;
brôt — tôt. — tôt — brôt;
ougenweide — leide — leide — ougenweide;
triuwe — niuwe — niuwe — triuwe

und so öfter.

Letzteres Beispiel (1789 ff.) zeigt sogar eine noch weiter durchgeführte Symmetrie; man könnte sie als dreigliedrig bezeichnen und wie folgt abbilden:



Die symmetrisch wiederholten Worte beschränken sich, wie obiger Zusatz zeigt, nicht auf die Reimstellung, wenn wir auch den Eindruck gewinnen, daß die Reimwendung den psychologischen Ausgangspunkt der Figur bildet. Um das Reimwort gruppiert sich vielfach die antithetisch angeordnete Wiederholung. Folgendes Druckbild (791 ff.) möge dies erläutern:

Kanêlengres der kêrte hin waz Blanschefliure usw.
in maneger slahte trahte. er trahte maneger slahte

Zeile 11919 ergibt ein ähnliches Beispiel in noch gedrängterer Form bei noch reinlicherer Ausführung:

unlange inein unlange inein.
ir varwe schein, ir varwe schein

Reimwendungen wie:

slahte — trahte — trahte — slahte,
inein — schein — schein — inein,

zeigen uns den Dichter, der sich im Wohlklang des Reimes nicht genug tun kann. So kommt Gottfried zu einer eigenen Reimtechnik, die sich aus Hunderten von Stellen belegen läßt, sich aber als Technik des Stiles auch dort bemerkbar macht, wo der Reim nicht einmal dabei gewinnt. Die symmetrische Doppel-Halbzeile wird zum Selbstzweck. Er arbeitet darauf hin durch eine einleitende Zeile und schöpft aus ihr die Fortführung der Rede. So kommt er in dem Beispiel *slahte—trahte* von *Kanêlengres* auf *Blanschefliur*.

Die Elemente der Wiederholung und Antithese ergeben sich dabei sehr deutlich aus der einleitenden und der fortführenden Zeile des Beispiels 13606:

*er hete an ir dô beide
haz unde leit, leit unde haz:
in muote diz, in muote daz.*

Besonders dieses einleitende *beide* ist für Gottfrieds Symmetrie-Bedürfnis charakteristisch. Bei keinem mittelhochdeutschen Dichter ist das Wort so beliebt. An prägnanter Stelle fand ich es im 'Tristan' 275 mal. Manchmal wird es zur Formel für „sowohl als“:

*beide eine liebe und eine ger,
beidiu der werlde unde gote,
beide an dem muote und an den siten,
beidiu von Tristande und ouch von Blanscheftiure,
beidiu des vater und des suns,
beide üzen unde innen,
beidiu sint und iemer müezen sin,
beide liebes unde guotes,
beidiu ir wille unde ir wort,
beidiu hirne und hirneschal,
beidiu man und isen,
beidiu isen unde man,
beidiu ros unde man,
beidiu tac unde naht,
beidiu buoch und seitspil,
beidiu anderswâ und an der stete,*

usw. usw.

Ist der häufige und verschiedenartige Gebrauch von *beide* für Gottfried in sprachlicher Hinsicht interessant, wichtiger ist noch das Wort als Symbol der Tristandichtung. Es umfaßt sozusagen denselben Gedanken, den der Dichter in die einleitenden Worte kleidet:

*Ein senedaere und ein senedaerîn,
ein man ein wip, ein wip ein man,
Tristan Isolt, Isolt Tristan!*

Es liegt auf der Hand, daß der Dichter den *beide*-Gedanken mit besonderer Vorliebe hantiert in der Episode vom Minnetrank:

*Nu daz diu maget unde der man,
 Îsôt unde Tristan,
 den tranc getrunken beide, sâ
 was ouch der werlde unmuoze dâ
 Minne, aller herzen lâgaerin,
 und sleich zir beider herzen in.
 ê sîs ie wurden gewar,
 dô stiez sir sigevanen dar
 und zôch si beide in ir gewalt:
 si wurden ein und einvalt,
 die zwei und zwivalt wâren ê;
 si zwei enwâren dô nimê
 widerwertic under in:
 Îsôte haz der was dô hin.
 diu süenaerinne Minne
 diu hete ir beider sinne
 von hazze alsô gereinet,
 mit liebe alsô vereinet,
 daz ietweder dem andern was
 durchlüter alse ein spiegelglas.
 si heten beide ein herze:
 ir swaere was sîn smerze,
 sîn smerze was ir swaere;
 si wâren beide einbaere
 an liebe unde an leide
 und hâlen sich doch beide,
 und tete daz zwivel unde scham:
 si schamte sich, er tete alsam;
 si zwivelte an im, er an ir.
 swie blint ir beider herzen gir
 an einem willen waere,
 in was doch beiden swaere
 der urhap unde der begin:
 daz hal ir willen under in.*

Ausdrücke wie *ein und einvalt* — *zwei und zwivalt*; *von hazze gereinet* — *mit liebe vereinet*; *ir swaere was sîn smerze* — *sîn*

smerze was ir swaere; einbaere an liebe unde an leide; zwivel unde scham: sie schamte sich, er tete alsam, si zwivelte an im, er an ir kennzeichnen nicht nur die Sprache des Dichters, sondern auch seine poetische Einstellung.

Sie ist wie ein schaukelndes Schiff, bald behaglich langsam fahrend, bald über aufgepeitschte Wogen dahinstürmend, aber immer wiegend um die eine Achse, die als fester Punkt im symmetrischen Bau unsichtbar die Bewegung beherrscht.

Wie die Vereinigung der Liebenden vom Worte *beide* getragen wird, so ihre Trennung:

*Er unde Îsôt si beide
si triben die zît mit sorgen hin.
triure unde klage was under in
in mîcheler unmûezekeit.
si heten leit unde leit:
leit umbe Markes arcwân,
leit, daz si niht mohten hân
keine state under in zwein,
daz si geredeten inein.
ietwederem begunde
von stunde ze stunde
herze unde kraft geswîchen;
bleichen unde blîchen
begunde ir varwe unde ir lîp:
der man bleichete durch daz wîp,
daz wîp bleichete durch den man,
durch Îsôte Tristan,
durch Tristanden Îsôt.
daz tete in beiden mîchel nôt.
ez wundert mich kleine,
was ir nôt gemeine
und ir leit ungescheiden;
ez enwas ouch an in beiden
nie mê wan ein herze unde ein muot;
ir beider übel, ir beider guot,
ir beider tôt, ir beider leben
diu wâren alse in ein geweben:
swaz ir dewederem gewar,
des wart daz ander gewar;*

*swaz sô dem einen sanfte tete,
 des enpfant daz ander an der stete.
 si wâren beide under in zwein
 mit übele und mit guote al ein:
 ir gemeiniu herzeswaere
 diu wart sô schînbaere
 under ir beider ougen,
 daz man vil kleine lougen
 der minnen an ir varwe vant. '*

Die Verwendung des Wortes *beide* wie die Stilfigur der Symmetrie sind gleichermaßen Ausfluß der seelischen Einstellung des Dichters. Für das Liebespaar werden sie zum Symbol. Aber auch auf ähnliche Verhältnisse werden sie übertragen. So auf *Rivalîn* und *Blanscheflûr*:

*si heten in ir sinnen
 beide eine liebe und eine ger.
 sus was er si und si was er,
 er was ir und si was sin;
 dâ Blanscheflûr, da Rivalîn,
 dâ Rivalîn, dâ Blanscheflûr,
 dâ beide, dâ lêal amûr.*

Für die Zweieitsidee der Dichtung im Ganzen und in Einzelheiten ist die Symmetrie die wichtigste poetische Stilfigur, das Wort *beide* ist dafür der sprachliche Exponent. So sehr ist Gottfried vom *beide*-Begriff erfüllt, daß ihm das Zeitwort fehlt, wodurch der Begriff in Handlung umgesetzt werden kann: er spricht von „gebeidetem“ Leide.

Ging diese Zweieitsidee von der Sage auf den Dichter über? Lag sie in ihm und erfüllte er seine Dichtung davon? Oder kamen vielleicht adäquate Einstellungen einander fruchtbar entgegen?

Wir wenden uns dafür den erhaltenen Fragmenten seiner Vorlage zu.

Auch hier treffen wir auf wiederholten Gebrauch von *anduis*, von *l'un et l'autre*.

Nicht weniger kennt Thomas die Symmetrie, die Verwendung von Wiederholung und Antithese im Verein miteinander.

Er läßt Tristan *raisonnieren*:

- 481 *Senz grant pechié, senz grant mal faire*
 482 *Ne me puis d'iceste retraire,*
 483 *Ne jo ne m'i pois assembler*
 484 *Si jo ne mei voil desleer,*

und begründet seine Überlegung mit seinen Verpflichtungen hier und dort:

- 485 *Car tant ai vers l' altre Ysolt fait*
 486 *Que n' est raisun que ceste m'ait.*
 487 *A iceste Ysolt itant dei*
 488 *Qu'a l' altre ne puis porter fei.*

Ähnlich gebaute Perioden sind:

- 997 *Se sor tute rien li n'amast,*
 998 *De nul autre ne se dotast:*
 999 *Por ço en est en suspeçon*
 1000 *Que il n'aimme riens se li non.*
- 1001 *S' il envers autre amor eüst,*
 1002 *De ceste amor jalus ne fust;*
 1003 *Mès por ce en est il jalus*
 1004 *Que de li perdre est poürus.*
- 1465 *De quei serez vus avancee*
 1466 *Quant vers lu rei ere empeiree?*
 1467 *Certes el men empirement*
 1468 *Nen ert le vostre amendement.*
- 2265 *E vus, amis, que ren n'amez,*
 2266 *Ma dolur sentir ne poez;*
 2267 *Se ma dolur pussez sentir,*
 2268 *Dunc vuldriez od mei venir.*
- 2443 *Certes, amis, pur vus garir*
 2444 *Me metrai mult près del murir,*
 2445 *E en aventure de mort*
 2446 *Pur conquerre vostre confort.*

Besonders bezeichnend ist das Wortspiel mit *salu* in den Zeilen:

- 2467 *Dites li saluz de ma part,*
 2468 *Que nule en moi senz li n'a part.*
 2469 *De cuer tanz saluz li emvei*
 2470 *Que nule ne remaint od mei.*
 2471 *Mis cuers de salu la salue,*
 2472 *Senz li ne m'ert salu rendue;*
 2473 *Emvei li tute ma salu.*

Der Stilfigur der Symmetrie verwandt sind die zahlreichen Beispiele durchgeführter Gegensätze, die Doppelfragen und Doppelaussagen bei Thomas. Ein durchgeführter Gegensatz nach dem Motiv: „Ich, Tristan, leide, du, Isolde, hast Genuß“ ist in den Zeilen 61/62, 63/64, 65/68, 69/72 enthalten; von den Doppelfragen erwähne ich nur 175/183, von den Doppelaussagen 2251/2264.

Auch in Konstruktionen großen Stiles sind der Symmetrie verwandte Erscheinungen zu beobachten. In den verhältnismäßig kurzen Bruchstücken, die wir besitzen, kommen zwei solcher kunstvoll aufgebauten psychologischen Auseinandersetzungen vor.

Das erste Turiner Fragment, in dem von der Bilderhalle die Rede ist, enthält eine Vergleichung des Leides der vier Liebenden: Marke, Isolde Blondhaar, Tristan, Isolde Weißhand. Sie zerfällt in zwei Teile, von denen ersterer die ausführlichere Darstellung, letzterer eine zusammenfassende Betrachtung bringt. Durch Einleitung und Schluß entsteht ein durchgeführter Parallelismus, wie aus nachfolgender Übersicht hervorgeht:

- | | |
|-----------|---------------------------------|
| 1011-1014 | Einleitung |
| 1015-1028 | Liebesleid Markes |
| 1029-1046 | Liebesleid der Isolde Blondhaar |
| 1047-1064 | Liebesleid Tristans |
| 1065-1083 | Liebesleid der Isolde Weißhand |
| 1084-1087 | Schluß. |
| 1088-1091 | Übergang |
| 1092-1096 | Liebesleid Markes |
| 1097-1112 | Liebesleid der Isolde Blondhaar |
| 1113-1115 | Liebesleid Tristans |
| 1116-1120 | Liebesleid der Isolde Weißhand |
| 1121-1123 | Schluß. |

Noch auffälliger ist der Parallelismus zwischen den beiden Tristanmonologen 57 bis 234 und 463 bis 650. Der erste führt zur Betrachtung: Ich will Isolde Blondhaar nicht länger lieben, noch will ich sie hassen: ich ziehe mich von ihr zurück, indem ich mich der Isolde Weißhand zuwende. Der zweite enthält den Gegensatz dazu: Wende ich mich der Isolde Weißhand zu, so entsteht Liebe, verschmähe ich sie, so entsteht Haß: ich ziehe mich von ihr zurück.

Beide Monologe behandeln das Thema Liebe und Haß in ihrem Verhältnis zum Genuß, den er von der Isolt aux Blanchés Mains zu erwarten hätte: in ersterem bringt der Konflikt zwischen Liebe und Haß ihn dazu, den Genuß bei ihr zu suchen; in letzterem bringt derselbe Konflikt ihn zur Entsagung.

Berücksichtigt man dabei, daß beide Monologe genau denselben Umfang, nämlich 178 Zeilen, haben, so geht das Künstliche und Beabsichtigte im Aufbau überzeugend daraus hervor.

Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß sogar die durchgeführte antithetische Wiederholung der Monologe nicht die bilaterale Symmetrie darstellt, von der im Anfang dieses Aufsatzes die Rede war. Dies läßt sich am einfachsten durch die Wiederaufnahme der dort behandelten symmetrischen Reimbindungen erläutern. Wir fanden Versausgänge vom Typus:

list — ist — ist — list.

Sie finden sich in den Eingangsstrophen wie auch in den eingestreuten Vierzeilern. Es kommen daneben aber auch Versausgänge von einem abweichenden Typus vor:

nicht — geschieht — nicht — geschieht,

quot — tuot — quot — tuot,

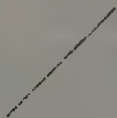
vil — wil — vil — wil,

wol — sol — wol — sol,

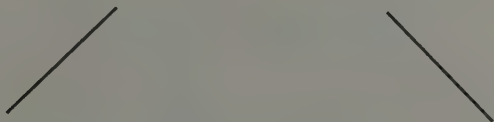
man — kan — man — kan.

Ich möchte, nach Analogie der Ausdrücke Kreuzreim und umschlungener Reim, letzteren Typus als „Kreuzgleichklang“, ersteren als „umschlungenen Gleichklang“ bezeichnen.

Der Kreuzgleichklang wiederholt die gleiche Bewegung: ihre Linienstruktur ist folgende:



Im umschlungenen Gleichklang steckt aber eine Gegenbewegung; für sie ist eine andere Stellung der Linien bezeichnend:



Suchen wir nach tieferen Gründen des Unterschieds, so scheint im Kreuzgleichklang das Element der Wiederholung, im umschlungenen Gleichklang das der Antithese zu prädominieren. Dies gilt in gleichem Maße für die beiden Stilfiguren der Symmetrie, die wir vorfanden. Sie ließen sich als Parallelismus im engeren Sinn bezeichnen. Für Thomas dürfte der Parallelismus, für Gottfried die Symmetrie etwas kennzeichnender sein.

Von hier aus ließe sich die dreifache Frage über den Ursprung der Zweieitsidee in Gottfrieds 'Tristan' vielleicht beantworten. Sie ging ohne Zweifel von der Sage auf den Dichter über. Sogar in ihrer Urgestalt trug diese ausgesprochene Liebesbesehung die Idee der Zweieitlichkeit in sich; die doppelte Einstellung: die Frau (Isolde Blondhaar) zwischen zwei Männern und im Verlauf der Sage: der Mann (Tristan) zwischen zwei Frauen konnte leicht symmetrische Wirkungen hervorrufen. Wir gehen aber wohl nicht fehl, wenn wir die Prägung des typischen Zweieitsstils auf Thomas zurückführen. Auch in dieser Hinsicht zeigt sich Gottfried als einsichtsvoller, wesensverwandter Schüler des bretonischen Dichters.

Aber der Straßburger Aesthet brachte auch Eigenes mit, er schuf sich nach dem Vorbild des Meisters einen eigenen Stil, in der die Antithese, wie es scheint, eine noch größere Rolle spielt. Ich möchte diese Ansicht durch einige weitere Beispiele belegen, wobei allerdings die bekannte Tatsache, daß für jede anzuführende Stelle die direkte Vorlage fehlt, der aus dem Einzelbeispiel zu ziehenden Schlußfolgerung die stringente Beweiskraft nimmt.

Ganze Abschnitte erwecken den Eindruck, bilateral-symmetrisch konstruiert zu sein. So liegt zwischen den Zeilen 856 und 857 eine Achse, die den Abschnitt 826 bis 879 trennend verbindet:

826 — 833

haz/minne

834 — 838

trahte

839 — 856

der frie vogel

873 — 879

minne/haz

869 — 872

trahte

857 — 868

der unbetwungene muot

Auch die literarische Stelle läßt Symmetrie im Aufbau erkennen. In der Einleitung liegt eine Symmetrie-Linie zwischen 4604 und 4605, wodurch die *zwelf zungen* von den *zwelf sinnen* getrennt werden. Es ergibt sich folgendes Bild:

4587—4597

ich enweiz, was ich dâ von gesage

4598—4601

hât man sô rehte wol geseit

4602—4604

der sinne) (zwelve

4614—4618

daz ich niht kan gereden dar abe

4610—4613

mane haete baz dâ von geseit

4605—4609

zwelf zungen

Aber nicht nur die Einleitung ergibt ein symmetrisches Bild. Auch die Anordnung des Tatsächlichen findet unter dem Gesichtspunkt der Antithese statt. Das leuchtet ein, wenn wir die zweimal zwei *varwaere* von den zwei *nachtigallen* trennen. Mehr aber noch, wenn wir annehmen, daß die Stelle zwei psychologische Höhepunkte hatte: einerseits sollte dem Epiker Wolfram ein Hieb versetzt werden, andererseits wollte Gottfried auf dem Gebiet der Lyrik für Walther eintreten.

In dem Gegensatz Hartmann zum Ungenannten werden zwei Stilgattungen, aber auch zwei persönliche Einschätzungen einander gegenübergestellt. Hier kämpft er in eigener Sache.

Gegenwart und Vergangenheit bilden dann für die andere Gruppierung das Leitmotiv:

der ihm wohl nahestehende Blickêr von Steinach,

der längst verstorbene Heinrich von Veldeke,

die „*geswigene nahtegal*“ von Hagenau,

die lautsingende Nachtigall von der Vogelweide.

Schließt sich endlich nicht auch ein Beispiel bilateraler Symmetrie an das bekannte Buchstabenspiel, womit Gottfried seine Einleitungstrophen und Unterbrechungsvierzeiler und die Wiederaufnahme der Erzählung ausschmückt? Nach dem Einleitungs-G und

dem Namen DIETERICH kann man zu folgender Aufstellung gelangen:

41	T
45	I
131	I
135	T
1789	R
1793	S
1863	S
1867	R
5097	I
5101	O
5175	O
5179	I
12435	S
12439	L
12507	L
12511	S

Das uralte Motiv der Späne als Erkennungszeichen gibt Gottfried Gelegenheit, ein Buchstabenspiel anzudeuten:

*machet einhalp ein T
und machet anderhalp ein I,
daz niwan der êrste buochstap sî
von iuwer beider namen daran.*

So flicht er T und I und I und T, dann auch R und S und S und R, I und O und O und I, S und L und L und S runenhaft durch sein Gedicht.

Trotz verstümmelter Überlieferung erkennt man sogar in der äußeren Gestalt den auf Zweieitlichkeit, auf Parallelismus und Gegensatz, auf Symmetrie vor allem eingestellten Geist des Dichters.

Der wilde und der edle Heide.

(Versuch über die höfische Toleranz.)

Von

Hans Naumann.

Plötzlich und mit scheinbar weithergeholter Wendung, duldsam und doch noch ein wenig unduldsam zugleich, heißt es einmal im 'Moriz von Craon' vom Helden des Gedichtes:

*wær er betalle ein heiden,
von der kristenheit gescheiden,
der in des tages sæhe,
durch reht er im êren jæhe.*

Im Blickfeld des Gedichtes liegt der Dualismus Heiden : Christen ansonsten keineswegs; aber Reimpaar und Gedanke, negativ oder positiv, von einem strikten negativen weil zu einem auch wenn, obwohl, obgleich wie hier und dann zu einem positiven weil, haben ihre lange Geschichte in der Dichtung des abendländischen Rittertums. — Als der heilige Gregorius darüber sinnt, wie er die Seele des guten edlen, aber heidnischen Kaisers Trajan erlösen könne, was ihm dann übrigens sehr wohl gelingt, da läßt der hier im Herzen duldsam gesinnte Dichter der 'Kaiserchronik' den strengeren Engel Gottes zu dem humaneren Papste sagen, er möge davon abstehe, denn: *jâ sint die haiden von den christen geskaiden, dû hâst unrehte getân* (6047). Jene Stelle zu Beginn des 'Alexanders', wo Alberic, unvoreingenommener schon als sein erster deutscher Bearbeiter, den Helden über alle Könige der Erde erhebt, schränkt bekanntlich der Pfaffe Lamprecht dadurch ein, daß er König Salomon doch noch höher stellt und zwar mit der Begründung: *man müstin wol ûz scheiden, wande Alexander was ein heiden* (70). Und der jüngere deutsche Dichter der Straßburger Hs., wiewohl doch freier, amouröser, höfischer und vorwärtsweisender im Tenor und wiewohl er objektiv und ohne Schmähung mehrfach von den heidnischen Göttern handelt, hat diese Einschränkung, dieses negative weil, doch nicht getilgt, wie er ja auch am Schluß in die alten ernsten Gesichtspunkte der

Vanitas vanitatum, des Memento mori und in die transzendente Bezogenheit wieder einmündet, die er zeitweilig verlor. Aber der sehr viel spätere Dichter der 'Heidin', einer dem 'Moriz von Craon' in der Anlage übrigens nicht unähnlichen Novelle, die sich statt des Schwanks vom Revenant des Schwanks von der geteilten Frau bedient, schreibt von seinem heidnischen Königspaar ohne jede Einschränkung, daß es das edelste an Geburt und Gesittung war, das je existierte. Ja für den christlichen Grafen wird geradezu der Umstand, daß die Dame eine Heidin ist, zur Attraktion: *ein græve, dem quâmen disiū mære, wie ein schoeniū frouwe wære, mit zûhten unde werdikeit, mit aller hande stætikeit und ein heidenischez wip; er sprach: 'ich wil mînen lîp wâgen ûf âventiure* (171). An die Konjunktion *unde* kann hier nicht gedacht werden; es bleibt nichts übrig: wir sind bei dem positiven weil in der Einschätzung des Heidentums angelangt.

Konrad im 'Rolandslied' schränkt den Ruhm des heidnischen Königs Amarezur, hehrer geboren als alle Könige der Erde zu sein, zunächst dadurch ein, daß er hinzufügt: in der Tat, so wäre es, wenn er um des Rechtes willen ausgezogen wäre; aber schon er läßt ihm und seinen Leuten den mehr weltlichen Ruhm der Kühnheit und des Glanzes, obwohl sie Heiden waren (4601). Veldeke nimmt diese spitzfindige Differenzierung nicht mehr vor; als er seinen Liebling Turnus den tugendreichsten Fürsten nennt, tut er das uneingeschränkt, aber wieder ausdrücklich, obwohl er ein Heide war (*al was er ein heiden man* 12612). Gahmuret verehrt die *edle moerinne* Belacane, *swie sie wære ein heidenin* (28, 10); die Nibelungenstrophen B 1145, 1248, 1261, 1262 enthalten mit Bezug auf Kriemhilds Ehe mit Etzel ein deutliches *obwohl; swie sie waren heiden, doch was ze barmen umbe sie* heißt es 'Klage' 975 (Edzardi) von den Hunnen, und so auch von Sigfried von Morlant und seinen Leuten in der 'Kudrun': *swie sie heiden hiezen, die von Môrlant dringen sich niht liezen*, so im 'Biterolf' 13381 (und 99) von Etzel *swie er ein heiden wære*, verdient er doch das höchste Lob im Gegensatz zu vielen schlechten Christen. *Swie wol ez heiden sint*, hat Ottokar mit den Belagerern von Akkon und ihrer Verdamnis, obwohl die Erbstoten zuletzt furchtbare Grausamkeiten an den Gefangenen begehen, tiefes Erbarmen, *daz sô manigez menschenkint die helle sol bouwen und got nimer beschouwen, wan an dem lesten tac* (52432). Gahmuret geht in die Dienste des Baruc, ohne daß hier überhaupt der Zusatz noch gemacht wird; dem erschlagenen Heiden Thesereiz wird

aus Willehalms Mund ohne jede Einschränkung und Ausnahme der Minnepreis höchster Vortrefflichkeit zuerkannt (W. 205, 18), wie dem Heiden Arofel der Preis höchster Treue (W. 374, 28); so ist Etzel, 'Klage' 88, der hehrste aller Heiden und Christen, die jemals lebten, Saladin, der edle milde fromme Heide, bei Enenkel 26551 ohne jede Einschränkung der lobwürdigste. Der Gute Gerhart erzählt dem Kaiser von den Bewohnern der morgenländischen Feste: *die burger wâren heiden und doch sô wol bescheiden*. Ähnlich wie Lamprecht noch Salomon ausnimmt, wenn man Alexandern den höchsten Preis der Könige zuerkennt, so nimmt Ulrich von Eschenbach Absalon aus, wenn er von der unübertrefflichen Schönheit des *werden jungen heiden* Fidias, eines Verwandten des Cyrus, spricht: *sunder Absalôn alein so wart nie schoener fürste dehein* (Al. 13854), aber die Lamprechtsche Begründung klingt nicht mehr so durch, und so vergleicht er Alexandern selbst einmal ausdrücklich und direkt mit Salomon: *er Salomôn an wirdikeit, an wisheit, an reinem gemüete* (14713); ja der Dichter sagt einmal ausdrücklich von den wertten Männern und den süßen Frauen, es sei ihm gänzlich gleich, *sie sîn cristen oder heidenin, sie haben alle daz loben mîn* (Al. 13840.) Menschlich-ritterliches Duldungs- und Schonungsgefühl hob über 'weil' und 'doch' das Heidentum zu einem romantisch verklärten Adel empor.

*

*

*

Die Welt ist seit der ersten Kreuzzugszeit, die mit dem strengeren Geiste des 11. Jahrhunderts einsetzt, eingeteilt in Christen und in Heiden, die die Feinde Gottes sind und vertilgt werden müssen. Es ist ein weiter Weg bis zu dem Ziel, daß ein ganz bestimmter Stand auch die Heiden als Geschöpfe Gottes empfindet und ihnen mit Schonung, ja mit Anerkennung begegnet oder bis daß er gar, wie etwa eben durch Ulrich von Eschenbach, auf diese Differenzierung verzichtet. Aber auch dieser Dichter verlor dabei den Dualismus zwischen Christen und Heiden nicht aus dem Bewußtsein, der zu einer der stärksten bewegenden Mächte geworden war. *Jâ sint die haiden von den christen geskaiden*. Eine Brücke, ein Verständnis, Schonung und Gleichberechtigung sollen nicht sein; *kristen unde heiden mac niht bi ein ander sîn* (Reinbot 4565), im Diesseits wie im Jenseits: *boese kezzer, juden, heiden . . ouwê, die sint vomme himelriche gescheiden* (Reinmar von Zweter MSH. II, 217). Es ist ein weiter Weg, bis daß das unerbittliche Reimpaar *haiden* — *schaiden* sich wie im 'Guten Gerhart' mit einem anderen Sinn erfüllt.

Alles Nichtchristliche ist miteinander schlechtweg als heidnisch identifiziert. Indem die antiken Heiden mit den Moslems gleichgestellt werden, überträgt sich von jenen auf diese die historisch gänzlich falsche Vorstellung von der Vielgötterei mitsamt den antiken Götternamen, wird aber auch ein sehr fester Grund zu ihrer späteren Rehabilitierung gelegt. Wenn das Bild des edlen dem Bilde des wilden Heiden schließlich die Wage hält, so liegt eine fortwirkende Ursache in der Zusammenfassung von Römern und Griechen mit den Sarazenen unter dem gemeinsamen Begriffe Heiden. Die Juden, oft mit den Heiden formelhaft zusammengenommen, manchmal mit ihnen auch gleichgestellt (Rol. 7551)), bleiben im allgemeinen doch in jener Sonderstellung, die ihnen schon der Eingang des Gedichts von den drei Jünglingen im Feuerofen anweist; gegenüber dem großen Dualismus verschwinden sie ganz. Eine Differenzierung der orientalischen Heiden, wie sie sich in Rudolfs von Ems 'Weltchronik' 7016ff. findet, hat keine Bedeutung. Der allgemein heidnische Abgötterhimmel setzt sich also für den Abendländer jener Zeit aus antiken wie aus moslemitischen Namen zusammen und er gilt für jede Art von Heidentum; zu Apolle (Apollin), Ercules, Pallas, Jupiter oder Jovinus, Juno, Venus, Mars, Saturn kommen als Gottheit Machmet und die im Ursprung dunklen Machazen, Kahun, Bakun und Ter-vigant; der Stricker gibt die Zahl der Götter mit 700 an ('Karl' 4201). Es beharrt dies legendäre Bild im dichterischen Stil vom Rolandslied über Wolfram und seine Schule bis zu Ottokar. Die Heiden führen als Frauenritter den Amor im Banner, ob sie antike sind wie in der 'Eneid' und im 'Alexander' oder sarazenisch wie im 'Willehalm' und in 'Ludwigs Kreuzfahrt'; Apelles malt das Alte Testament bei Ulrich von Eschenbach (Al. 11105), und der Dichter versichert einmal ausdrücklich, er sehe keinen Unterschied zwischen den griechischen und den babylonischen Heiden mehr, die ihm ja die Vorläufer der Sarazenen oder wiederum vielmehr mit diesen identisch sind (Al. 11881). All das aber konnte für deren Beurteilung nicht ohne Einfluß bleiben, und wenn die antiken Götternamen alsbald eine solche Renaissance erlebten, wie etwa Apollo im 'Tristan' 4869, so konnte das auch für die Beurteilung des mit Apollo meistens formelhaft verbundenen Machmet schließlich nicht ohne Folgen sein.

In den deutschen Bearbeitungen der Silvesterlegende hat Heiden natürlich zunächst noch die Bedeutung von antiken Heiden, aber im Trierer Silvester kommt dann auch die Bedeutung Moslems hinzu, ja es vollzieht sich hier geradezu und fast unmerkbar jene

naive Identifizierung alles Nichtchristen- und Heidentums zu einer *unseligen diet von Sarrazin, juden unde Türken* (635), die voller Übermut und Gewalttätigkeit Helenas Heerschar bildet. Man sieht hier deutlich, wie sich die Vermengung ergibt und was sie in bezug auf die Verschmelzung der Götter für Folgen hat. Der Silvesterdichter der Kaiserchronik gab den Auftakt dazu, indem er das aus Juden und antiken Heiden rekrutierte Heer der Helena mit Sarazenenversen aus dem Rolandsliede zeichnete und sie so zu allgemeinen Heiden machte (8462 ff.). Demgemäß versteht nun der Trierer Redaktor die Verse und tut das Übrige, indem er hieran anschließend die Sarazenen und Türken ausdrücklich nennt. Helena will ihren Sohn in der Kaiserchronik zu den alten Heidengöttern wieder zurückführen [8231 ff.; in der Legende will sie ihn ja konfessionell zum Juden machen], die natürlich die Heidengötter des bunten Gemenges überhaupt sind, obwohl dies nicht mehr ausdrücklich gesagt zu werden braucht; der Zug gegen sie durch Wälschland nach Turaz an das Meer wird durch Kreuznahme usw. folgerichtig zu einem Kreuzzug stilisiert. Erst Konrad von Würzburg stellt die richtigen konfessionellen Verhältnisse der alten Silvesterquelle wieder her. Schon das Gedicht von der 'Hochzeit' — überhaupt mit früh-epischem Gute spielend, das Heidentum und seine Verdammnis bringend — läßt, indem es die antike vorchristliche Heidenschaft in der Zeitform der Gegenwart behandelt, jenen unbestimmten Schimmer über dem Worte und begünstigt die Identifizierung. Nebukadnezar in den 'Drei Jünglingen' bekommt schlechtweg als Heide dieselben Züge wie der Tacianus der Georgslegende, und der abgöttische Apparat (der Teufel im Götzenbild) wird der gleiche. Bei Reinbot sind Dacians Untertanen als *die ungetriuwen heiden, die Sarrazinen* gedacht, die üblichen Heiden in der Terminologie der Kreuzzugsdichtung; schon Jason ficht hier mit Sarazenen. In den beiden Servatiusdichtungen werden auch die Hunnen zu den typischen Heidenvertretern, wie das französische Epos (und schon das ahd. Ludwigslied?) die normannischen Seeräuber mit den Sarazenen identifiziert, während die Kaiserchronik einmal irrtümlicherweise die Ungarn zu Christen (15825), die Mailänder aber zu Heiden macht (15865). Auch die ritterliche Nibelungenepik identifiziert leise die Hunnen mit den typisch sarazenischen Heiden; daß die Apostasie Etzels (C 1284) motivisch aus dem Servaz stammt, hat Friedrich Wilhelm verfochten. Folgerichtig macht der kritische Rezensent C einen ganz leisen Versuch zur Kreuzzugsstilisierung; aber schon in der 'Klage', die ihm

dafür das Vorbild war, war durch den Fluch Etzels auf seine Abgötter Machmet und Machazen diese Färbung viel deutlicher gewesen. In den Versen 'Klage' 4267 (Edz.) *vor den Hiunen si wæren wol genesen, wærn die kristen niht gewesen*, nämlich die in die heidnischen Dienste getretenen, klingt noch immer die leise, sonst hier zurückgedämmte legendäre Verachtung durch. Wolfdietrich, Virginal usw. nehmen noch eine weitere Identifizierung vor: die Riesen werden heidnisch-sarazenisch, die Sarazenen riesisch stilisiert.

Es gibt nun zwei Schichten in der Auffassung und Beurteilung dieses so identifizierten Heidentums, eine alte und eine junge, eine normale kirchliche und eine ausnahmsweis bestehende ritterliche, eine legendäre strengere und eine humanere freiere, die sich in der ritterlichen Dichtung überschneiden und mischen. Und umso ritterlich-höfischer ist die Dichtung, je mehr die jüngere ungewöhnliche zum Ausdruck kommt, umso unhöfischer ist sie, je mehr die ältere überwiegt. Die eine ist altererbt, stammt aus der kirchlichen Literatur, der sie gemäß ist, aus der Märtyrerlegende, der Apologetik, der geistlich inspirierten Propagandaepik und bleibt ihr erb- und eigentümlich. Die ganze sogenannte Spielmannsepik fällt in diese Klasse. Die andere ist eine vergängliche Blüte jener Zeit, die Scherer einst mit der Humanitäts- und Aufklärungszeit verglichen hat. Aber insofern auch die hervorragendsten Vertreter dieser Richtung die alte Schicht niemals völlig verlassen, insofern rein religiös für sie selbst ihr erdichteter edler Heide ein Verlorener ist und sie ihm nur rein menschlich-ritterlich gefühlsmäßig, nicht verstandesmäßig voller Schonung begegnen, kann man bei dieser Art von höfisch-ritterlicher Toleranz nicht gut von eigentlicher Aufklärung sprechen. Die Basis dieser Toleranz ist eine gänzlich andere als die der toleranten Ideen des 18. Jahrhunderts. Daß es eine Reihe von Dichtern gibt, die der ganze Dualismus fast überhaupt nicht bewegt, Hartmann, Gottfried usw., sei hier wenigstens noch verzeichnet. In ihren Werken kommen natürlich auch die beiden Schichten nicht zum Ausdruck; aufklärerisch wird man ihre Interesselosigkeit dennoch nicht nennen wollen. Wie höfisch Hartmann von Saladin denkt, verrät blitzartig die Art der Zitierung seines Namens im Abschiedslied. Erst Wirnt von Gravenberc, Hartmann- und Wolframschüler zugleich, trägt den Kreuzzugsaspekt in die Artusepik.

In einem Gedicht wie dem Rolandslied tritt der alte geistliche Standpunkt im allgemeinen außerordentlich kraß hervor. Es repräsentiert geradezu das typische Bild, das die Heidenvertilgung

rechtfertigt und verlangt. Die Heiden sind unkeusch, beten ihre unreinen Abgötter an, sind die Kinder des Teufels, sind nebelfinstere Nacht, stiften Raub und Brand, zerstören die Kirchen, opfern die Christen ihren Abgöttern, sind übermütig, töricht, unselig, vermessen, eine *verfluochete meintätige thiet, verworht, vertân*, mordgierig, grimmig, prahlerisch; ihre Fürsten sind grausame Wüteriche, Höllenvirte, Valande, Abgründe des Teufels. Teils sind sie schnell verzagt und bekehren sich leicht, teils sind sie hartnäckig und müssen wie das Vieh erschlagen werden; sie heulen wie die Hunde, fallen massenhaft, und ihre Seelen fahren zu Hunderttausenden zur Hölle. Ihre Ausrottung oder ihre Taufe erscheint als das verdienstlichste ritterliche Ziel. Bekanntlich tritt es bei Konrad noch stärker hervor als bei dem Franzosen; Konrad verschärft den Gegensatz zwischen den beiden Religionen, verstärkt das Bekehrungsmotiv, macht das abgöttische Treiben der Heiden, den Disputations- und Vergleichungsgedanken lebendiger und bringt so selbständig eine Reflexion über die Verdammnis der Heiden (7697 ff.), wie Lamprecht den Heiden Alexander unter Salomon stellt. Ja, der ganze Komplex des Dualismus und des christlich-ritterlichen Verdienstes erfüllt so sehr seine Seele, daß er vermutlich nur aus dem beherrschenden Aspekt heraus, ohne jede reale Unterlage, seinen Mäzen, den Herzog Heinrich, im Nachwort als Heidenbekehrer feiert. — Aber schon das lateinische Siegeslied eines Pisaner Geistlichen auf den Zug nach Afrika (Dumeril 1847, S. 239) spricht verächtlich und fanatisch von der Perfidie des Machumet, dem Gestank der toten Heiden, sagt, daß die *Sarazeni quasi bestiae (alsô vihe)* seien und stilisiert eine vermutliche kaufmännische Angelegenheit in einen Kreuzzug um: — die typische Linie geistlicher Propagandadichtung. Und der *Ludus de Antichristo* charakterisiert die *Gentilitas cum rege Babilonis* durch den Gesang *Deorum immortalitas est omnibus colenda, eorum et pluralitas ubique metuenda*, während er den Chor der päpstlichen Kleriker und der kaiserlichen Ritter in unentwegt fanatischer Intoleranz, die für letztere doch wohl schon etwas anzweifelbar erscheint, mit den dreimal wiederholten Worten *quisquis est, qui credit aliter, hunc damnamus aeternaliter* auf der kleinen Szene, die hier wirklich die Welt bedeutet, aufmarschieren läßt: — in Wahrheit der Standpunkt der Kirche, der für sie einzig möglich ist. Schon die frühen deutschen geistlichen Gedichte sind von ihm erfüllt, und es bedurfte nicht etwa erst der Vermittlung aus dem Französischen durch das Rolandslied. Schon im ahd. Georgslied erscheint Tacianus, der Herr *der heidenen*

man, als der legendare Wüterich mit seinem Abgott Apollin, desgleichen Nebukadnezar in den 'Drei Jünglingen' und Holofernes in der 'Älteren Judith', alles nur *durch dû gotis lastir* vollführend, mit einem *heri michil vreissam* von *heidin manic thuisunt* heranrückend, voll liederlichen Hohns über die Macht Gottes. Aus den drei Jünglingen sind drei Herren gemacht, die sich Georg und seinen Brüdern in der Georgslegende vergleichen, das Ganze nun eine christliche Märtyrerlegende gleichfalls, mit dem typischen Apparat der Abgötter, die nichts als *drugidinc* sind, Säulen mit Teufeln darinnen, die aus ihnen sprechen wie in der Georgslegende. Und so auch will Judith die armen christlichen (!) Gläubigen Bethuliens von den bösen Heiden erlösen, und ebenso notwendig wie bezeichnend ward aus den 'Drei Jünglingen' die apogetische Strophe hier interpoliert. Und schon das ahd. Ludwigslied macht aus dem Normannenkriege einen Heidenfeldzug seines Helden, und der wilde Heide reicht als abschreckendes Requisit sogar bis in die Lyrik Stretelingens oder Winterstetzens hinein.

Die sogen. Spielmannsepen, geistliche Instrumente einer niederen Art, propagieren Bild und Richtung mehr oder minder heftig. Ymelot und sein Sohn Basilistjum im 'Rother', Belian, Merzian, Sudan, Mentwin, Liberian im 'Orendel' — schon die Kaiserchronik kennt zwei heidnische Könige des sehr typischen Namens Milian —, diese Könige von der wüsten Babilonie, Herren *arger heiden*, *verwâgener Sarrazîn*, die zu Tausenden leicht überwunden und ertränkt werden, sind übermütige, vermessene, Gott selber sich gleichstellende Wüteriche ohne jede menschliche Regung, *heidin vreissam*, *freisliche*, gewaltsam alles an sich reißende Valande. Beim 'Orendel' gelten diese unentwegten Züge freilich nur für das alte strophische Gedicht von ca. 1160, das nachher zum Leseepos aufgeschwellt wurde, wobei es jüngere Züge erhielt. Der 'Münchener Oswald' malt seinen wilden Heiden, *den rîchen künic Ârôn*, gefürchtet in seinem tyrannischen Zorn, gewaltsam, Freier tötend, die eigne Tochter liebend, *zornîliche* und treulos den Frieden mit dem Raben zerbrechend; der 'Wiener Oswald' verstärkt diese Züge des grimmigen unkeuschen Wüterichs, der die im Spiel Unterlegenen köpft, ohne jede Spur von Großmut. 'Ortnit' und 'Wolfdietrich' bewahren viele dieser Züge. In diesem oder jenem Punkte können sie sich alle dem jüngeren Bilde indessen nicht entziehen, besonders der 'Orendel'. Starr aber blieb der kleine 'Wiener Oswald'. Und noch als getaufter Johannes, geradezu grotesk, wütet der Tyrann unter allen, die sich nicht taufen lassen wollen, in der alten mordgrimmigen Weise.

Teils bestand dies Bild natürlich kontinuierlich weiter; teils traten, wie bekanntlich überhaupt im Epos der sogen. Verfallszeit, Motive, Formeln, Wendungen, Anschauungen der vorhöfischen Dichtung wieder zu Tage, die in der klassischen Periode wo nicht geschwunden, so doch unterdrückt gewesen waren. Unter den drei Fassungen der ersten Abenteurer des jungen Dietrich ist besonders die *Piaristenhs.* der 'Virginia' (LV. 52) konfessionell interessant. Andeutungen des Keimes sind hier zu starken heidnisch-christlichen Gegensätzen herausgearbeitet nach ganz alten, wieder lebendig gewordenen Klischees. Der Heide Teriafas, sein Sohn Orkise, dessen Sohn Janapas leben in Teufels Weise, veröden die Christenländer, begehen Blaubartuntaten, fressen Christenfleisch, heißen starke heidnische Valande, sind innerlich verflucht und verworfen, falsch, ehrlos, verräterisch. Wie Hildebrand und Woldietrich zu christlichen Rittern werden, so die Riesen zu heidnischen Sarazenen, die in orientalischem Kauderwelsch sprechen. Das Verschmähen der Taufe, die Glaubensdisputationen, der Streit um den Wert der Götter, der Hohn über die schwachen Abgötter, die zerschlagen werden: diese Dinge zeigen, wo wenigstens zu einem Teil die Vorbilder dieser Epik waren. Als Orkise um sein Leben bittet, wird es ihm in altem Fanatismus und gar auf Vorschlag einer Jungfrau nicht gewährt — ein kraß unhöfischer Zug!

Aber auch das jüngere und zweite Bild, der edle Heide, hat innerhalb der französisch-deutschen Epik seine lange Geschichte. Auch diese mehr spontane, humanere Auffassung ist nicht Schöpfung und Gedanke eines Individuums, sondern ein feiner, zarter, mehr oder minder flüchtiger Gesellschaftsgedanke, nicht Produkt eines philosophischen Rationalismus, sondern Blüte einer ritterlich-gesellschaftlichen Kultur und auf jeden Fall ein variierendes Ergebnis allmählicher Entwicklung, die es hier — wenigstens aus dem Deutschen — kurz zu skizzieren gilt.

Schon im Rolandslied werden erste Ansätze sichtbar. Es ist keineswegs so, daß diese 'ritterliche Toleranz' mit Wolfram vom Himmel fällt. Marsilie, ein zornmütiger Tyrann, ist gleichwohl schnell versöhnt und liebenswürdig, und die Begegnung Paligans mit seiner Frau und ihm, dem Unglücklichen und Verwundeten, ist ungemein sympathisch dargestellt mit überraschend weichen Zügen. Es gibt hier schon kühne Wigande unter den Heiden, mit einer bewundernswerten Gefolgschaftstreue beseelt (6260, 8396 ff.). Schon hier tragen die Heiden höfische Züge, üben Tanz und Ritterschaft

und dem schwarzen, übelgetanen, freissamen, starken, verfluchten Heiden Cernubiles steht schon hier als Kontrastfigur der glänzende, minnigliche, schöne, lustsame Frauenritter Margariz von Sibilie gegenüber (3725 ff.), flüchtig nur skizziert, aber wie ein erster Keim zu allem Folgenden. Schon in der 'Kaiserchronik' ist der eine Milian, obzwar *der allerwirste kunig in dirrer werlte* (5180), begabt mit äußerlich glänzenden Zügen und einer Kriegsschar kühner Helden für den Kampf mit Vespasian und Titus, ist die Liebesbegegnung zwischen Christin und Heiden vorgezeichnet in der Ehe der Herzogin Agnes von Ragaz mit einem heidnischen Mann (16610), und steht den grimmen Wütereichen Decius, Diocletian usw. das Bild des edlen guten Heiden in Titus, Nerva, Constantin und besonders in Trajan gegenüber, dessen Seele erlöst wird, wobei der Dichter selbst mit Papst Gregor den humanen Standpunkt gegenüber dem starren Engel teilt. Das Bild des Heiden hat sich vom Rolandslied zur Kaiserchronik beseelt, bereichert und vertieft; zum äußeren Glanz gesellte sich — im Zusammenhang mit dem Respekt vor der Antike — ein liebens- und erbarmungswürdiger Edelmut. Schon der glänzende Alexander und der edelmütige sympathische Darius des Alexanderliedes gehören in diesen Zusammenhang. Es ist bekannt, wie das berühmte Religionsgespräch zwischen Gyburc und Terramer mit dem schönen Hinweis auf die Gott wohlgefälligen Heiden der Vorzeit sein Vorbild in der Sylvesternovelle (Kaiserchr. 9602) gefunden hat, so wie Gyburc selbst eine edle Vorläuferin in der sich bekehrenden Heidenkönigin Brechmunda des Rolandsliedes besitzt.

So ist Graf Rudolf der Vorläufer Gahmurets, indem er in heidnische Dienste tritt und sich mit einer Heidin vermählt, jener edlen Heidentochter, die getauft den Namen Irmengart führt und die uns also wiederum, nur mit noch vermehrten Parallelen, wie eine Vorläuferin Gyburcs erscheint. Die ritterliche Galanterie gegenüber den heidnischen Frauen, die Erhebung der Heiden selbst in die Sphäre höfischer Ritter ist hier schon ausgeprägt. Mag ein historischer Kern vorhanden sein oder nicht, das ist unwesentlich; vielmehr die poetische Verklärung, die Feierung des unerhörten Falles, daß ein christlicher Ritter auszieht, um für das heilige Grab zu kämpfen, und statt dessen in die Dienste des heidnischen Königs tritt, als eines keineswegs verwerflichen gesellschaftlichen Ereignisses, ist das wichtige Symptom, das hier verzeichnet werden muß. So nimmt 'Floyris und Blanscheflur', die Liebe zwischen Heide und Christin, die oben angedeutete Linie der 'Kaiserchronik' wieder auf. Implizite sind diese

frühen Gedichte vom Geist der ritterlichen Gleichberechtigung, vom Gefühl der Schonung, von dem Bilde eines großmütigen edlen glänzenden Heidentums erfüllt. Der Dichter der 'Eneid' verliert den heidnisch-christlichen Dualismus aus dem Blickfeld, wie nachher Hartmann und Gottfried, und verhält sich im allgemeinen neutral, und auch den Dichter des 'Trojanischen Krieges' bewegt die Frage nicht. Aber aller ritterliche Glanz überträgt sich hier bekanntlich auf die antiken Helden, die ja Heiden waren, deren Götterapparat eine Rolle spielt. Und wiederum fällt besonders die sympathievollte Behandlung der Unterliegenden, der Gegenseite auf. Turnus wird mit offenkundiger Bevorzugung zum Bild des edlen Heiden, *lussam, edele, wale gedâne, ein helet wale geborn, t' allen dogenden ût erkoren*, und jene ganze Skala der Vorzüge, die Hartmanns Vorbild für den 'Armen Heinrich' war, findet sich hier schon für den Heiden Turnus verwendet. Auch im 'Servaz' hat Veldeke die hunnischen wie die spanischen Heiden immerhin glimpflich und gutmütig behandelt; sie lassen sich verblüffen, *benedien*, belehren, bekehren, wenn auch Attila wieder abfällt; der oberdeutsche 'Servaz' ist um einige Noten gröber, ihn interessieren auch die Heiden als solche wieder mehr als Veldeken.

Es ist bekannt, daß zu Wolframs Quellen 'Rolandslied', 'Kaiserchronik' und 'Eneid' zu zählen sind. Es wird wahrscheinlich, daß er mit dem Toleranzgedanken, dem er eine nachhaltige Intensität verleiht, nur Glied inmitten einer Kette ist. So wirkt natürlich auch bei Wolfram, was man nicht unterschlagen darf, das alte Bild oft grob genug noch nach — die *gunêrten Sarrazin* fahren zur Hölle, ihre Götter sind trügerisch, Gahmuret verläßt die edle Mohrin um Herzeloysdens willen, weil 'des Taufes Segen besser Kraft hat als die Heidenschaft' — wie es ja niemals ganz verschwindet oder überhaupt aus dem christlich-mittelalterlichen Bewußtsein gänzlich verschwinden kann, aber daneben erscheinen die Heiden immer wieder, mit dem Gefühl nunmehr und nicht mehr mit dem Dogma erfaßt, von einem romantischen Schimmer duldsamer Bewunderung und bewundernder Duldung umstrahlt. Der Baruc läßt den geliebten Wiedergekehrten nach seinem frühen Tod köstlich und christlich begraben, und Gahmurets Sohn, der Heide Feirefiz, wird zum Muster alles höfischen Rittertums. Auch die Heiden sind, wie es nun hier zum ersten Male an berühmten Stellen (W. 253, 306, 450) heißt, *gotes hantgetât*, sie sind die werten, ja die süßen, die besten Minner und minnigliche Frauenritter katexochen, und die Reihe Margariz, Feirefiz setzt sich im 'Willehalm' in Arofel, Thesereiz, Synagun usw. glanzvoll, prächtig

und zauberhaft fort. Die Schönheit ihrer Erscheinung und *zimierde*, deren einzelne Teile sie holden Frauen verdanken, ist unbeschreiblich; Ritterschaft und Minne durchglühen sie. Sie sind die Idealbilder weltlicher Ritterschaft, und daß ihnen zu letztem und höchstem Werte nur der christliche Glaube fehle, zu dem sich ja Feirefiz noch bekehrt, diese Einschränkung wird meist nicht einmal gesagt. Die Gesetze der Ritterlichkeit und allgemeinen Menschlichkeit werden den Heiden gegenüber jetzt nicht nur beobachtet, sie sind deren Meister, und man lernt ihre Beobachtung jetzt vielmehr von ihnen. Unvergeßlich ist die großmütige Geste, mit der Feirefiz sein Schwert fortwirft, nachdem das Parzivals im Kampf mit ihm zerbrochen ist. Dieser betont heidnische Sarazene, der seine antiken Götter auch an Artus Hof ostentativ oft und nachdrücklich im Munde führt, erlebt hier, im weltlichen Zentrum abendländischer Ritterschaft, unerhörte Triumphe, gerade weil er ein Heide ist, und nicht mindere auf der Gralsburg, dem geistlichen Zentrum. Und wenn er auch den Gral nicht sehen kann, weil er ein Heide ist: er bekehrt sich zum Christentum ja keineswegs aus religiösen Gründen, sondern lediglich und unzweideutig im Minnedienst, aus Liebe zu Frimutelles schönem Kind, wie Gybure sich *ein teil ouch durch den markis* taufen läßt (310).

Das neue Bild entwickelt sich so kontinuierlich und ist so verbreitet, daß sein Erscheinen ohne besondere Argumente keineswegs ein Kriterium der Abhängigkeit von Wolfram ist. Wenn der ritterliche Dichter des 'Herzog Ernst B', der freundlich heidnisches Ritterschaft und einen tapferen edlen König von Babylon zeichnet, wirklich noch in den Ausgang des 12. Jhs. gehört, so ist er ein Glied aus jener vorwolframischen Kette mehr. Ernst geht mit dem verwundeten, gefangenen, gepflegten, geheilten, entlassenen, verwöhnten, befriedeten König, bleibt bei ihm und wird von ihm nach Jerusalem geleitet. Der Verfasser von D brauchte diesen Grundtenor würdiger Gleichheit als Wolframschüler kaum noch zu verstärken. Er koloriert ihn nur wie seinen ganzen Stil nach Wolfram aus, indem er den würdeglichen Preis, die schöne Zucht, die *richheit*, den Glanz, der die Heide trübt, die auserwählte Ritterschaft, die wunderliche Zierde von den süßen Frauen, in deren Dienst sie stehen, an den werten unverzagten Sarrazinen mehr als an den Christen lobt und betont. — Aber der uns überkommene 'Orendel' scheint mir in der Tat ebenso wenig wie der 'Wolfdietrich' von der Wolframschen Färbung und dem Wolframschen Apparat unberührt zu sein. Schöne heidnische Wigan-
gande, Degen lobesam, Herren mit *harte* großen Ehren, um die schöne

Frauen weinen, kommen trotz Überwiegen des archaischen Heidenbildes hier auf der Heidenseite vor, wie auch der 'Münchener Oswald', duldsamer als der Wiener, von den schöngekleideten stolzen hochgeborenen Heiden spricht, Aron sich als einen jagdliebenden edlen ehrenreichen Herrn vorstellt und die heidnische Königin, die an Christus glaubt, in die Gyburesphäre rückt. Aber wolframisch scheinen mir vor allem im 'Orendel' die schönen Tempelherren zu sein wie die Templeisen im 'Ernst D' und im 'Wolfdietrich'. Nachdem wir aufgehört haben, in Frau Bride eine ursprüngliche Walküre zu sehen, werden wir die bewaffnete Kämpferin mit den Amazonen Veldekes, die auch zu Pferde fechten, oder mit der vorübergehend sehr streitbaren Gybure in Verbindung bringen müssen. Daß der 'Orendel' manches epische Motiv mit dem 'Wolfdietrich' und der Virginalgruppe teilt, ist bekannt; uns interessiert hier besonders die Figur des treuen getauften Heiden, die im 'Orendel' mehrfach (2834, 2890) und bekanntlich auch im 'Wolfdietrich' begegnet (D V 199 ff., Piaristenhs. 975 ff. *ein ritter guot und edel von heidenischer art; der vil getriuwe heiden; ein heiden ziere*). Im 'Ortnit' wird 325 ff. im König Ylias von Riuzen ausdrücklich ein christlicher Wüterich, der schonungslos unter den Heiden rast und selbst jene vertilgt, die zur Taufe bereit sind, gezeichnet und als teuflisch und zuchtlos verworfen. Die Ortnit- und Wolfdietrichgruppe ist reich an unvermittelt höfischen Motiven überhaupt, aber wie unmittelbar von Wolframschen Geiste angeweht muß uns jene Ortnitepisode vom edlen weisen tugendreichen Heiden Zacharis erscheinen, der dem Kaiser in Messina seine Flotte zur Verfügung stellt, und mit dem Ortnit dann folgendes einzigartige Zwiegespräch führt:

'Got lon uch, edler haiden', so sprach der kunig Ortnit,
 'Die ewre hilff und steure mir mut und freude git.
 Ain bett wil ich uch bitten, der ich uch nie gebat:
 Wolt ir nu cristen werden, halt uch an bruders stat.' (60)
 'Was schat uch, edler kaiser, das ich ain haiden bin,
 Wann ich gen uch wil haltten alzit ain steten sin?'
 Da nam urlaub gar palde der haiden an der stat.
 'Ich din uch mer dan ainer, der tauff enpfangen hat.' (61)

So die Piaristenhs., die sonstige Überlieferung faßt die Antwort so:
 'Enruoch bin ich ein heiden und ist mir triuwe guot,
 ob ich dir mër gediene dan dir ein kristen tuot.
 mîn triuwe ist unzebrochen, swâz dir an die sorge gât.
 ich diene dir als gerne, als der touf enpfangen hât.' (63)

Eine erstaunliche Freiheit beseelt wie spontan und doch aus der ganzen Entwicklung geboren diese schöne Zeichnung eines innerlich edlen Heiden, und das inmitten all der Linien, die sonst in den Gedichten dieser Gruppe zu dem wilden alten Bilde stimmen! Sie findet ihr äußerliches Gegenstück in der Zeichnung des Orkise in der Virginalgruppe, besonders in 'Dietrichs erster Ausfahrt' (Piaristenhs.), der bei aller innerlichen Verworfenheit im Antlitz licht und klar, wohl gebildet nach Mannheit, *daz har raich gel*, schlank und schmal in den Hüften, ein sehr ausführlich beschriebenes Bild höchsten äußerlichen höfischen Glanzes abgibt. Daß Feirefiz für die Figur des edlen, nach Str. 1664 schwarz-weiß gefärbten Mohrenkönigs in der 'Kudrun' das unmittelbare Vorbild gewesen ist, leuchtet ohne weiteres ein; ich glaube an die rein literarische Natur des Motivs; Bewahrung historischer Verhältnisse aus der Normannenzeit hier bis ins Detail des Namens anzunehmen, heißt, glaub' ich, das Dichterische in der Heldendichtung unterschätzen. Daß trotz der gelegentlichen Kreuzzugssphäre die stolzen edlen Moere hier so freundlich behandelt werden, ist das wichtige; man verbündet sich mit ihnen; wie Feirefiz vermählt sich auch hier *Sivrit der edle künec ûz Alzabé* mit einer christlichen Königstochter. Man macht sich meist die Erstaunlichkeit des Umstands gar nicht recht klar, daß hier ein Mohrenfürst ins deutsche Heldenepos kam und daß er einen der glänzendsten Namen erhielt, der innerhalb dieser Sphäre überhaupt zu vergeben war. So gibt der sagenkundige Dichter der 'Heidin' einem seiner heidnischen Ritter den Namen Wolfhart. Im Nibelungenliede ist der ein wenig grotesk geratene, schön gezierte hunnisch-heidnische amouröse Frauenritter, den Volker beim Turnier so rücksichtslos zu Tode sticht, daß Etzel nur durch eine höfliche Lüge die Situation zu retten vermag, namenlos geblieben; aber die ganze Figur ist nur aus der hier schon mehrfach behandelten Kategorie der minniglichen Heiden zu erklären. Etzel selbst ist stilisiert wie Saladin in der höfischen Epik, ein milder Herr, der in seiner Güte und Gerechtigkeit der Konfession nicht achtet; seine Courtoisie ist bezeichnenderweise einer der Gründe für Kriemhild, ihr anfängliches Schwanken, ob sie den Heiden heiraten soll, zu überwinden. Es wird Kriemhild in der 'Klage' ebenso bezeichnenderweise kein Verdienst daraus gemacht, was an sich Edz. 665 ff. nahe lag, daß sie so viele Heiden in die Hölle befördert hat. Christen sind, wie so oft, auch bei Etzel in heidnischen Diensten; und nur ganz schwach klingt, wie in der 'Klage' 426 7 (siehe oben S. 85), so auch im Liede in der

ein wenig grotesken Erscheinung des Frauenritters noch immer die alte Verachtung der Heiden durch.

Und so schloß denn die Entwicklung auch mit Wolfram keineswegs, wie sie vor ihm und ohne ihn bereits begonnen hatte. Und wenn Walther, so sehr er die Befreiung des heiligen Landes zu seiner politischen Sache macht, schließlich gar einmal den Schritt aus dem Gesellschaftlichen in das Religiöse tut und 22,3 die Gleichheit wie der Stände so der Konfessionen vor Gott verkündet, wenn er weiter in normalerer Weise den auch von Hartmann gefeierten Saladin 19,17 zum Repräsentanten der Milde macht (weshalb eben Etzel wie Saladin erscheint) und wenn er in dem Spruche 'Mannes Lob' (101, 7) flüchtig gleichfalls das Bild des innerlich edlen Mohren entwirft (*niemen üzen nach der varwe loben sol, vil manic môre ist innen tugende vol*), so wird man ihn deswegen ebensowenig für einen Schüler Wolframs halten, wie diesen für einen Schüler von ihm; *môre* lesen wir dabei nach der durch eine Stelle aus den Alexander-epopöen von Wilmanns (Zs. 45, 230 Anm.) gestützten Lesart Wackernagels für hs. *tore*. Daß ferner der Dichter des 'Eraclius' auch in dieser Beziehung nicht die engen Schranken des kirchlichen Standes einhalten würde, war zu erwarten; der Kampf seines Helden mit dem Heiden Cosdroas vergleicht sich gewissermaßen Karls Kampf mit Baligan im Rolandslied, aber wie viel frischer, unbefangener, freundlicher ist bei Otte der Heide gezeichnet mit *mannesmuot*, *stolzem ellen* und glänzender Ausstattung. Auch Otte wird hierin nicht von Wolfram abhängig sein. Und Rudolf von Ems, Gottfriedschüler in erster Linie, wird mit der Toleranz im 'Guten Gerhart', der schon viele nicht zu Unrecht an die Nathanatmosphäre erinnert hat, mit der Figur seines frei- und großmütigen, edlen, feingebildeten Heiden Stranmur von Castelgunt, *kurteis triuwe* und *werde* wie er ist, gleichfalls von Wolfram unabhängig sein: hier hat der Verkehr zwischen Heiden und Christen eine andere, mehr bürgerlich kaufmännische Note als im 'Willehalm'. Anders verhält es sich natürlich mit Reinbot, den Ulrichen vom Türlin und von Eschenbach, 'Ludwigs Kreuzfahrt' und Ottokar.

Reinbot, dem die Toleranz ein wenig Mühe macht, der aber die antiken Heiden natürlich wie Kreuzzugssarazenen zeichnet, kann unter Wolframs Einfluß nicht mehr anders, als sie auch glänzend und minneglich zugleich zu färben. Fast schon wie der Dichter der 'Kreuzfahrt' später läßt er dem christlichen Helden nur den kriegerrisch-frommen Charakter und häuft auf die heidnische Gegenseite,

auch auf den König Dacian, an Minnedienst, Liebenswürdigkeit und höfischem Rittertum, an Sorgsamkeit, an süßer Rede usw. ein reichliches Quantum. Aber es ist bekannt, zu welcher lieblichen Freigeisterei der Minne, zu welchem graziösen Spiel mit Glaube und Liebe, zu welcher Anerkennung *von der kristen süeze und ouch der heiden* der böhmische Hofdichter Ulrich von dem Türlin die beredten Worte fand, in wie anmutiger Weise er die Minne als Triebfeder der religiösen Angelegenheit erweitert: *ir blanker arm in umbevie . . welhiu ê nû hôher wac, der heiden ald der kristen? diu minne kunde des niht vrستن, hie was minnesüez und minne gedanc, des kraft den heidentuom betwanc, den bestuont ein kleinez fröuwelin, und an sinen arm er sî vie: 'ich wil dich durch kristenruom, süeziu, küssen in dem heidentum Tybalden ze leide'; des lachten sî dô beide.* — Die Dichter nach Wolfram spielen und kokettieren nur noch mit dem Heidentum; sie gebrauchen es als reizende, romantisch-pikante Kulisse. Der Dichter der 'Heidin', der in langem und überschwänglichem Lob alles auch nur erdenkbare Gute auf sein heidnisches Fürstenpaar häuft, macht doch nur aus Mode seine Helden zu Heiden, weil dies das Feinere war und ein Hauptmittel zur Erregung größerer Anteilnahme. Der Pfaffe Konrad mußte den herzoglichen Mäzen des deutschen Rolandsliedes noch zu einem Heidenbekehrer machen; der böhmische Hofdichter Ulrich von Eschenbach kann nun bereits seinen königlichen Mäzen, den christlichen Wenzel II., unter dem farbenreichen Bilde eines sarazenisch-wendischen Heiden abkonterfeien und romanhaft verklären. Es veredelt diesen König und verherrlicht ihn, wenn er früher Jupitern verehrte, wenn er aus fiktivem Heidentum sich zum Christentum erst durchaventüren muß und dann die geliebte, noch heidnische Gattin wiederfindet, gewinnt und bekehrt. Natürlich kehrt bei Ulrich wie in der 'Kreuzfahrt' der Gedanke Wolframs von den Heiden als auch einer *gotes hantgetât* wieder; namentlich Ulrich im 'Alexander' reflektiert vielfach über ihn und führt auch Walthers Gedanken weiter, daß Juden und Heiden von Gott nicht geschieden sind, sondern trotz ihrem Unglauben Hilfe und Kraft von ihm nehmen (10215 ff.). Er rettet, wie der Dichter der Kaiserchronik den Trajan, so den edlen König Darius aus der Hölle Not (17041), und er kann sich so wenig genug tun in der Zeichnung innerlich edler, großmütiger Heiden wie sein anonymen Schüler in 'Ludwigs Kreuzfahrt' in der Zeichnung weltlich glänzender, höfischer, ritterlicher. Die Sympathie der Dichter ist in bedenklich übertriebener Weise auf der heidnischen Seite, die Reihe der vor-

bildlich-höfischen jungen Heidenhelden und der jungen süßen heidnischen Liebespaare setzt sich mannigfach bei ihnen fort. Ausdrücklich nicht mehr *zu hazzе der christenheit noch zu schaden ir werdicheit* (LKr 680 7) sind die Heiden in den Kampf gezogen, sondern ausschließlich *durch amürschaft* und *minne geldes lön*; attestiert ihnen der Landgraf ihr Rittersium, so sind sie imstande, mit ihrem venusbestickten Banner den Schauplatz befriedigt und alsbald zu verlassen. Ottokar in seiner großen Epopöe über den Fall Akkons (44579—53866) wandelt in der Übertragung des Höfischen und Minneglichen auf die Heiden durchaus in der Tradition; er färbt den edlen *soldan* Kelaun nach Saladin tugendreich, treu, großmütig, langmütig, friedliebend, vergleicht ihn mit Terramer und Akarin, behauptet ausdrücklich, es sei alles wahr, was Wolfram von Tugend und Würdigkeit der Heiden gesagt habe (45310), und ein deutscher Herr betont bei ihm die Wahrhaftigkeit und Treue, die man auch den Heiden schuldig sei. Der Sultan liebt die Christin, ihren Treubruch empfindet er schwerer als den Verlust seiner Leute durch diesen Treubruch. Ja, Ottokar von Steier zieht die letzte und bedenklichste Konsequenz, indem er die böse Kontrastfigur auf der christlichen Seite zeichnet, indem er sich die Rolle des Kardinals erfindet, auf den alle Schatten fallen wie auf Kelaun alles Licht, einen Störenfried und Intriganten, treulos und falsch, Unheil stiftend und eifernd gegen die Toleranz. Aber schließlich war doch schon Genelun im Rolandslied ein dunkler Punkt in der christlichen Welt; und wenn der Übertritt zu den treuen Heiden, den werten Sarrazinen bei Ottokar gewissermaßen gefeiert wird, so ist dabei eben nicht nur an Gahmuret, sondern auch an den Grafen Rudolf der Frühzeit zu denken. Auch der Hochmeister der Johanniter opponiert dem Kardinal bei Ottokar, und dieser liest dem toleranten Ordensritter ein gehöriges Kapitel über seine Pflichten. In der Dichtung geistlichen Rittersiums, in der Deutschordensdichtung muß natürlich Verständnis und Duldsamkeit dem heidnischen Feind gegenüber mangeln. Wenn von Jeroschin bis zu Wigand langsam doch eine duldsamere Behandlung und Beurteilung einsetzt, traf sie auf die mönchische Seite der Deutschritter, konnte sie natürlich nicht anders als auflösend wirken, war sie vielmehr eines der vielen Auflösungssymptome selbst. Aber ein direkter Einfluß Wolframs wird in diesem Punkte hier kaum nachzuweisen sein; es wird sich hier wieder um den allgemeinen Verlauf der Linie handeln.

Hohn über die Ohnmacht der heidnischen Götter ist das typische alte geistlich-legendare Motiv. Noch bei Reinbot sind die Götter die legendaren, in Standbildern verborgenen Teufel wie im Rolandslied und in den 'Drei Jünglingen'; Reinbots Apolle trägt mephistophelische Züge. Aber innerhalb des Rittertums hat demgegenüber die objektive Behandlung der Götter ihre lange und langsame Geschichte. Sie wird zuerst natürlich Erfordernis bei den Bearbeitern klassischer Themen, denn hier handelt sich's dann nicht um die Götter der Gegenseite, sondern um die der Helden, und so wird schon im Alexanderlied objektiv und ohne Schmähung von den heidnischen Göttern gehandelt; desgleichen erstreckt sich bei Veldeke, Herbort, Albrecht das Wehen humanistischer Duldsamkeit bis in die Behandlung der Götter. Sie finden eine milde, freundlich humorvolle Traktierung im 'Willehalm' 449. Von Machmetens Heiligkeit ist — freilich im Munde eines Heiden — 193 die Rede, und Tervigant wird, allerdings nicht ohne Ironie, 351 mit Jesus als Herr der Seinen ebenbürtig behandelt. Der zunächst sehr gehässige Göttervergleich, das typische Religionsgespräch, das seine Geschichte vom 'Roland' und 'Silvester' über Wolfram zu Ulrich und Ottokar hat, das in Andeutungen auch in den 'Oswalds' usw. vorhanden ist, findet gewissermaßen seine Umkehrung im 'Guten Gerhard' 2550, wo der Heide seinen Gast dem Segen seiner Götter wie des Christengottes empfiehlt. So ignoriert Gyburc das Abwägen der stärkeren göttlichen Macht, wenn sie sagt, sie wäre dem Geliebten auch im Falle des Triumphs der Heidengötter, d. h. selbst wenn die heidnische Religion die richtigere wäre, gefolgt (220). Jansen Enikels berühmte Variante zu den 'Drei Ringen', niemand wisse, welches die wertvollste der drei Religionen sei, setzt diesen Relativismus fort. Ulrich behandelt die Heidengötter mit dem höchsten Respekt; bei Ottokar streifen die Reden der Heiden über Christus und das Christentum in ihrer Objektivität das Bedenkliche im höchsten Grade, wie überhaupt die Art, wie sich der Dichter auf den heidnischen Standpunkt versetzen kann, hier Staunen erregen muß. Im 'Eraclius' wird Machmet 5310 ff. aus dem Götterhimmel herausgenommen und einigermaßen in seine historisch-menschliche Stellung gerückt. Walther ließ in seiner Formel von einem höchsten Gott der Christen, Juden, Heiden implicite den ganzen historisch lächerlichen Götterhimmel fallen; die 'Warnung' (Zs. 1, Vers 620) folgte ihm darin. Die berühmte monotheistische, Christen und Heiden vereinigende Schlußformel aus dem 'Willehalm' von dem, der der Sterne Zahl weiß und der uns gab des Mondes Schein, wozu man

Ulrich im 'Alexander' 10909, 14349 und im 'Wilhelm von Wenden' 2844 vergleichen mag, lehrt, daß auch Wolfram den heidnisch-sarazenischen Polytheismus nur als poetisches Requisit gebrauchte oder daß ihm aus dem lange bereiteten Grunde in seinen besten Momenten die höhere Erkenntnis spontan aufdämmerte. Aber letzten Endes bleibt seine Stellung unprinzipiell.

Der Sinn der hier keineswegs schon ganz vollständig skizzierten Entwicklung ist der, daß man fremder Momente zu ihrer Erklärung kaum bedarf, und daß man Wolfram oder Walther in diesem Punkte nicht isolieren und auf eine fremde philosophische, theologische oder historische Basis stellen soll. Offenbar handelt es sich in dieser sogen. Toleranz um eines der Symptome des Höfischen oder der sogen. höfischen Humanität im abendländischen Rittertum zur Zeit seiner Blüte, wenn auch nicht um eines der allerwesentlichsten dieser Symptome. Und das Höfische hat auch sonst seine lange und ernste Geschichte, wie sich allein schon aus dem Deutschen belegen läßt. Die auf das 11. Jahrhundert zurückweisenden Momente im Schluß des Straßburger 'Alexanders' sind ja zugleich vorwärts weisende, welche lehren, wie auch die ritterliche Ethik mit Veldeke oder Hartmann nicht vom Himmel fällt. Man bedenke, wie früh schon die unsagbar liebliche Lukrezianovelle den ganzen Reiz des Höfischen entfaltet. So eben reicht die freundliche Behandlung der Heiden weit schon über Wolfram hinab, und es ist für uns unwesentlich oder nebensächlich, ob und wo die reine religiöse Toleranzidee sonst und früher aufgetaucht sein mag. Das wichtige ist, daß etwas ihr nicht ganz Unähnliches im Rittertum und seiner Dichtung vorhanden ist, langsam ein kurzes Leben gewinnt und sich auch in die nicht antiken Stoffe überträgt. Erkennt man ihre langsame und offenbar notwendige Entwicklung, so bleibt wenig Raum dafür, daß sie von außen hereingetragen worden sei. Wolfram, wiewohl er sie am intensivsten aufgreift und gerade damit bedeutenden Einfluß gewinnt, ist nur Glied einer Kette, Walther desgleichen. Jede Vermutung besonderer Beziehungen und Quellen Walthers und Wolframs in diesem Punkte wird angesichts der allmählichen Entwicklung unwahrscheinlich. Man hat sie übrigens auch noch nicht ausfindig gemacht. Die Stellen, die Schönbach WSB. 145, IX, 20 zu Walther 22, 3 anführt — zu den anderen diesbezüglichen Waltherstellen hat er überhaupt keine Parallelen —, handeln zwar über die Gleichheit der sozialen Stände, nicht aber über die Gleichheit der Konfessionen vor Gott und dem Tod, was die Kirche natürlich niemals hätte zugeben können, handeln

auch nicht über die moralisch-ritterliche Hochschätzung des Heidentums, die für uns die Hauptsache ist. Die Idee von dieser Duldung hat sich wie ein Baum aus Wurzeln im eignen Erdreich entfaltet, kaum daß er von anderer Seite auch nur getränkt worden sein mag. Diese Idee wird der ritterlich höfischen Kultur immanent und ist eines der Momente ihrer vielbemerkten leisen Emanzipation von der Kirche. Aber sie hat keine eigentliche rationalistische Basis.

Es handelt sich um einen Kulturgedanken gewissermaßen, wenn ich hier Bastians Ausdruck „Völkergedanke“ variieren darf, d. h. um einen Gedanken, der sich in jeder hohen Kultur einmal einstellt — gewiß aber nicht überall von derselben geistigen Basis aus. Die Antike und das 18. Jh. kennen ihn wieder, aber seine rein ritterlich-gesellschaftliche, nicht verstandesmäßige und daher nicht eigentlich aufklärerische Grundlage dünkt mich das Charakteristikum seiner Erscheinung in der höfischen Zeit. Gewiß gehört dieser Kulturgedanke zu den Elementen des seit Scherer so berühmten Vergleichs des 13. mit dem 18. Jh., aber mit der Geschichte der religiösen Aufklärung oder gar mit der des Atheismus hat die höfische Toleranz wenig zu tun. Gewiß veranlaßten Rittertum und Minnedienst, indem sie vom rein kirchlichen Ideal wegführen, eine leichte Entspannung in der einheitlichen Transzendenz der Weltanschauung, aber die Grundlagen blieben natürlich völlig unangetastet, denn sie gehörten in allererster Linie ins ritterliche System. Indem aber jetzt persönliche Ehre und menschliche Sittlichkeit auch mit in die Wagschale fielen, mußte der Gegensatz der Religionen an ausschließlicher Bedeutung verlieren. Indem mit der mehr diesseitigen Stimmung ein positives Verhalten allen Geschöpfen Gottes gegenüber Platz griff, wurde davon auch der Heide ergriffen. In religiöser Hinsicht galt er als verloren und der Hölle verfallen nach wie vor, vom Rolandslied über Wolfram bis zu Ulrich und Ottokar, nur daß Bedauern und Mitleid darüber wachsen. Der wirklich aufgeklärte Gedanke absoluter Gleichberechtigung der Religionen und der Unabhängigkeit wirklicher Tugend von der Konfession leuchtet nur sporadisch, mehr gefühlt als bewußt, bei Walther, Wolfram und einigen andern auf, hat sicherlich keine besondere Genesis und wird durch eine Menge anders lautender Stellen immer sogleich wieder überdeckt. Es ist wie mit den Empfindungen vom natürlichen Adel des Menschen, von der Aristokratie der Seele bei Walther, Thomasin, Winsbeke, Freidank, Süßkind, Zweter und anderen, oder wie mit dem großen Sinn des Parzivalromans selber, der die Menschenbildung an sich zum Ziele und nicht

nur in Absehung auf Gott, wie Ehrismann Zs. 45, 456 so schön dargetan hat, oder wie viele andere Dinge der damaligen Humanität: Es sind gelegentliche Blüten an dem großen Baume, den die gesamte höfische Bildung darstellt, es sind Kulturgedanken. Man ehrte sich selbst, wenn man die heidnischen Gegner für Ritter nahm; aber sobald man sie für Ritter nahm, mußte man sie auch mit der ritterlichen Würde umkleiden, was denn ausgiebig und früh geschah. Die äußere Würde zog die innere nach sich. Und auch die behandelte Identifizierung der Heidenschaft mit der Antike erscheint als höchst bedeutungsvoll. Man liebte die Antike im abendländischen Rittertum, man schenkte sich ihre Stoffe neu und stilisierte sie nach seinem eigenen Bilde mit der ganzen Kraft einer Zeit, die Stil besitzt, um; ja man begründete in ihr sogar das Rittertum. Aber da alle Heidenschaften identisch waren, mußte man folgerichtigerweise auch das sarazenische Rittertum lieben, umstilisieren, veredeln, verritterlichen. Man leitete ja nicht nur sich selbst aus der Antike her: auch die Türken stammten von den Trojanern, von Teukros ab. Römer, Franken, Türken waren also einer Herkunft schließlich.

Die weitgehende Toleranz, ja Gleichgültigkeit in religiösen Dingen am normannischen Königshofe Rogers II. und Wilhelms II. liegt zu sehr an der äußersten Peripherie, sie hat ihre eigene Genesis in der sizilischen Mischkultur und setzt sich höchstens in Friedrich II. fort. Die religiöse Toleranz des Khalifates von Cordova, ihrerseits im Islam vielleicht von langer Geschichte, und dann die Freigeisterei und die naturalistische Welterklärung des Averroismus, wie sie am Hofe Friedrichs II. herrschen mochten, kommen zu spät; desgleichen das Übergreifen des Averroismus auf die Pariser Universität. Mit den Katharerbewegungen Südfrankreichs kann ich keinen Zusammenhang, keine gemeinsame Basis erblicken. Abälards Einfluß ist mir im höchsten Grade unwahrscheinlich; die höfische Toleranz beruht nicht auf Kritik und Skeptizismus der Kirche gegenüber, sie hat keine philosophische, keine rationalistische, keine intellektualistische Basis, sie ist viel zu unprinzipiell, weshalb ihr auch jeder Terminus für sich selber fehlt: sie kann nicht als Prinzip irgendwoher übernommen sein wie etwa die *māze*, die *stæte*, die *zûht* usw.

Die unmittelbare Berührung mit den Sarazenen schätze ich in ihrer diesbezüglichen Wirkung nicht allzu hoch ein. Freilich besteht sie, Freidank allein schon mit der Klage über die verderbliche Gevatterschaft vor Akers erweist sie. Historische Beziehungen unserer Epen erwiesen sich fast stets als sehr zweifelhaft, stimmten in den

Hauptpunkten nicht und wurden meist widerlegt. Templer und Johanniter mögen früh im heiligen Land ihr eigentliches Ziel verloren und in auffällige Intimität mit den Sarazenen geraten sein: dies ist nicht der Ursprung der ritterlichen Haltung insgesamt, sondern eher eine Folge. Auch am böhmischen Hofe übertrug man die Dichtung bewußt ins Leben, und in den so typischen Religionsgesprächen jener Zeit scheint mir eine Wechselwirkung von Literatur und Gesellschaft zu bestehen; beide betreiben sie. Der Mäcen des Rolandsliedes wurde vom Dichter zum Heidenbekehrer gemacht; manch ritterlicher Herr wird, weil es literarisches Motiv war, zum Zug ins Heidenland positiv Stellung genommen haben. Dem böhmischen König schwebte das Ideal Feirefiz vor; die böhmische Hofdichtung spiegelt das Bestreben wieder, so zu leben, wie es in der Dichtung war. Wie reich auch die böhmische Hofkultur war, wie früh schon der Universitätsplan auftauchte, wie eng die Beziehungen schon unter den Przemisliden zu Italien waren, wenn auch Innocenz IV. von Häresie in Böhmen spricht: hier war Empfang und nicht Ursprung, Nachblüte und nicht Keim. Hier setzte sich in guter deutscher Form nur fort und übertrug sich ins Leben, wurde offenbar bewußt, was spontan und gefühlsmäßig weiter westlich in der Dichtung langsam emporgeblüht war.

Bemerkungen zum Nibelungenlied und Volksepos.

Von

Franz Rolf Schröder.

In seiner grundlegenden und ergebnisreichen Abhandlung über 'Die Handschriftenverhältnisse des Nibelungenliedes' (PBB. 25, 1 ff.) hat Wilhelm Braune u. a. den völlig überzeugenden Nachweis erbracht, daß die Strophen 16 und 17 der ersten Aventiure von dem Autor von C* herrühren. Abgesehen von andern Kriterien sind dafür vor allem auch die Worte Kriemhildens (17, 2. 3) beweisend: *ez ist an manegen wiben vil dicke worden schin, wie liebe mit leide ze jungest lōnen kan*'. Sie nehmen sich nicht nur, wie Heusler¹⁾ bemerkt, im Munde des kleinen Mädchens „drollig altklug“ aus, sondern sind vom Redaktor von C* offenkundig der vorletzten Strophe des ganzen Epos entlehnt und zwar aus harmonistischer Tendenz, um „das, was er am Schlusse als Lehre des Ganzen hingestellt fand, nun auch vordeutend am Anfange zu proklamieren“ (Braune). Dieser in der mittelhochdeutschen Literatur so überaus häufige Topos von Liebe und Leid geht, wie ich gelegentlich einiger Bemerkungen zum 'Ackermann aus Böhmen' glaube nachgewiesen zu haben, letzten Endes auf eine Stelle in Platons 'Phaidon' zurück²⁾. Im Nibelungenliede hat er in der vorletzten Strophe (B 2378) seinen

1) Nibelungensage und Nibelungenlied² (1923) S. 250.

2) Germ.-rom. Monatsschrift 10 (1922), 375. In Platons Phaidon heißt es c. 3: ὡς ἄποπον, ὃ ἄνδρες, εὐοικέ τι εἶναι τοῦτο, ὃ καλοῦσιν οἱ ἄνθρωποι ἡδὺ· ὡς θαυμασιῶς πέφυκε πρὸς τὸ δοκοῦν ἐναντίον εἶναι, τὸ λυπηρόν, τῷ ἅμα μὲν αὐτῷ μὴ ἐθέλειν παραγίγνεσθαι τῷ ἀνθρώπῳ, ἐὰν δέ τις διώκῃ τὸ ἕτερον καὶ λαμβάνῃ σχεδόν τι ἀναγκάζεσθαι λαμβάνειν καὶ τὸ ἕτερον, ὥσπερ ἐκ μιᾶς κορυφῆς συνημμένῳ δὺ ὄντι. καὶ μοι δοκεῖ, ἔφη, εἰ ἐνενόησεν αὐτὰ Αἰσωπος, μῦθον ἂν συνθεῖναι, ὡς ὁ θεὸς βουλόμενος αὐτὰ διαλλάξαι πολεμοῦντα, ἐπειδὴ οὐκ ἐδύνατο, συνῆψεν εἰς ταῦτόν αὐτοῖς τὰς κορυφάς, καὶ διὰ ταῦτα ᾧ ἂν τὸ ἕτερον παραγένηται ἐπακολουθεῖ ὕστερον καὶ τὸ ἕτερον. — Auf diese Stelle könnte auch Proverbia 14, 13: 'risus dolore miscbitur et extrema gaudii luctus occupat' zurückgehen, worin man meist die Quelle des — übrigens auch in der Antike bezeugten — mittelalterlichen Topos erblickt.

ursprünglichen Platz, ja, nach Josef Körner soll er sogar den Ausklang des ganzen Epos gebildet haben. Auf diese Frage verlohnt es sich etwas näher einzugehen.

In seiner 1920 zu Leipzig erschienenen Schrift 'Die Klage und das Nibelungenlied' hat Körner neben vielen andern kühnen und unbewiesenen Hypothesen³⁾ auch die Behauptung aufgestellt, daß die letzte Strophe von B*, die Nôt-Strophe, in der ursprünglichen Fassung noch nicht gestanden habe. „Man lese doch nur (heißt es a. a. O. S. 62 fg.) die letzten zwei Strophen der Not! Nicht allein das unnütze und eitle Hervortreten des Autors, der, wenn er nichts mehr zu sagen weiß, auch nichts mehr reden sollte, wirkt verletzend; noch mehr stört der plötzliche Sturz in die Niederungen der Sentimentalität. Schlecht paßt als Epilog der furchtbaren Katastrophe, in der zwei Heldenwelten wie zusammenstoßende Gestirne einander zerschmettern, schlecht paßt als Abschluß des atemraubenden Berichts von unsagbar wildem Morden die nüchterne Mitteilung, daß die Hinterbliebenen ihre Toten beweinten. Ohne alle Sentimentalität und in sentenziöser Ausdrucksweise, wie sie der Nibelungen-Dichter auch sonst liebt und wie sie dem Ausgang einer großen Dichtung angemessen ist, schließen die vorhergehenden Strophen (* 2377/78) das Epos kraftvoll und würdig ab: 'darnieder liegt alles, was groß und herrlich war, mit Trauer endet des Königs Fest, wie immer Freude sich zuletzt in Leid verwandelt'. Daneben nimmt sich die — schwächliche, sentimentale und doch wieder nüchtern rationalistische — eigentliche Schlußstrophe (* 2379) völlig unorganisch aus, klingt falsch und fremd: sie macht geradezu den Eindruck des Aufgeklebten.“

Und Körner geht noch weiter: entgegen der allgemeinen Annahme, wonach die beiden Schlußstrophen von C* eine Erweiterung der letzten B*-Strophe darstellen, unternimmt er den umgekehrten Versuch, B 2379 aus C* 2439 f. herzuleiten. Dazu hat ihn eine seiner Hauptthesen verleitet, daß nämlich die Rezension C* ursprünglich ohne Klage erschienen sei, und aus der Fassung der Schlußstrophen von C* will er die ablehnende Haltung des Autors von C* gegenüber der Klage heraushören.

C 2440: Ine sage iu niht mêre von der grôzen nôt

(di dâ erslagen wâren, die lazen ligen tôt) usw.

Diese Zeilen besagen nach Körner (S. 62): 'weiter sage ich nichts

3) Vgl. auch die Rezension von F. Loewenthal Anz. f. d. Altert. 41, 126 ff.

(S. 63: 'mehr kann und will ich nicht sagen') von dem großen Unglück, noch davon, was die Heunen sonach taten; lassen wir die Toten ruhen!' „Klingt das nicht (fährt Körner fort) wie eine Ablehnung der Klage, welche in der Tat die Toten nicht ruhen läßt, über die *grôze nôt* endloses Gerede bietet und vor allem erzählt, wie zwar nicht *der Hiunen diet*, wohl aber wie ihr König Etzel *sin dinc ane vieng?* (Kl. 4323 f.)“ Den energischen Ausdruck von C 2440 konnte jedoch B* nicht brauchen, da in seinem Texte die Klage folgte oder folgen sollte. „So blieb von dieser Strophe nur die wichtige Schlußzeile übrig, und für die schuf der Interpolator durch geringfügige Änderung in der vorausgehenden Strophe (C 2439) Raum.“ Weil jedoch auf das 'liet' noch die 'klage' folgte, sah er sich genötigt, *liet* in *nôt* zu ändern.

Das ist kurz zusammengefaßt der Gedankengang Körners, der alles geradezu auf den Kopf stellt. Ich bezweifle sehr, daß andere als der Verfasser selbst dieser Hypothese Glauben geschenkt haben, aber es wäre auf jeden Fall wünschenswert, Kriterien zu gewinnen, die seine Beweisführung einwandfrei widerlegen. Und das ist in der Tat möglich.

Gleich dem Nibelungenliede B* schließt Alpharts Tod (467, 4): '*nu hât diz buoch ein ende und heizet Alphartes tôt*', aber da das Alphartslid jünger als das Nibelungenlied ist, kann es für die Ursprünglichkeit der *nôt*-Strophe nichts beweisen. — Wohl aber eine andere Dichtung.

Im Reinhart Fuchs von Heinrich dem Glîchesære heißt es in der überarbeiteten Fassung des 13. Jahrhunderts V. 1784 ff.:

nû vernemet seltsæniu dinc
und vremdiu mære,
der der Glîchesære
iu künde gît, si sint gewærlich.
er ist geheizen Heinrich,
der hât diu buoch zesamene geleit
von Îsengrînes arbeit.

Glücklicherweise ist uns gerade von dieser Stelle auch die ursprüngliche Fassung durch das Fragment S bekannt. Das leider verstümmelte Bruchstück hat bereits Jacob Grimm in seinem Sendschreiben an Karl Lachmann: Über Reinhart Fuchs, Leipzig 1840 S. 49 mit Sicherheit so ergänzt (die Ergänzungen sind im folgenden kursiv gedruckt):

*der ist geheizen Heinrich,
er hat daz buoch gedichtôt,
umbe Isingrînes nôt.*

Diese Zeilen muten, wie schon Ernst Martin gesehen hat, ganz wie eine Parodierung des Nibelungenliedes an. Und diese Annahme wird dadurch noch besonders gestützt und verstärkt, daß sich im Reinhart Fuchs außer der direkten Erwähnung des Nibelungenhortes (V. 661) auch sonst, wie A. Wallner PBB. 47, 196 ff. zuletzt gezeigt hat, Anklänge an das Nibelungenlied finden, die zusammengenommen die Frage der Abhängigkeit nicht zweifelhaft lassen dürften. Hat aber der Verfasser des Reinhart Fuchs jene Wendung aus der Schlußstrophe des Nibelungenliedes geborgt, so kann nur die Quelle des zweiten Teiles unseres Nibelungenliedes in Frage kommen, m. a. W. die Wendung muß bereits im älteren, verlorenen Epos gestanden haben. — Aus allem dürfte also klar hervorgehen, daß Körners Theorie über die Schlußstrophen der Nibelungen völlig verfehlt ist.

Ich hielt deswegen diese Frage für eingehender Behandlung wert, weil sie mir ein lehrreiches Beispiel dafür abzugeben scheint, wie die heute mit Vorliebe geübte Einfühlungsmethode, deren hohen Wert ich keinesfalls verkenne, namentlich bei Dichtungen längst vergangener Zeiten nicht selten Gefahr läuft, den sichern Boden unter den Füßen zu verlieren. Und subjektive Geschmacksurteile haben auch, wie wir sahen, Körners Verdammungsurteil der letzten Strophe der Notfassung sehr stark mitbestimmt. Die Ansicht, daß der Redaktor von C* gerade ein besonderes Verständnis für die tragische Größe des Nibelungenliedes besessen habe, stützt sich einzig und allein auf jene falsche Erklärung der Schlußstrophe von C. Denn nirgends sonst, weder in den Plusstrophen noch in den überarbeiteten Partien, tritt das zutage. Das Augenmerk von C* war vielmehr, wie wir seit langem wissen, in erster Linie auf eine stärkere Anpassung an die höfischen Formen der mittelhochdeutschen Blütezeit gerichtet. Denn einzig und allein dadurch konnte sich das Epos in einer Gesellschaft behaupten, die dem Geist des Nibelungenliedes im Grunde völlig entfremdet war.

Das Verhältnis des höfischen Epos zum sogenannten Volksepos ist vielfach Gegenstand eifriger Erörterung gewesen; in letzter Zeit freilich ist es stiller geworden, wohl weil man sich im wesentlichen geeinigt zu haben glaubt. Und doch dürfte sich eine erneute Prüfung immerhin lohnen. Hier kann ich nur einige Fragen herausgreifen.

In seinem Vortrag über 'Das altdeutsche Volksepos' (Halle a. S. 1903) hat Friedrich Panzer den Gegensatz zwischen dem Volksepos und weiterhin der altgermanischen Dichtung auf der einen und dem höfischen Epos auf der andern Seite scharf herauszuarbeiten versucht. Als Hauptmerkmal des einen und des andern ergibt sich ihm: dort ein typisierender Stil, hier hingegen eine individualisierende Tendenz. Auf diese Unterscheidung ist er letzten Endes durch die Beobachtung geführt, daß eines der Hauptstilmittel der altgermanischen Dichtung, die Variation, zwar im Volksepos fortlebt, dagegen im höfischen Epos aufgegeben ist. Und dies Problem, warum das höfische Epos dieses Stilmittel aufgegeben hat, glaubt Panzer lösen zu können durch die Beantwortung der Frage: 'aus welchem Grunde die Variation erwachsen' sei. Seine Antwort lautet: „Nicht aus dem Streben nach Anschaulichkeit, anders gesagt nach individueller Darstellung des Einzelnen, ist die Variation geflossen. Im Gegenteil zeigt sich schon im alten Epos, daß ihre Aufgabe vielmehr überall die ist, die Begriffe über ihre augenblickliche, spezielle Anwendung zu erheben und immer wieder in ihrer allgemeinen und wesentlichen Geltung im Bewußtsein zu halten, nicht zu definieren, sondern zu rubrizieren, die Wirkung des besonderen Prädikats einzuschränken durch die fortgesetzte und wiederholte Betonung des allgemeineren Begriffsinhaltes des Subjekts... Es ist eben immer Aufgabe der Variation über die spezielle Situation hinaus das Allgemeine, sagen wir anders: über dem Individuellen das Typische zu betonen“ (S. 11 fg.).

Dieser Erklärung und Auffassung der Variation kann ich nicht beipflichten. Die Variation ist vielmehr dynamischen Ursprungs. Ihr Wesen ist, wie ich mit Andreas Heusler ⁴⁾ annehmen möchte, „ein Zurücklenken zu einem Begriff oder Gedanken, den der Hörer schon verlassen glaubte“. Und „der Grund dieses Zurücklenkens und Wiederholens ist der: der Dichter ist so erfüllt von seinem Gegenstand, daß der einmalige Ausdruck seinem Gefühl nicht genug tut; 'du mußt es zweimal sagen'; er führt mehrere Streiche auf einen Fleck. Die Variation ist zunächst eine Ausdrucksgebärde: sie entläßt eine vorhandene Spannung. Nach Zwecken darf man erst in zweiter Linie fragen“.

Panzer verkennt m. E. Zweck und Folge. Die Typisierung ist nicht der Zweck, das Ziel der altgermanischen Variation, wohl aber konnte die Variation im Laufe der Zeit zur Typisierung führen. Die

4) Heliand, Liedstil und Epenstil: Zeitschr. f. dtsh. Altert. 57, 32.

späteren Dichter übernahmen zumeist von ihren Vorgängern bereits geprägte Formeln und Wendungen, sie arbeiteten mit einem abgegriffenen Wortmaterial, und daher trat allmählich an die Stelle des lebendig Anschaulichen, des Individuellen immer stärker das allgemein Typische in den Vordergrund. So scheint es mir nicht angängig, die altgermanische Dichtung mit dem späteren Volksepos auf eine Stufe zu stellen; nur im letzteren tritt im Stil das Typische deutlich zutage. Betont sei nur noch, daß in den Eddaliedern — und diese stehen von aller uns erhaltenen stabreimenden Poesie der altgermanischen sicherlich am nächsten — die Variation eine verhältnismäßig sehr geringe Rolle spielt, um erst in der biblischen Epik der Angelsachsen und besonders im Heliand jene außerordentliche Ausdehnung anzunehmen⁵⁾. Und da dürfte man vielleicht die Frage aufwerfen, ob diese Zunahme nicht größtenteils wenigstens auf das Konto der Geistlichen zu setzen ist, denen doch nahe verwandte Stilmittel — ich denke nicht so sehr an den Parallelismus membrorum als vielmehr vornehmlich an den Predigtstil — ganz geläufig waren und noch bis auf den heutigen Tag sind. Wenigstens hinweisen möchte ich auch auf das späthalhochdeutsche 'Himmel und Hölle', das Schade und Morgan unabhängig voneinander für die Umarbeitung eines alten alliterierenden Gedichtes halten konnten.

In gleiche Richtung wie die Variation weisen nach Panzer auch die sogen. unhöfischen Wörter. Über sie hat er sowohl in dem genannten Vortrage wie auch bereits 1901 in der Zeitschrift für deutsche Philologie 33, 127 fg. gehandelt. Fest steht, daß sie keine in unhöfischen Kreisen als unfein gemiedene Wörter sind, wie Lachmann wollte. Aber Panzer verwirft auch die Annahme, daß sie im höfischen Epos gemieden werden, weil sie für altmodisch galten. Das Nichtvorkommen der sogen. unhöfischen Wörter in der Prosa „wie das bald nach dem 13. Jahrhundert erfolgte Absterben der meisten und der poetische Charakter der wenigen Überlebenden geben uns einen deutlichen Fingerzeig, daß diese Wörter zu Ausgang des 12. Jahrhunderts schon der Umgangssprache verloren waren, nur mehr von den Dichtern gebraucht wurden. Es waren also poetische Wörter“⁶⁾. Um nun zu begreifen, wie es kommt, daß diese poetischen Wörter, in schärfstem Gegensatz zum Volksepos, in den höfischen Epen gemieden werden, „muß man sich klar machen (fährt Panzer fort), worin das Wesen eines poetischen Wortes gelegen ist. Das poetische Wort verhält

5) Vgl. Ludwig Wolff, Deutsche Vierteljahrsschrift 1 (1923), 221 ff.

6) Das altdeutsche Volksepos S. 17.

sich zu dem entsprechenden prosaischen wie die Idee zu ihrer zufälligen, mehr oder weniger mangelhaften Verkörperung. Ein neuhochdeutsches Beispiel. Für dasselbe Tier haben wir als poetische Bezeichnung 'Aar', als Bezeichnung der Prosa 'Adler'. Sie verhalten sich so, daß das Wort 'Aar' die Idee der Gattung 'Adler' vertritt, die ich aus so und so vielen mehr oder minder gelungenen Exemplaren der Gattung abstrahiere. Es gibt schwächliche, verkrüppelte, lahme Adler; von einem verkrüppelten Aar aber kann ich nicht sprechen . . ." Und so bezeichnen nun nach Panzer auch *helt*, *degen*, *recke*, *wigant* usw. „das Ideal ihrer Gattung, d. h. also den tapferen, kühnen, streitbaren, schönen, adeligen, hochgemuten Mann, kurzum eine Persönlichkeit, die (natürlich im Sinne ihrer Zeit) in jeder Hinsicht vollendet ist. Wir erkennen nun klar, warum das höfische Epos diese Ausdrücke meidet. Es wollte eben nicht Ideale vorführen, sondern Menschen, denen nichts Menschliches fern liegt, nicht Typen, sondern Individuen. Es ist klar, daß für solche Absichten jene 'unhöfischen', in Wahrheit poetischen Wörter unbrauchbar waren, da sie, eben dem Wesen des poetischen Wortes entsprechend, der mit ihnen bezeichneten Persönlichkeit im vorhinein schon einen Glorienschein ums Haupt winden . . ."

Auch hier muß ich widersprechen. Angenommen zunächst einmal, Panzers Charakterisierung des höfischen Epos wäre zutreffend, so sollte man bei seiner Beurteilung der unhöfischen Wörter diese doch an weit mehr Stellen des höfischen Epos, und besonders auch des 'Iwein', erwarten, als es tatsächlich der Fall ist, überall nämlich wo etwa von einem Ritter des Artuskreises die Rede ist, der wirklich als eine Idealgestalt im Sinne der höfischen Gesellschaft des beginnenden 13. Jahrhunderts geschildert wird. Dem ist aber nicht so — Wolfram natürlich ausgenommen, der auch hierin seine eigenen Wege geht.

Auf die rechte Fährte führen uns einige Stellen bei Hartmann und Walther.

Iwein heißt durchweg *ritter* — übrigens auch keineswegs ein individualisierendes Wort! — und seitdem er den Löwen aus den Klauen des Drachen befreit und der Löwe sein treuer Begleiter ist, heißt er auch *der ritter mit dem leuen*. Doch einige Ausnahmen finden sich; besonders V. 7741: Iwein ist soeben nach vielen Abenteuern an den Artushof zurückgekehrt, als plötzlich der treue Löwe, der seinem Herrn auf der Spur gefolgt ist, zum allgemeinen Entsetzen

der Hofgesellschaft herangesprengt kommt. Iwein beruhigt sie, und da begreifen sie erst,

daz er der *degen mære*
 mittem lewen wære,
 von dem si wunder hörten sagen
 und der den risen het erslagen.

Der *degen mære* bedeutet hier nach Zwierzinas feinsinniger Erklärung (Zs. f. deutsch. Altert. 45, 262 f.) 'der Held, von dessen Taten man sich erzählte, von dem reine Epen am Hofe cursierten', der also schon bei Lebzeiten fast zu einer mythischen Gestalt geworden war, zu einem Übermenschen gestempelt, wie sie Dichtungen schildern, in denen solche *degene mære* auftreten. Ein leicht humoristischer Einschlag ist hier nicht zu verkennen. Und absichtlich ist das Unhöfische der 'großen Worte' gehäuft, Iwein 3249 ff., wozu ich nur auf Zwierzina a. a. O. S. 264 verweise.

Noch deutlicher wird uns, daß sich *helt* (*degen, recke* usw.) und *ritter* keineswegs so zueinander verhalten wie etwa neuhochdeutsch 'Aar' zu 'Adler', aus einem Spruche Walthers auf den Thüringer Landgrafenhof (L. 20, 7). Darin heißt es:

der lantgrâve ist sô gemuot,
 daz er mit stolzen helden sine habe vertuot,
 der iegeslicher wol ein kempfe wære.

Hier hat es Walther durchaus fern gelegen, die Ritter des Landgrafen poetisch zu verklären, sie als Idealgestalten hinzustellen, sondern im Gegenteil: er will sie als Raufbolde und Haudegen lächerlich machen⁷⁾, und solche Wirkung konnte er nur erzielen, wenn auch die höfische Gesellschaft *helden* ebenso verstand, als ungeschlachte Recken der Vorzeit, denen jeder höfische Schliff fehlte.

So, glaube ich, müssen wir es doch dabei bewenden lassen, daß sich mit den unhöfischen Wörtern die Vorstellung eines Heldenideals verband, das in der höfischen Blütezeit überwunden, einer vergangenen Epoche angehörte, m. a. W. also, daß die unhöfischen Wörter altmodische waren⁸⁾. Nicht deswegen, weil sie überhaupt das 'Ideal ihrer Gattung' zum Ausdruck brachten, sind sie gemieden worden. Denn es ist auch nicht zutreffend, wenn Panzer an der bereits angeführten Stelle behauptet, das höfische Epos wolle nicht

7) Vgl. auch Wilmanns-Michels, Walther von der Vogelweide⁴ II, 113 f. z. St.

8) Herr Kollege W. Stammler macht mich auch freundlichst auf seine Bemerkung Deutsche Vierteljahrsschrift 2 (1924), 765 aufmerksam.

Ideale vorführen, sondern Menschen, nicht Typen, sondern Individuen. — War das höfische Epos wirklich 'realistisch'?

Ganz abgesehen von den wunderbaren Fahrten und Abenteuern ihrer Helden, die den größten Umfang in den Romanen einnehmen, sind doch auch die Gestalten selbst alles andere als naturgetreue Konterfeits des wirklichen Lebens, sie sind durch und durch idealisiert. Um nur ein auf den ersten Blick gegensätzliches Paar zu nennen: nicht allein Parzival, auch Gawan ist eine ideale Gestalt, kein Durchschnittsritter jener Tage. Sie beide stellen, wie uns der verehrte Jubilar in einem seiner Meisteraufsätze 'Über Wolframs Ethik', Zeitschr. f. deutsch. Altert. 49, 405 ff. gelehrt hat, zwei Stufen ein und derselben Idee dar. „Man muß sich hüten, Gawan als minderwertig anzusehen. Er ist eine edle Natur mit denselben guten Veranlagungen wie Parzival, nur hat er sie nicht zu dem sittlichen Aufschwunge gebracht wie dieser, denn er war nicht unter den Berufenen . . . Er faßt das Leben als Lebenskunst, für Parzival ist es ein sittliches Problem.“ — Von dem Frauendienst, den diese Epen verherrlichen, gilt auch: 'Jeder Jüngling wünschte so zu lieben, jedes Mädchen so geliebt zu sein'. Es ist das gleiche, wenn Friedrich Neumann sagt: „Ein streng höfischer Roman richtet sich nicht nach dem Leben, das Leben soll sich vielmehr nach ihm richten“⁹⁾.

Hiermit geht nun aber noch ein anderes zusammen. „Im hohen Mittelalter fordert man nicht die unübertragbare Sonderart, sondern ein Verhalten, dem allgemeine Gültigkeit zukommt, das zum mindesten ein ganzer Stand erstreben kann. Man will nicht den einzigartigen Menschen, sondern Verwirklichung eines Vorbildes; man will den 'Typus'“¹⁰⁾. Wohl sind Tristan, Parzival und Gawan, Erec wie Iwein durchaus individuell gezeichnet, aber sie eint die hinter ihnen allen stehende Idee des vollendeten Ritters, sie alle sind gewissermaßen nur Emanationen des einen Idealtyps. — Und so besteht in dieser Hinsicht eigentlich kein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem höfischen Epos der Blütezeit und dem altgermanischen Heldenliede. Die große Tat der höfischen Dichter ist, daß sie — zum ersten Male seit der Völkerwanderungszeit — die Ideale der weltlichen Gesellschaft dichterisch zum Ausdruck brachten, daß sie ihre Dichtungen mit dem Ideengehalt ihrer eigenen Zeit erfüllten. Auch die Gestalten des Heldenliedes sind Idealtypen, freilich einer völlig

9) Schichten der Ethik im Nibelungenliede: Festschrift für Eugen Mogk (1924) S. 144.

10) Ebda. S. 141.

anders gearteten Zeit. Aber trotzdem geht die Individualisierung im Heldenliede mindestens soweit wie im höfischen Roman: Man braucht nur an die eddischen Gunnar und Högni, an Gudrun, Brynhild und Atli zu denken, um sich sogleich zu vergegenwärtigen, daß diese an bildhafter Schärfe den Rittern von der Tafelrunde um nichts nachstehen. Vielmehr, während diese nur allzubald in den Werken der Epigonen zu Schablonen ohne irgendwelche Eigenart, zu Schemen ohne Fleisch und Blut herabsinken, haben die nibelungischen Helden selbst noch in dem letzten Ausläufer der Sage, in unserem Nibelungenliede, ihre kraftvolle Individualität bewahrt.

Ursprung und Alter der deutschen Volksballade.

Von

Hermann Schneider.

Der Aufschwung der Volksliedforschung in den letzten zwei Jahrzehnten ist der Volksballade wenig zugute gekommen. Denn die Einstellung auf den Zersingungsprozeß als eigentliches Beobachtungsobjekt ist einer Gattung nicht günstig, deren Probleme nicht sowohl an den weitverzweigten Endpunkten, als an den Anfangspunkten der Entwicklung liegen. Die Ursprungsfrage zumal ist noch ganz ungeklärt. Mag man im lyrischen Volkslied des 14. Jahrhunderts gesunkene Gesellschafts poesie sehen, mündlich weitergegeben und Gemeingut geworden, oder vertiefte und ebenfalls allmählich in alle Schichten eingedrungene Poesie der niederen Kreise — auf jeden Fall lehrt der geschichtliche Augenschein, daß die Blüte der literarischen Kunstyrik die der unliterarischen Volkslyrik unmittelbar zur Folge hatte. Das lyrische Volkslied, namentlich das Minnelied, schwebt nicht in der Luft; dagegen ist, von dieser Seite gesehen, das erzählende Lied, die sog. Volksballade, wurzellos, weder die schmalen Anfänge bei den Minnesingern noch ausländische Einflüsse können ihr Entstehen erklären.

Wie vielerorts in der Literaturgeschichte, so findet hier das Streben nach Klärung alter romantischer Erbvorstellungen seinen größten Widersacher in der eingebürgerten Kunstsprache. Auch der technische Ausdruck, den sie für unsere Gattung geschaffen hat, kann in zweifacher Hinsicht irreleiten. Der Vergleich mit dem Reigengedicht anderer Völker, etwa des germanischen Nordens, führt zu Verkennungen, vor allem in der Ursprungsfrage. Und von einer Volksballade läßt sich auch nur in diesem Sinne reden, daß die Dichtungen des späteren Mittelalters, die uns hier interessieren, in einer Anzahl von Fällen tatsächlich volksläufig und dem Zersingungsprozeß unterworfen wurden.

Es mag Bequemlichkeit sein, wenn man den als unpassend erkannten Fachausdruck nicht entschlossen ausjätet: aber es ist das

immer noch besser, als mit dem schlechten Wort zugleich den Begriff zu verbannen; wie neulich Naumann in seinen Untersuchungen über den Spielmannsbegriff getan hat. Es wird nur scheinbare Abschweifung sein, wenn wir ein paar Worte dazu sagen. Der Ausdruck „Spielmann“ wird in der Tat von jedermann als Notbehelf empfunden. Aber ist es ein Gewinn, wenn man diesen romantischen Begriff abtut, um ihn alsbald durch den noch romantischeren „Volk“ zu ersetzen? Diesem nämlich schreibt Naumann die Pflege des Heldenliedes zwischen Hildebrandslied und Nibelungenlied zu (wohl nur gestützt auf die singenden *rustici* der Quedlinburger Chronik, die man sonst für interpoliert hält), und da ergeben sich denn doch Bedenken. War es so einfach, ein Heldenlied nachzusingen und umzubilden? Hat das „Volk“ in jeder Entwicklungsperiode, auf jeder Kulturstufe ohne weiteres die Fähigkeit, die poetische Empfänglichkeit und Schulung besessen, um anspruchsvolle Kunstlieder mit ihren Melodien in sich aufzunehmen, weiterzubilden und jahrhundertlang unter Wahrung mancher kleinsten inhaltlichen Eigenheit und der feinsten stilistischen Werte am Leben zu erhalten? Wenn der adelige Sang nicht zunächst zu minder vornehmen Trägern der Poesie herabglitt, wie konnte das Volk überhaupt mit ihm bekannt werden? So wenig selbst in der Zeit, die das Volkslied nachweislich zu höchster Blüte emporentwickelt hat, der eigentliche Sängerstand entbehrlich wurde, so wenig war er es in der Frühzeit. Schließlich braucht die Literaturgeschichte den Spielmann, mag sie ihn nennen, wie sie will, notwendig als dritten dichterischen Stand neben dem Klerus und dem Ritter; ohne ihn bleibt die stilistische Sonderart des Rother, der Nibelungen unerklärlich. Und wenn der Spielmann das Heldenlied episierete, so hatte er, und er allein, es sicherlich immer gepflegt. Die Heldenlieder des 8.—13. Jahrhunderts waren keine Volkslieder.

Aber nichts hinderte sie daran, es zu werden — in der Zeit, die das allgemeine Emporkommen des Liedes in unliterarischer Form und Sphäre sah. Wir treten da zum erstenmal aus der nebelhaften Zone des nur Vermuteten in das belichtete Gebiet der literarischen Tradition. Das jüngere Hildebrandslied hat sich zum Volksliede entwickelt, hat, in mäßigen Grenzen freilich, den Zersingungsprozeß durchgemacht und steht im 15. Jahrhundert unter den gleichen Lebens- und Überlieferungsbedingungen wie das lyrische Volkslied.

Hier ist der einzige Punkt, wo sich die Entwicklung der deutschen Volksballade anknüpfen läßt, d. h. eines sanghaften, er-

zählenden Gedichtes, das volksläufig wurde. Und ich finde mich wieder mit Naumann zusammen in der Hypothese, daß die Volksballade die Erbin des Heldenliedes sei.

Was ist darunter zu verstehen? Am einleuchtendsten wird der Satz, wenn man Technik und Stil ins Auge faßt. Man hat das Gefühl, daß da tiefreichende Gemeinsamkeiten bestanden haben, in Struktur und Dialog, in Charakteristik und Ethos. (Man denke aber nicht mehr an altgermanischen Stil!) Das jüngere Hildebrandslied ist das Musterbeispiel für das Hinübergleiten von der einen Manier zu der anderen. Der ausführliche Erweis für diese Verwandtschaft, schwer zu führen bei dem fast völligen Fehlen des direkten Vergleichsobjektes auf der einen Seite, kann nicht Zweck dieser Skizze sein ¹⁾. Es genüge der Hinweis. Eine genaue und besonnene Stiluntersuchung würde beobachten können, daß in der Volksballade, wie sie jetzt vorliegt, zwei ursprünglich ganz getrennte stilistische Strömungen in ein Bett geleitet sind: das heldenepische Element vermählt sich mit dem sanghaft lyrischen, das dem nicht erzählenden Gedichte der Volkssphäre eignet. Sondert man nun wieder aus diesem die fühlbaren Einflüsse des Minnesangs aus, so wird man der Enträtselung des noch so vagen Begriffes „Volksmäßigkeit“ etwas näher kommen: einmal hat man die kunstmäßigen Wurzeln aufgedeckt, und dann an einem Musterbeispiel das Eindringen des „volksmäßigen“ Elements in eine ihrer früheren Form nach bekannte Gattung belauscht.

Das stilistische Vermächtnis des Heldenliedes war das brauchbarste. Auf anderem Gebiet ist die Erbschaft unverwertbar gewesen oder praktisch nicht angetreten worden. Dieses gilt von der Musik. Der lyrische d. h. sanghafte Charakter auch der Ballade kann, wie bei allem Volkslied, nicht stark genug unterstrichen werden. Und da ist zu sagen: die Weise der Ballade unterscheidet sich von der des lyrischen Liedes nicht so grundsätzlich, daß man für jene die Entstehung aus der gewiß sehr einfachen Musik des Heldenliedes annehmen darf. Auch der Melodienführung der Ballade ist der Reichtum und die Tiefe der verfeinerten Liedkunst des

1) Eine Einzelheit: Die Herkunft aus dem Heldenlied läßt sich bei den zwei häufigsten Eingängen der Volksballade erweisen: sowohl der Ich-Typus wie der Es-Typus (örtlich und persönlich gewandt) hat hier seinesgleichen. Daur, Das alte deutsche Volkslied, sucht Beziehungen zum Volksliedstil vor allem im Spielmannsgedicht des 12. Jahrhunderts (s. auch Euph. 22, 354 ff.). Ich glaube, daß für den Übergang die späten Epen in der Bernerstrophe lehrreich werden können.

13. Jahrhunderts zugute gekommen; das tut sich schon kund in der mannigfachen Strophenform. Natürlich hat auch hier nicht „das Volk“ geneuert, sondern die geschulten Sänger haben ihm die Balladen in dieser musikalisch höheren Form weitergegeben. Die Voraussetzungen dazu waren geschaffen in einer Zeit, in der die Pflege von Heldenlied und Kunstlyrik in eine Hand gelegt war, also bei den minnesingerisch geschulten Fahrenden des späteren 13. Jahrhunderts; das Zeugnis des Marners wirft darauf einiges Licht.

Damit aber die charakteristische deutsche Ballade entstand, bedurfte es einer Bedingung vor allem: das stoffliche Erbe des Heldenlieds mußte aufgegeben werden und durch neue Inhalte ersetzt werden. Denn das Hildebrandslied ist ja fast das einzige, das den stofflichen Zusammenhang noch wahrt. Die Frage nach Wesen, Ursprung und Alter der deutschen Volksballade hat also genau gefaßt diesen Sinn: Von wann an lassen sich unliterarische, sanghaft-erzählende Lieder in Deutschland nachweisen, die nicht in der Heldensage wurzeln, und welche Stoffe behandeln sie?

Der Leser wird nun vielleicht erwarten, sämtliche Kurzibolde, Hattos und andere fragwürdige Helden deutschen Gesangs über sich hereinbrechen zu sehen, deren historische Zeugnisse gedenken. Aber sie gehören nicht hierher; diese Lieder bleiben so schattenhaft, daß es pure Willkür wäre, sie, die vielleicht gar nicht förmlich erzählten, zu Vätern der deutschen Ballade zu machen. Auch die liedhaften Vorstufen der sog. Spielmannsepen haben fern zu bleiben. Bei ihnen stehen stilistische Bedenken der Vaterschaft im Weg: die überentwickelte Manier der Epen führt auf einen stereotypen Stil auch der Lieder, der vom Heldenlied ablag. Der angeblich nicht existierende Spielmann war sogar ein sehr vielgestaltiges Wesen.

Wir suchen zu zeigen, daß deutsche Balladen neben dem Heldenlied schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts am Leben gewesen sind — vermutlich wurden sie zunächst auch von den Trägern des Heldenlieds verbreitet. Zwei Wege stehen der Beweisführung zur Verfügung: zuerst zeigen wir, daß Stoffe in balladenhafter Form gelebt haben müssen, von denen man das bisher nicht erkannt hat; darnach, daß überkommene Balladen älter sind, als man gemeinhin annimmt. Übersehen hat man das bisher auf Grund eines doppelten Vorurteils. Einmal hielt man die Gedichte, die das Vorhandensein der Ballade in unserer Zeit bezeugen, für „Zweitehandware“; dann schrieb man dem 13. Jahrhundert lediglich die Bildung der „Sage“ zu, ohne sich zu fragen, in welcher Form denn diese umlief. Wir behaupten für

den ersten Typus: Am Anfang war die Ballade, nicht das Epos; nicht jene ist Zweitehandware, sondern dieses hat auf sie aufgebaut. Für den zweiten Typus: Am Anfang war die Ballade, nicht die Sage; der Stoff trat seine Wanderung nicht ungeformt oder in kunstloser Anekdotengestalt an, sondern eben als Ballade.

Eine genaue Zweiteilung ergibt sich dadurch für die Stoffe nicht, die wir hier behandeln wollen; mancher gehört hierhin und dorthin.

Zunächst muß das J ü n g e r e H i l d e b r a n d s l i e d , auf dem unsere Theorie ja gutenteils aufgebaut ist, von dem Odium der „Zweithandware“ gereinigt werden. de Boor hat es in dieser Hinsicht verdächtigt (Z. f. d. Phil. L, 199). Es ist für ihn ein Ausschnitt aus einem verlorenen mhd. Epos, das mit Hilfe der Thidrekssaga zu erschließen ist. Die Theorie ist verführerisch wegen der vielen neuen Möglichkeiten, die sie eröffnet, und die die Lebensformen des deutschen Heldenepos in überraschender Weise denen des französischen verwandt zeigte: Liedhafte Verselbständigung eines Abschnittes aus einem Buchepos, zyklische Aneinanderreihung mehrerer Epen desselben Stoffkreises. Leider sind aber die Stützen gar zu schwach. Der Anfang, der de Boor wegen der Beiziehung der belanglosen Statisten Amelung und Dietrich befremdet, bringt eine durchaus gewöhnliche Exposition im Stile des jungen Heldenliedes oder Volksliedes: Redeszenen mit nicht erst vorgestellten Personen, die *ad hoc* erfunden oder dem Publikum gut bekannt sind. Der ursprüngliche Schluß des jüngeren Hildebrandslieds ist ebenso rettungslos verloren wie der des älteren; keine Fassung bietet ihn in irgend befriedigender Form. Der Ritt nach Bern, den ein paar unverwandte Fassungen zeigen und den man so unliedmäßig findet, ist so fernliegend nicht, daß er sich nicht als unabhängige Ergänzung mehrmals einstellen konnte, namentlich in buchmäßigen Texten. Es wäre denn doch auch gar zu merkwürdig, wenn ein altes Hildebrandslied des 12. Jahrhunderts erst in ein Epos eingebettet und dann, ganz unabhängig von seiner früheren Existenz, in ungefähr derselben Abgrenzung wieder herausgelöst und so, ein unorganischer Splitter des Literaturwerkes, als Volkslied verbreitet worden wäre!

Am Schluß des Hildebrandsliedes fällt der Wiedererkennungsring in Frau Utes Becher; weitbekannte Wanderfabeln drängten sich schon auf der liedhaften Stufe in die Heldendichtung. Das neue Ende zeigt den Wechsel der Gefühls- und Anschauungswelt, der die Heldensage schließlich so umbildet, daß auch auf stofflichem Gebiete der Weg von ihr zur Volksballade doch nicht mehr allzuweit erscheint.

Das gleiche Wiedererkennungsmotiv verhalf einer anderen Dichtung zum glücklichen Ausgang, in der wir die älteste nachweisbare mhd. Ballade sehen. Wir nennen sie die Ballade vom Palästinareisenden. Ich brauche über sie nicht ausführlich zu handeln, da ich früher ('Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich' S. 229 ff. und — im Anschluß an Seehausens Monographie — Anz. f. d. Alt. 38, 150 ff.) das stoffgeschichtlich Wichtigste zusammengetragen habe. Allerdings schwankte ich damals noch in der Zuweisung an eine bestimmte dichterische Form.

Die Fabel vereinigt folgende Züge: Orientfahrt mit Sinbaderlebnissen — Drachenkampf und Löwenbefreiung — Heimkehr in Pilgerkleidung, Wiedererkennungsring — Tod des Löwen auf dem Grab des Herrn. Ein altes Wolfdietrichgedicht hat die kennzeichnende Verknüpfung von Löwen- und Rückkehrabenteuer unserer Dichtung abgelernt; der Drachenkampf samt der Figur des bis in den Tod treuen Löwen ist abgebildet auf der Türe zu Valthjofstad in Island. Aus beiden schließen wir: die Geschichte vom Palästinareisenden war in der ersten Hälfte des 13. Jhs. bereits in Deutschland und sogar im Norden wohlbekannt. Es fragt sich, in welcher Gestalt.

Mit dem lockeren „Sagen“begriff wird wohl niemand mehr so weitgehende Einzeldarstellungen und -entlehnungen erklären wollen. Es gab keine „Sage“ vom Palästinareisenden, auch nicht im nordgermanischen Sinn einer geformten und zunächst mündlich verbreiteten Romerzählung; daß dergleichen Gebilde in Deutschland um 1200 umliefen und gar in den Norden gelangten, läßt sich durch kein Beispiel belegen. Zunächst denkt man vielleicht an ein Spielmannsgedicht, eine Schöpfung vom Schlage des 'Rother' und 'Salman'. Aber damit ist man sofort vor die weitere Frage gestellt: woher nahm nun dieses wieder seinen Stoff? Dem Epos pflegen wir ein Lied voranzusetzen, wenn nicht, wie beim 'Ernst', die Möglichkeit einer gelehrten Fabelkompilation vorliegt. Ein deutsches Spielmannsepos hat nie in den Norden gewirkt; dagegen so manches Lied, auch hochdeutscher Herkunft. Also selbst wenn es ein Epos vom Palästinareisenden gab, kam für die Reise nach Norden nicht es in Betracht, sondern nur seine liedhafte Vorstufe. Aber auch die Entstehung des 'Reinfried von Braunschweig' führen wir viel wahrscheinlicher auf ein Lied zurück als auf ein anderes Epos von so abweichender Tönung. „Zweithandware“ könnte man das mündlich weitergetragene Gedicht, zu dem wir von allen Seiten notwendig zurückgeführt werden, höchstens in dem Sinne nennen, daß die spezifisch orien-

talischen Abenteuer in ihm aus dem 'Ernst' entnommen sein möchten; keine Unmöglichkeit, aber auch nicht wahrscheinlich. Das Ernstepos muß seine Sinbadgeschichten doch aus irgend einer anderen Quelle geschöpft haben; wir brauchen nicht so kühn zu sein, gleich Bartsch zu behaupten: es entlehnte aus unserem Lied, und sind auch mit dem Zugeständnis einer gemeinsamen Quelle zufrieden.

Die Kausalität der Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts verlangt also das Vorhandensein eines erzählenden, mündlich verbreiteten Gedichtes vom Palästinareisenden (mag er nun namenlos gewesen sein oder gleich von Anfang an Heinrich der Löwe geheißen haben). Wyssenhere verhält sich zu diesem epischen Liede wie etwa der Meistersang von Bremberger zu der alten Ballade (s. u.).

Ein ähnliches Postulat legen uns die Quellenverhältnisse eines Heldenepos nahe, des entstehungsgeschichtlich umstrittensten von allen. Auch darüber habe ich schon gehandelt: das Werden des Hauptteils der 'K u d r u n' erschien mir nur erklärlich durch die Einarbeitung einer Ballade des Panzerschen Südelityps in die Voraussetzungen der Hildegeschichte (s. 'Heldendichtung, Geistlichen-dichtung, Ritterdichtung' S. 356 u. 506). Über die gar zu große Ähnlichkeit der Entführungsabenteuer Kudruns und ihrer Mutter vermag ich nicht hinwegzufinden und kann einer Fabel kein Eigenleben zuerkennen, die auf so weite Strecken mit einer anderen identisch ist; zieht man die Hildebestandteile der Kudrungsgeschichte ab, so bleibt ein Motivkomplex, der dem Südelityp sehr nahesteht; und so erhebt sich auch hier wieder die Frage: kann unter diesen Umständen das Lied Zweitehandware sein, aus dem Epos geflossen, oder ist vielleicht doch wiederum das Lied das erste und das Epos sein Nutznießer?

Mir scheint, auch wer wie Heusler (Art. „Kudrun“ in Hoops' Reallexikon III 113) die Kudrunfabel einer frühen germanischen Wurzel entspringen läßt, wird eine Ableitung der Ballade aus dem Epos nicht gelten lassen dürfen. Heusler hat mit Recht der Herwigsage, von der frühere Erklärer viel zu erzählen wußten, das Lebenslicht ausgeblasen und das Gerippe der alten Kudrundichtung so herausgearbeitet: die Entführte und Gedeimütigte wird nach Jahren von ihrem Bruder aufgefunden, der also Träger der Vatrache und der Mädchenbefreiung wird.

Nimmt man nun an, daß ein altgermanisches Lied diese Bruderfigur in den Mittelpunkt gerückt hat, ein Epos das Lied dann streckte und weitete und schließlich ein junger Balladendichter das Epos verbürgerlichte und sentimentalisierend zu einer knappen sanghaften

Erzählung ausschachtete — wie will man dann erklären, daß dieser Spätling auf genau dieselben Züge Nachdruck legte, wie der Dichter der Wikingzeit? Daß ihm gelungen ist, was dem Scharfsinn der Heldensagenforscher lange Zeit nicht gelang: aus der überquellenden Fülle der Personen und Vorgänge des Epos die Rettungstat des Bruders als das Wesentliche herauszuheben? Nein, in dem Augenblick, wo man sagt: der Kern der Kudrunfabel ist die Erlösung durch den Bruder — gibt man zu, daß die erste Südeliballade jenes Einst zugrundegelegte und nicht das uns bekannte Jetzt, d. h. das Epos²⁾.

Entweder also ist Südeli ein entheroisiertes Heldenlied oder eine novellistische Neuschöpfung ohne jeden wikinghaften Hintergrund: auf alle Fälle hat das Epos aus dem Spiele zu bleiben. Die Fabel scheint mir nach wie vor mehr für die zweite Möglichkeit zu sprechen, die Bosheiten der Wölfin und das Martyrium Kudruns sind schon im Epos aus der höfischen Sphäre fühlbar in die bürgerliche übertragen, aus dem Heroischen ins Sentimentale. Bedenken wir schließlich auch hier die Weiterentwicklung in den Norden. Kahle hat (Beitr. 34, 420) die Spur unseres Balladentypus in der Droplaugarsonasaga gefunden; entstellt freilich — so entstellt, daß selbst das zentrale Geschwistermotiv verwischt erscheint; aber doch mit so stark alltäglichen Zügen vermischt, in der Schilderung der Leiden der Heimatlosen so ganz der heroischen Stilisierung bar, daß man sich auch hier fragen muß: was ist da altgermanisch, was auch nur wikinghaft?

Wir nehmen für die Zeit um oder schon vor 1200 bereits eine deutsche Ballade vom Südelityp an; vermutlich wies sie keine Namen auf.

Zum drittenmal treffen wir dann ein Lied, das in dem Motiv des Wiedererkennungsrings gipfelt; ein Beweis, daß die Gattung, die uns hier beschäftigt, schon von Anfang durch Motivgemeinschaft, und zwar durch Verarbeitung gangbarer Novellenmotive, zusammengehalten wurde.

Unter den mhd. Minnesingernovellen oder, wie man jetzt wohl sagen soll, „Dichterheldensagen“ ist das Lied vom edlen Moring das fesselndste; es ist im 15./17. Jahrhundert verbreitet gleich den sog. Volksliedern, der Zersingungsprozeß hat ihm freilich nicht allzuviel anhaben können.

Der Aufgabe, die Minnesingerballaden kritisch zu analysieren, bin ich überhoben durch das Büchlein von Rostock (Hermäa 15,

2) An ein älteres Hildeepos glaube ich unbedingt; eine ältere Kudrun hat noch niemand wahrscheinlich gemacht.

1925); ich könnte mir ganz sparen, auf die drei Dichtungen einzugehen, die in unseren Gesichtskreis gehören, wenn die neue Monographie ihre Aufgabe etwas tiefer gefaßt hätte. Wie kann man eine Untersuchung über Heldensage mit der Anrufung Andreas Heuslers beginnen und dann den ersten und wichtigsten Grundsatz Heuslerscher Sagenforschung aus den Augen lassen, die Kritik des Sagenbegriffes selbst? Hier werden in kritikloser Treuerzigkeit die „Morungensage“, die „Wirntsage“, die „Wartburgkriegsage“, ja selbst die „Walthersage“ gleichgeordnet und in keinem Fall die Frage gestellt: auf welche Form deutet denn die Sagenüberlieferung? Sage, d. h. mündliche Anekdote ist keine un reale Größe; aber die ausgeführte, geschmückte, künstlich abgerundete „Sage“ ist ein Unding, im 13. Jahrhundert so gut wie in Völkerwanderungszeiten. Wo Umfang und künstlerische Formung über die knappe Anekdote hinausgehen, da ist die Sage in der Form der Dichtung in Erscheinung getreten. Von Wirnt, Walther, Frauenlob wurde natürlich mündlich erzählt, und ebenso war die Kunde vom Wartburgkrieg, vermutlich in einen Satz zusammengefaßt, im Umlauf, ehe die Festspiieldichtung entstand. Was aber als Morungen-, Tannhäuser-, Brennbengersage erscheint, das ist dem Ausmaß und dem Charakter nach Dichterwerk, vielleicht auch aus der Prosaanekdote entstanden, aber durch einen energischen Willensentschluß über sie hinausgewachsen.

Nehmen wir gleich den konkreten Fall: das Gerücht von der Verehrung des hl. Thomas durch Morungen und von der Kreuzfahrt des Markgrafen, seines Herrn, wurde in eine Dichtung verarbeitet, deren Struktur durch die liedhafte Erzählung von dem noch eben rechtzeitig heimkehrenden Orientreisenden gegeben war. Es ist die Morungen-Ballade, die wir kennen und deren Urgestalt ins 13. Jahrhundert zurückreichen muß³⁾.

Ein strikter Beweis dafür ist bei dem mündlich fortlebenden Lied, auf das ein indirektes Zeugnis auch erst des 15. Jahrhunderts verweist, nicht möglich. Aber man wird von vornherein zugeben: die Entstehung eines solchen Gedichts aus mündlicher Tradition ist um so begreiflicher, je früher sie erfolgte. Die Kunde von Morungen ist schnell erloschen, die Meistersinger kennen ihn nicht, die Hand-

3) Die Benutzung der Weingartner Hs., die Vogt annimmt (Rostock S. 5), ist kein sicherer *terminus ante quem non*; denn erstens ist Schröders Annahme der Verwechslung zweier Lieder von Walther und Morungen doch recht einleuchtend, und zweitens zeigt die Zimmersche Chronik, daß der Text des Heimkehrliedes in der Überlieferung unserer Ballade nicht feststand.

schriften des Minnesangs wirkten nicht in die Weite. Der Verfasser der Zimmerschen Chronik, der von Morungen mancherlei weiß, sicher mehr als das Lied ihm bot, ist ein weit über den damaligen Durchschnitt guter Kenner des Minnesangs gewesen und hatte eine uns verlorene Handschrift vor Augen. — Für einen geringen zeitlichen Abstand zwischen Lebenszeit des Helden und Entstehung des Gedichtes spricht auch dessen Chronologie; wie schnell sich in dieser Hinsicht die Begriffe verwirrten, zeigt das Gedicht vom Wartburgkrieg. Im Morungerlied ist der Altersunterschied zwischen dem Thüringer und dem Schwaben zwar nicht ganz zutreffend, aber mit entschiedener Ahnung des Richtigen angesetzt; in Wahrheit mag Gottfried von Neifen beiläufig vierzig Jahre jünger gewesen sein als Morungen: hätten sie sich je gesehen, so wäre wirklich der eine der Junge, der andere der graubärtige Alte gewesen.

Dem Zusammentreffen der Beiden stehen ja viel mehr noch örtliche als zeitliche Schwierigkeiten im Wege; versuchen wir sie im Vorbeigehen schnell etwas beiseite zu schieben. Die Zimmersche Chronik hat unser Lied in einer stark abweichenden Fassung gekannt (so auch Rostock S. 8); zweifellos fand sich dort schon die Notiz von der Herkunft des Helden aus Möringen an der Donau. Ich halte das nicht für eine späte willkürliche Lokalisierung durch den schwäbischen Chronisten, sondern für ein Mißverständnis des ersten Dichters, der vielleicht, gleich dem Chronikschreiber (I, 286) von Morungen gehört hatte, „*er seie ein Meichsner oder ein Sax gewesen, soll zu Leipzig gesessen und in großem Thon gewesen sein, wie man furgibt*“ — aber er wußte, daß Möringen an der Donau liegt, und so behauptete er: *diser unser Möringer ist ein Schwab gewesen und ain mechtiger landsherr*. Wer das nicht gelten lassen will, der mache sich klar, daß die Lokalisierung des frühesten Morungerliedes in Schwaben nicht bewiesen zu werden braucht, sondern bewiesen ist durch die Persönlichkeit Gottfrieds von Neifen. Daß dieser bekannteste schwäbische Minnesinger mit dem thüringischen Morungen in Verbindung trat, ist an sich unbegreiflich — scheint aber ganz natürlich, wenn eben Morungen vorher nach Schwaben verpflanzt worden war. Die Verbindung mit Neifen ist auch der einzig schlagende Beweis dafür, daß der Dichter Morungen gemeint ist.

Die Tannhäuserfabel zeigt deutliche Spuren gewollter Formung. Eine Sage, d. h. ein Gerücht, wird auch hier vorhergegangen sein. Vielleicht ist die Zuweisung des Bußliedes in J an Tannhäuser der erste Schritt, vielleicht auch die erste Folge der

Sagenbildung. Daß der Venusberg dem Bewußtsein des 13. Jahrhunderts bereits vertraut war, hat E. Schröder gezeigt (Z. f. d. A. 61, 178), und der sinnbildlich gemeinte Venusdienst eines Minnesingers, der die Altertumsbegeisterung mitteldeutscher Höfe teilte, konnte leicht von kleinen Seelen als sündig heidnischer Götzendienst verdammt werden. Sicherlich wollte der Balladendichter die gesamte heidnische Richtung des Minnesangs treffen. Damit sind die Bausteine für den Hauptteil des Gedichtes beisammen, das demnach nicht ursprünglich pfaffenfeindlicher, sondern weltfeindlicher Tendenz erwuchs. Dies hatte nur Sinn in einer Zeit, der der Weltgeist des Minnesangs noch nicht ganz historisch geworden war, also im 13. Jahrhundert.

Auf diese Zeit führt auch noch eine andere Erwägung: Zog der historische Tannhäuser nach Rom, so geschah das vielleicht vor Urbans IV. Pontifikat (1261/64). Aber auch hier kann man sagen: die Chronologie ist genauer, als spätere Jahrhunderte sie hätten aufstellen können, und entweder ist unser Lied zu einer Zeit verfaßt, wo Papst Urban und „der Papst“ schlechthin identisch waren, oder wo man sich dieses Papstes noch gut erinnerte.

Auch hier ein entstehungsgeschichtlicher Seitenblick: wie kam man überhaupt auf den Papst? Den reuigen Tannhäuser gab die Tradition an die Hand, dem Dichter aber mußte diese abstrakte Reue konkret werden. Wenn der König vom Odenwald einmal die Wendung bringt: *Der babist kondez im nicht vergeben* (— die große Sünde des Esels — Schröder X, 107), so fasse ich diese zwar nicht als Anspielung auf die Tannhäusergeschichte, betrachte sie aber doch als förderliches Zeugnis, nämlich für eine Art sprichwörtlichen Ausdruck, der sich gewiß auch sonst nachweisen läßt. Diese typische größte Sünde ist von dem erfindungsreichen Poeten dem Tannhäuser aufgebürdet und die Redensart zu einer kräftigen Szene ausgemünzt worden.

Schließlich der Brennbberger. Die Kenntnis der Dichtung des verherrlichten Sängers, im Morungerlied ganz zweifelhaft, in der Tannhäuserballade nur in groben Zügen vorzusetzen, ist hier Grundbedingung und Grundlage der Fabel, wie Rostock richtig gezeigt hat. Wiederum könnte man die Handschrift als Zeugnis beginnender Sagenbildung heranziehen: von manchem Dichter war bekannt, daß er in der Schlacht sein Leben gelassen hatte; wenn das Bild in C den gewaltsamen Tod Reinmars darstellt, so deutet das vielleicht schon auf beginnende romantische Verbrämung seiner

Schicksale: man dachte sich seine Ermordung als Folge eines Minneabenteuers. Auf dieses Gerücht gestützt, unter kluger Ausnutzung der von Rostock herangezogenen echten Brennbergerstrophe, hat der Balladendichter den bayrischen Sänger zum Träger des Herzmäres gemacht. Die Urgestalt der sanghaften Erzählung ist uns hier freilich ferner gerückt als in den anderen Fällen. Der zersungene Zustand der erhaltenen Bruchstücke deutet auf eine weitgegliederte poetische Laufbahn, und die Durchschlagskraft des Stoffes wird auch durch seine Behandlung in Meistergesangsform bewiesen. Aus diesen Resten die Geschichte der Brennbergerdichtung zu konstruieren, wäre eine reizvolle Aufgabe.

Konrad von Würzburg hatte nicht lange vorher, aber vermutlich ohne Wirkung auf unseren Dichter, den Stoff in der Form der höfischen Novelle behandelt; er verzichtet auf Namengebung und Aktualität und sucht die ideale Ferne des zeitlosen Ritterkostüms auf. Das sanghafte Lied des Spielmanns erscheint demgegenüber blutvoll, gegenwartsnah, nicht durch abstraktes Stoffinteresse, sondern durch lebendigen Anteil an einer historisch noch greifbaren Persönlichkeit eingegeben und auf ebensolche Teilnahme bei den Hörern rechnend. Auch die Wirkung der Minnesingerballaden von Morungen und Tannhäuser können wir nur verstehen, wenn wir ihren ersten Vortrag in eine Zeit setzen, der die Namen Morungen und Tannhäuser noch nicht Schall und Rauch waren.

In dieser Aktualität, so möchte ich glauben, ist in vielen Fällen Entstehung und Erfolg der Volksballade begründet; auch für spätere Zeiten als das 13. Jahrhundert scheint es mir nötig, den Zusammenhang zwischen wichtigem historischen Ereignis und Balladenentstehung festzuhalten. Wenn das Hildebrandslied beginnt: „Ich will zu Land ausreiten, sprach sich Meister Hildebrand“, so setzt es voraus, daß Hildebrand, Dietrich dem Hörer vertraute Größen sind. Nicht anders rechtfertigt sich der Eingang: „Graf Friedrich tät ausreiten“ — „Ich sah den Herrn von Falkenstein“ u. dgl. Ein tatsächlicher, wenn auch nur in engem landschaftlichen Kreise bekannt gewordener Balladenheld und Balladenvorgang wird durch solche Einsätze bewiesen; „historische Lieder“ sind diese Balladen deshalb ebensowenig wie das fränkische Lied von 500 auf den Untergang Gunthers durch Attila.

Für den 'Abendgang' (Uhland Nr. 90) hat Kopp Beitr. 42, 346 die Vermutung ausgesprochen, daß er an ein tatsächliches Vorkommnis des mittleren 14. Jhs. anknüpft. Ähnlich wird man sich die Wirkung

des 'Schlosses in Österreich' bedingt vorstellen und die Lokalisierung in Rosenberg nicht von der Hand weisen: dort ist einmal etwas ähnliches geschehen, und die ersten Hörer des Liedes wußten davon. In beiden Fällen haben wir es aber doch mit einem etwas anderen Typus zu tun als bei den Minnesingerballaden, dem Grafen Friedrich, dem Falkensteiner: es sind namenlose Gedichte, mit ganz typisierten, nicht mehr individuellen Helden. Also auch diese können zu der historischen Gruppe gehören; aber die Regel ist es bei ihnen nicht. Ein Gedicht wie etwa 'Der Totwunde' (U. Nr. 93) wird schwerlich aus einem aktuellen Anlaß geflossen sein, und andere sind ausgesprochen novellistisch. Ältester Vertreter dieses rein fabulierenden namenfreien Typs wäre unser Südellied des 13. Jahrhunderts. Beim Lied vom Palästinareisenden konnten wir schwanken; vielleicht knüpfte auch dieses die novellistische Abenteuerserie an eine historische Person, jedenfalls aber an einen historisch aktuellen Zustand.

Die Einsicht in das Wesen des vorhandenen Volksballadengutes wird gewinnen, wenn man es diesen Gruppen einordnet und seine zeitlichen und stoffgeschichtlichen Wurzeln bloslegt. Voraussetzung dazu ist, daß die Fabel in möglichst reiner Form aus der Hülle der zersungenen Überlieferung herausgeschält wird. Für Textkritik, Datierung und Stoffgeschichte der einzelnen Ballade, für stil- und musikhistorische Ergründung und Einreihung der Volksballade überhaupt bieten sich also noch hinreichend ungelöste und lösungswerte Aufgaben.

Stilbeobachtungen zu Heinrich von Hesler.

Von

Helmut de Boor.

Der Kampf des sinkenden dreizehnten und anbrechenden vierzehnten Jahrhunderts um die Erhaltung und Fortführung der klassischen Formkultur, die den Nachklassikern bis zu Konrad von Würzburg ein so selbstverständliches und gern gemehrtes Erbe gewesen war, ist ein sehr beachtliches und für die ganze geistige Umstellung um die Jahrhundertwende charakteristisches Phänomen. Bekanntlich stand der deutsche Orden in seiner geistlichen Dichtung mit an der Spitze bei diesen Formbestrebungen; — nicht zufällig zweifellos, sondern in engem Zusammenhang mit dem kraftvollen Weiterleben ritterlicher Gesinnung und Tatkraft, die dem Orden ein eigenes Gepräge und ideales Ziel gibt. In dieser Atmosphäre entschlossenen politischen Aufstrebens und unbedingten Einsetzens für eine praktisch wie ideell gleich hohe ritterliche Aufgabe gedieh auch eine Dichtung, die stofflich und gedanklich religiös bestimmt war, zugleich aber nach aristokratischer gepflegter Form strebte. Mit in der vorderen Linie steht dabei sicherlich das dichterische Wirken Heinrichs von Hesler, der neben dem Dichter von Passional und Väterbuch ¹⁾ in dieser letzten Generation des dreizehnten Jahrhunderts am stärksten die Stilkunst und die Formpflege der klassischen Zeit vertrat. Nicht umsonst ist Heinrich von Hesler wie eine Generation nach ihm Nikolaus von Jeroschin metrischer Theoretiker gewesen, der zwar schon die mechanische Kunst des Silbenzählens in mißverständener Beurteilung der glatten Reimzeilen Konrads von Würzburg betreibt,

1) Neuerdings hat Hermann Schneider in seiner Literaturgeschichte, die unter dem Titel: Heldendichtung, Ritterdichtung, Geistlichendichtung als erster Band des von Köster und Petersen herausgegebenen Gesamtwerkes einer deutschen Literaturgeschichte soeben erschienen ist, die Identität des Dichters dieser beiden Werke bezweifelt. Man wird die nähere Begründung hierfür abwarten müssen; ich behandle die beiden Dichtungen wie üblich als Leistung desselben Verfassers.

aber noch Formgefühl genug hat, um die Beweglichkeit des mittelhochdeutschen Vierhebers nicht dem öden Gleichmaß bestimmter Silbenzahlen zu opfern²⁾). Ihm kam es darauf an, in einer Zeit metrischer Unsicherheit vor sich selbst und anderen über feste und erziehbare Prinzipien Rechenschaft abzulegen, die er sicherlich aus den großen Vorbildern, vor allem aus Konrad von Würzburg ableiten zu können meinte.

Aber auch im stilistischen Schmuck seiner Werke bekennt sich Heinrich von Hesler ausgesprochen zu höfischen Idealen. Er ist nach der üblichen Formulierung als ein Epigone Gottfrieds von Straßburg einzuordnen, dessen Wortkunst ihm, wie seine metrischen Prinzipien, insbesondere durch Konrad von Würzburg vermittelt ist.

Heinrichs Art zu erzählen ist einfach und ohne Schwulst. Ihm fehlt der künstlerische Reichtum und die Gewandtheit seiner höfischen Vorbilder. Seine Zeilen stehen schlicht und sauber und nicht ungeschickt nebeneinander, und die Kunst der Reimbrechung beherrscht er, was für einen Dichter seiner Generation schon angemerkt zu werden verdient, noch voll und ohne Schwierigkeit. Aber die Geschmeidigkeit und Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmittel, der blitzende, verschwenderische Reichtum klingender Worte, die Leichtigkeit der Variationen und rhetorischen Figuren sind ihm nicht eigen. Er hat auch hier mit einer mehr äußerlichen Bewußtheit bestimmte auffällige Stilmittel der Kunst Gottfrieds und Konrads übernommen und ausgenutzt. Zwar die Bilder, Umschreibungen und Vergleiche des geblühten Stils liegen ihm ganz fern. Heinrich ist in dieser Richtung weder schöpferisch, noch hat er den Ehrgeiz, die großen Meister nachzuahmen. Kaum ein Beispiel außerhalb der geläufigen kirchlichen Bildersprache ließe sich in seinen Werken für die geblühte Rede aufzeigen; vielmehr ist seine Sprache nach dieser Richtung hin ausgesprochen nüchtern. Sein Stil verrät den Intellektualisten. Auf die Stilform der antithetischen Bindung von gegensätzlichen Begriffen verweist Helm, Beitr. 24, S. 112 f. Ich möchte hier eine andere Eigenart behandeln, die mehr als alle anderen Stilmittel Heinrichs von Hesler Werke charakterisiert. Dies ist die Wortwiederholung, die er mit großer Vorliebe, doch immer mit Geschmack und Auswahl zu benutzen weiß. Sie verweist ihn unbedingt unter die Nachahmer Gottfrieds, ohne daß freilich auch hier Gottfrieds teils geistreiche, teils spielerische Eleganz erreicht wäre. Auf einer beliebigen Seite

2) Karl Helm, Beitr. 24, 179—188.

der Apokalypse Heinrichs von Hesler³⁾ notiere ich etwa folgende Beispiele:

- 512/20 *Hir merket rechte den sin:*
Alle dinc haben beg in,
Sie sin groz odir cleine,
Wen Got gar alleine;
Sin beg in begunde nie,
Wen sin wesen daz waz ie.
Noch pruvet diz dinc vordir hin.
Er sich irhube der beg in
Aller sachen, do waz nicht
Mer wenne ot daz einic icht:
- 538 *An deme sich hub der ur hab,*
- 546/48 *Der swaren erden burde*
Wurde offe die dunnekeit
Des dunnen wazzeres geleit,
- 572/3 *Die werlt also vinster gemacht*
Daz von der vinsterniste
Daz volk umme Got nicht wiste.

Dieselbe Erscheinung kehrt in den Fragmenten des Gedichts von der Erlösung wieder, die ZfdA. 32, 111 ff. und 446 ff. abgedruckt sind. Zum Beispiel:

- S. 111,9 *Peter trat mit dem trit vore*
- S. 111, 14/15 *er larte, da ich lerne*
er gab die gift vnde ich bite
- S. 112, 74/76 *daz menlich der icht sinne*
habe der suche sinnes such
vnde setze den sin an dit buch
- S. 112, 80/81 *die gottes recht unrichten*
vnde irre an rechten weghe ghen

Womöglich noch eindringlicher wird dasselbe Stilmittel im Nikodemusevangelium benutzt, wo die Eingangszeilen für die Stilhaltung des Ganzen sprechen mögen:

- 1/13 *Do got der werlde began,*
und er geschuf den ersten man —
ich sprich iz anderweide:
got geschuf sie beide

3) Ausgabe der Apokalypse von Karl Helm. Deutsche Texte des Mittelalters Bd. VIII. Berlin 1907. — Nikodemusevangelium von Karl Helm. Stuttg. lit. Verein No. 224. 1902.

*den edeln boum und den man,
do er der werlde began,
daz obez unde sinen smac,
da er tot inne lac,
und den man der iz az.
„Ja herre warumme tet er daz,
daz er daz vorboten ris
sazte in daz paradis,
da er tot inne lac?“*

Diese Einleitung ist charakteristisch für den ganzen Prolog.

Will man die Geschichte dieses Stilmittels kurz skizzieren, so sind die beiden Hauptstationen Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg. Beide sind in seiner Verwendung bedeutend verschieden. Gottfried ist der virtuose Spieler mit den Formen, dem es, wie manchem der lyrischen Virtuosen, daran lag, sein Feuerwerk prächtig steigen zu lassen. Er liebt die Häufung möglichst zahlreicher Wiederholungen desselben Wortes oder Wortstammes auf möglichst geringem Raum. Auch wenn ich von den Reimspielen der akrostichischen Eingangsstrophen absehe, so wird der ganze Tristanprolog durch dieses Virtuosentum beherrscht und bestimmt:

140/145 *ich entuon es niht; si sprachen wol
und niwan uz edelem muote
mir unde der werlt ze guote.
benamen si taten ez in guot;
und swaz der man in guot getuot,
daz ist ouch guot und wol getan.*

Das Jonglieren nicht nur mit einem, sondern mit mehreren Wörtern ist hier Selbstzweck, das Zusammendrängen der Wortwiederholung auf engstem Raum vorwaltendes Prinzip.

Eine ähnliche Stelle ist:

45/51 *Ich han mir eine unmüezekeit
der werlt ze liebe vür geleit
und edelen herzen zeiner hage:
den herzen den ich herze trage,
der werlde in die min herze siht.
ine meine ir aller werlde niht
als die, von der ich hoere sagen.*

Auch hier wird mit dem Wort *herze* ein geistreiches Spiel getrieben. Aber es kommt hier noch etwas anderes hinzu. Es wird mit diesem Wort ein Thema angeschlagen, das weiterhin im ganzen Prolog nachklingt und immer wieder, bald dünner, bald dichter gelagert, durch das Wort *herze* aufgenommen wird. Das zunächst stark unterstrichene Thema: *herze* klingt wieder auf in den Zeilen 59; 80 (*herzesorgen*); 87 (*herzeklage*); 88; 99; 109; 110; 116 (*herzewol*); 117; 118. Dann verschwindet es, taucht aber Zeile 170 wieder auf und geht 185 (*herzeliebe*); 186 (*herzeleit*); 194 (*herzeliebe*); 196 (*herzeger*); 197; 200; 213 (*herzewunne*); 214; 216; 232 (*ir herzeliep, ir herzeleit*); 233; 241 weiter.

Etwas später als das Thema *herze* wird das zweite Grundthema: *senede* angeschlagen, ebenfalls zunächst kräftig eingeführt und dann weiter mit dem ersten Thema mannigfach verflochten. Es tritt zuerst in der Partie 82 bis 86 auf und klingt dann 88; 97 (*senelich*); 98 (*senedaere*); 103; 104; 121 (*senedaere*); 122; 123; 126 (*senedaere*); 127 (*sene*); 128 (*senedaere, senedaerin*); 168 (*senemaere*); 211 (*senemaere*); 213 weiter. Und mit diesen beiden Themen: „*senedes herze*“ ist der ganze Stimmungsinhalt der nun folgenden Erzählung gegeben.

Diese beiden Formen der Wortwiederholung interessieren uns; das rein virtuose Klangspiel und die leitmotivartige Durchführung eines Grundthemas durch immer wiederholte Verwendung desselben Wortes. Es ist ohne weiteres klar, daß Gottfried in seinem Tristanprolog mit einer fast manierten Eindringlichkeit nach der ersten Form strebt, und daß er die durchgeführten Themen *herze* und *senede* nicht nur mit einem reichen Gerank anderer, rein stilistischer Wortwiederholungen umflieht, sondern daß er auch in der stellenweisen dichten Häufung der Themenworte selbst sichtlich Wirkungen dieser Manier erstrebt. Und wie im Prolog, nur minder auffällig, begleitet die Stilform der Worthäufung den ganzen Text, wogegen die thematische Durchführung zwar nicht ganz verschwindet, aber doch stark zurücktritt.

Die thematische Form beherrscht dagegen umgekehrt ganz den Stil Konrads von Würzburg, soweit er von dem Stilmittel der Wortwiederholung überhaupt Gebrauch macht. Die spielend dichte Worthäufung, die Gottfried so gelockt hatte, vermeidet sein ausgeglicheneres und mit feiner Kost verwöhntes Stilgefühl. Die thematische Durchführung kennzeichnet dagegen seine allgemeinen Einleitungs- und Schlußbetrachtungen, sofern er solche vornimmt. Ich berühre

auch hier nur Bekanntes, wenn ich darauf hinweise, wie in dem Herzemaere der Hauptgedanke des ganzen Werkchens: „*minne*“ in den einleitenden 27 Zeilen durchgeführt ist (Zeile 2 *minne*; 10 *minne*; 14 *minneclich*; 17 *minneclich*; 19 *minner*; 20 *minne*; 26 *minne*); daß ähnlich, nur noch viel ausgeprägter, Anfang und Ende des Engelhard den Hauptgedanken des ganzen Gedichtes: „*triuwe*“ thematisch durchführt, so daß in den über 200 Zeilen der Einleitung das Wort *triuwe* und seine Ableitungen 45 mal erscheinen, um in ähnlicher Weise die Schlußbetrachtung zu beherrschen. Trotzdem kann man kaum irgendwo sagen, daß diese Stilform zu wortspielender Häufigkeit zusammengedrängt sei, wie es Gottfried versucht haben würde.

Ein wenig komplizierter ist der Prolog des Partonopier gebaut, der sich mit der Aufgabe und dem Wert von Dichter und Dichtung beschäftigt. Dementsprechend schlagen die ersten Zeilen das Thema an:

1/5 *Ez ist ein gar vil nütze dinc,
daz ein bescheiden jungelinc
getiht e gerne hoere
und er niemen stoere,
der singen unde reden kan.*

Und nun gleitet durch den ganzen Prolog dieses Thema in mehrfacher Variation hindurch, einerseits das Wort „*tihten*“ mit seinen Ableitungen, andererseits „*singen*“, meist in Doppelformeln von dem Typus *singen unde reden* in wechselnder Zusammensetzung. Auf diese Weise findet sich das Leitwort „*tihten*“ Zeile 33 (*getiht*); ebenso 41; 47; 51; 57; 61; dann 68 (*tihten*); 71; 74 (*getiht*); 88 (*tihten*); 96 (*getiht*); 98 (*tihten*); 100; 105; 162 (*getiht*); 171; 175. Die Doppelformel findet sich ferner Zeile 9 (*rede — unde sanc*); 18 (*sanc unde rede*); 27 (*singet oder seit*); 36 (*sanges unde rede*); 38 (*gesprochen und gesungen*); 42 (*rede und gedæne*); 67 (*singet oder seit*); 73 (*mit sange und ouch mit rede*); 78 (*sanc*); 83 (*mit ir sange*); 88 (*tihtet unde schribet*); 89 (*rede unde sanc*); 91 (*gesingen und gesprechen*); 107 (*sprechen unde sanc*); 123 (*singet*); 124 (*sanc*); 126 (*ir sanc*); 134 (*singet*); 145 (*sing unde spreche*); 159 (*sanc unde süeze rede*); 163 (*singet oder seit*)⁴). Neben diesem Hauptthema, das sich durch den ganzen Prolog erstreckt, treten aber für kürzere oder

⁴ Dieselbe Betrachtung mit sehr viel weniger konsequenter Durchführung derselben Leitworte bietet einleitend der Trojanerkrieg.

längere Teile Nebenthemen auf, die das Hauptthema teils variieren, teils näher charakterisieren.

Mit dem Abschnitt bei Zeile 97: „*Swie gern ein künste richer man*“ tritt als dritte Bezeichnung des Hauptthemas das Wort *kunst* hinzu, das nun Zeile 102; 109; 112; 135; 137; 140; 148 weiterklingt.

Gleich anfangs wird in Zeile 1 mit „*nütze*“ eine speziellere Charakterisierung der Wirkung reiner Kunst angeführt, die nun wieder hier und da auftaucht, so Zeile 6 (*hohes nutzes*); 8 (*drier hande nutz*); 43 (*nützebaere*); 62 (*der nütze wise rat*); 69 (*ein nütze fröudenspil*); 117 (*nütze und edel*). In dieser letzten Stelle verbindet sich *nütze* mit einer weiteren Charakterisierung der Kunst, die kurz vorher zweimal gedoppelt auftritt (102 *edeliu kunst und edeler sin*; 111 *edele doene und edeliu wort*) und 164 (*edelkeit*) noch einmal wiederkehrt. Als knappstes tritt hinzu die Wiederholung von *süeze* in Zeile 156 und 159.

Eine eigene Zone thematischer Wiederholung ist dann Zeile 38 bis 61, wo der Vergleich der Dichtung mit Blüte und Frucht erscheint, und diese beiden Begriffe thematisch durchgeführt werden (43 *früh-tic*); 46 (*blüete*); 48 (*blüete, frucht*); 50 (*bluot*); 52 (*frühte*); 54 (*des maien bluot*); 60 (*frucht*); 61 (*getihtes blüete*). In all diesen Fällen bei Haupt- wie Nebenthemen kann man kein Streben nach den Klangeffekten Gottfriedscher Manier wahrnehmen; nicht einmal den in dieser Richtung am weitesten gehenden Versuch, den Blüte-Fruchtvergleich, möchte ich zu Gottfrieds Stilkünsten in allzu enge Parallele setzen.

Diese Stileigenheit Konrads von Würzburg, die hiermit kurz charakterisiert ist, bildet nun das eigentliche Vorbild für Heinrich von Hesler. Gehen wir von der Apokalypse aus, so bietet ja diese Dichtung mit ihren theologischen Darlegungen für die thematische Durchführung eines Grundgedankens allenthalben reichlich Gelegenheit. Sie gliedert sich ganz von selbst in eine Folge von Abschnitten mäßigen Umfanges, in denen ein einheitlicher Grundgedanke beherrschend im Vordergrund steht. Wie ein solcher Abschnitt stilistisch aussieht, mag ein Beispiel wie Ap. 485 ff. lehren.

485/510 *Got, der vor weiz alle dinc,
Her wuste wol den gerinc
Da mite wir hute ringen
Vor allen geschafnen dingen,
Und sazte doch des todes ris
In daz lebende paradis,*

*Dar nicht t o d e s mac gewesen.
 „Wie mocht Adam do genesen
 Da der strik im waz gestalt,
 Her entete sich gevalt?“
 Nicht daz Got vinder were
 Der grozen herzeswere,
 Daz Got den t o t irdachte;
 Adam in im selber brachte!
 Zu stunt als her iz gebot zu brach,
 So waz der t o t da, der iz rach,
 Noch dem Gotes urteil sich gezoch,
 Wen er den ewigen l i p vloch.
 Wen im Got vor daz riz vorbot
 In dem vorborgen lac der t o t
 Do muste dem geschichte
 Got volgen mit gerichte;
 Wen her im vor vrie kure gab,
 Do von waz sin der urhab
 Des t o d e s — nicht der gotheit.
 Mit dem si daz hin geleit.*

Das Thema des Abschnittes, der Eintritt des Todes in die Welt, wird durch die Wiederholung des Wortes *tot* durchgeführt, wogegen man zweifeln darf, ob die hier wie anderswo häufige Wiederholung des Wortes *got* eine bewußte Themendoppelung ist. Mit dem Wort *urhab* wird dann übrigens das Thema des folgenden Abschnittes angeschlagen, der auf das Wort *beginnen* eingestellt ist.

Die weiteren, aus Heinrich von Hesler hier analysierten Textstellen können nicht mehr im ganzen Wortlaut abgedruckt werden. Ich kann im folgenden nur die Leitworte herausheben und auf ihre Durchführung verweisen. Den stilistischen Gesamteindruck und die bewußte Stilbildung, die nicht von der mechanischen Häufigkeit des Leitwortes allein abhängen, kann freilich nur die Lektüre selbst vermitteln.

In derselben Art, wie in dem obigen Abschnitt, zeigt die Apokalypse oft von Abschnitt zu Abschnitt wechselnde Themen. Wenn ich die einleitenden Verse beiseite lasse, so zeigt der Anfang der Apokalypse folgendes Bild:

233/309 Thema: Wie konnte Johannes Künftiges als gegenwärtig sehen?

Leitwort: *gotes tougen*.

Durchführung: 239 *sinen tougen*; 243 *gotes tougen*;
275 *gotes tougen*; 280 *sine tougen*; 296 *des tougen*.

310/346 Thema: Zweck der Offenbarung ist Belehrung der Christenheit.

Leitwort: *leren*.

Durchführung: 320 *lerer*; 326 *lerten*; 331 *larte*; 334 *leren*; 339 *lerten*.

Nebenthema: *bekeren* (325; 328).

347/402 Thema: Drei Arten des Sehens.

Leitwort: *sen, gesicht*.

Durchführung: zuerst angeschlagen im Schluß des vorangehenden Abschnittes: 346 *und waz sider wirt gesen*. Dann 347 *unser gesichte der sin dri*; 349 *gesichte*; 350 *du siez*; 353 *se wir*; 355 *gesicht*; 359 *sach*; 361 *ensach*; 362 *gesicht*; 366 *sach*; 368 *angesicht*; 382 *sach*; 385 *ich se*; 387 *man siet*; 391 *sach*; 396 *sach*; 401 *sach*.

403/438 Thema: Gott als Engel bezeichnet, weil er ein Geheimnis verkündigt.

Leitwort: *engil*.

Durchführung: Zuerst angeschlagen im Schluß des vorangehenden Abschnittes 401 *den her in engil wis sach*; dann 403; 409; 411; 419; 421.

439/484 ohne Leitwort.

485/510 siehe oben.

Leitwort: *tot*.

511/534 Thema: Gott ist ohne Anfang, alle Schöpfung hat Anfang.

Leitwort: *begin*.

Durchführung: 512 *begin*; 515 *begin, begunde*; 518 *begin*; Vorwegnahme in 508 *dovon waz sin der urhab*, so daß 518 *irhube* hier mit einbezogen werden muß. Das Thema setzt sich in dem nächsten, im übrigen unthematischen Abschnitt fort: 535 *begunnen*; 538 *sich hub der urhab*; 542 *vor dem ersten beginne*.

683/702 Thema: Der Sohnescharakter Christi.

Leitwort: *gebern*.

- Durchführung: 686 *geborn*; 690 *gebar*; 693 *geborn*; 697 *gebar*; 700 *gebar*.
- 775/802 Thema: Notwendigkeit der dunklen Rede in der Apokalypse.
Leitwort: *sin*, verbunden mit dem zweiten charakterisierenden Leitwort *tief*.
Durchführung: 777 *sin*; 788 *tieferen sin*; 789 *tiefer reichert in der sin*; 791 *den sin*; 793/795 *von tiefen gesprochen glosin der meister, die gnuk ho sin gepriiset*; 798 *die sinne*.
- 869/918 Thema: Adams Schuld und Gottes richtende Strafe.
Leitwort: *recht* als Gegensatz zu dem Leitwort des nächsten Abschnittes: *gnade*, womit zugleich die Wesenszüge des Alten und des Neuen Bundes gegeben sind.
Durchführung: 875 *nach gerechtes richteres rechte*; 878 *recht richten*; 902 *gerichte*; 903 *gerecht*; 905 *mit rechten urteilen*; 910 *wider sinen rechten rechten*; 911 *sin recht*; 912 *sin recht entrichtet*; 919 leitet zum neuen Thema über: *diz recht zubrach die minne*.
- 919/987 Thema: Christi Sühnertätigkeit.
Leitwort: Hauptleitwort ist nicht *minne*, wie zunächst 919 und 922 erwarten läßt, sondern *gnade* mit dem zweiten Leitwort *vride*, die von dem zur Behandlung stehenden Vers der Apokalypse (Kap. 1—4) dargeboten werden. Beide werden in zeitliche Abhängigkeit zueinander gebracht, so daß als Leitformel: *gnade vor dem vride* gelten kann.
Durchführung: 925 *uf gnade*; 934/935 *entpfienc — die gnade*; 942 *gnaden*; 943/944 *unde ist daz sie mit minnen die gnade vor gewinnen*; 946 *vride nach den gnaden*; 949/951 *also wart Adam zu gnaden in Gotes hoesten graden geladen lange vor dem vride*; 958 *gnade vor dem vride*; 964/965 *des wart die gnade vorgenumen unde der vride nach getan*; 977 *vride*; 984 *her vritte*.
- 902/1013 Thema: die sieben Geister vor Gottes Thron.
Leitwort: *geist*.

Durchführung: 992 *von siben geisten*; 998 *siben geiste*;
1000 *der geist*; 1004 *der heilige geist*; 1009 *der*
arcwillige geist.

1031/1095 Thema: Christus der Erstgeborne der Toten.

Leitwort: *tot*.

Durchführung: 1042 *des todes ungevert*; 1046 *der toten*
erst geborne; 1049 *der tot*; 1053 *den tot — doln*;
1056 *mit dem selben tode*; 1059 *der erst den tot ir-*
dachte; 1062 *der toten erst geborne*; 1064 *daz tot-*
liche ummekleit; 1066 *totlich*; 1071 *nach tode*;
1078 *der toten erst geborne*; 1079 *von des todes*
banden; 1084 *des todes bant*; 1092 *quale des todes*.

1133/1182 Thema: Auslegung von Apokalypse Kap. 1, Vers 6.

Leitwort: *priester*.

Durchführung: 1133/34 *macht uns allengliche zu*
priestern; 1139 *pristerliches orden*; 1140 *priester*;
1147 *her ist priester genamet*; 1153 *die sint priester*
genamet; 1157 *ein kuniclich priestum*; 1159 *zu*
priesteren; 1161 *priester amecht*; 1164 *priester*;
1175 *der priester*.

Der ganze Charakter der stilistischen Anlage von Heslers Kommentarwerk wird damit klar geworden sein. Immerhin empfiehlt es sich, entsprechende Abschnitte aus dem Schlußteil zu analysieren, um zu zeigen, daß das Stilprinzip einheitlich das ganze Werk beherrscht.

17909/18092 Thema: Verhalten von Geist und Fleisch bei der Auferstehung.

Leitworte: *geist* und *vleisch*.

Durchführung: 17932 *der geist*; 17934 *daz vleisch*;
17942 *iren geist*; 17944 *daz vleisch*; 17947 *vor*
andern lebenden vleischen; 17950 *der geist lit mit*
dem vleische tot; 17954 *der geist sins vleisches*
wartet; 17964 *des vleisches*; 17975 *vleisch*; 17990
der geist; 17996 *der geist*; 18002 *die ersten geiste*;
18008 *alle geiste*; 18011 *also daz vleisch vleisch*
gebirt; 18012 *geist*; 18014 *der geist*; 18038/18039
den geist — daz vleisch; 18040 *der geist von sime*
geiste quam; 18044 *an sinen geist*; 18051 *deme ge-*
slachten geiste; 18053 *von sime geiste*; 18054 *daz*

vleisch; 18058 *der geist*; 18072 *allen geisten*; 18073 *daz vleisch*; 18087 *daz vleisch*.

Hinzu treten partielle Themen, die das Hauptthema auf Teilstrecken begleiten. Der Anfang des Abschnittes begründet die Möglichkeit der Auferstehung aus Gottes schöpferischer Allmacht, daher erscheint hier das

Leitwort: *schepfen*.

Durchführung: 17918 *irn schepfer*; 17920 *geschafft*; 17926 *schuf*; 17929 *geschaffen*.

Darauf folgt eine Betrachtung über die Verweslichkeit des Fleisches mit dem

Leitwort: *erde*.

Durchführung: 17934 *erde*; 17936 *zur erden*; 17937 *des erde*; 17941 *die erde*; 17944 *von der erden*; 17945 *zur erden*.

Dasselbe Leitwort erscheint von neuem 18037, wo Herkunft und Schicksal des unreinen Fleisches behandelt wird.

Durchführung: 18037 *nach der erden smacte*; 18039 *von der erden*; 18050 *von toter erden*; 18056 *in der erden schulen*; 18060 *an der erde*.

22475/22513 Thema: Vergleich des lebendigen Wassers mit weisen Männern und Lehrern.

Leitwort: *wise*, daneben auch *lere*.

Durchführung: 22478 *zu lere geleit*; 22481 *den tummen luten leren*; 22485 *der wisesten man ein*; 22486 *lere*; 22491 *brunne der wisheit*; 22493 *des wisen mannes sinnen*; 22498 *der wise man*; 22501 *brunne der wisheit*; 22508 *iz volk geleren*; 22511 *nichein wiser man*.

22971/23074 Thema: Die Tür der Freuden ist den Bösen verschlossen. Leitwort: *sunde*.

Durchführung: 22980 *ir sunde*; 22982 *der stinkenden sunden as*; 23008 *an iren sunden*; 23009 *di sunde*; 23015 *durch di sunde*; 23017 *durch di sunde*; 23021 *di sunde*; 23027 *der sunde vergift*; 23033 *sulcher sunde unvat*; 23049 *mit der sunden*; 23054 *us der sunde erze*; 23057 *us willen der snoden sunden*.

Teilthema: Vergleich der Sünde mit hündischem Verhalten.

Leitwort: *hunt*.

Durchführung: 22974 *glich den gizigen hunden*; 22976 *der hunt*; 22984 *der hunt*; 22987 *glich sin den hunden*; 22996 *des tobenden hundes zwac*.

23130/23156 Thema: Lügner sind vom Himmelreich ausgeschlossen.

Leitwort: *lügen*.

Durchführung: 23131 *den da lugene libit*; 23136 *ligen*; 23137 *ligen*; 23138 *lügen*; 23139 *lügen*; 23141 *lügenhafte tat*; 23143 *lügen*; 23144 *lügen*; 23145 *louc*; 23147 *lügen*; 23151 *lügenhaftes mundes wort*; 23153 *lügenhafter munt*.

Die formalen Eigenheiten der Wortwiederholung bei Konrad von Würzburg finden wir hier alle wieder: Leitmotivartiges Wiederklingen desselben Wortes, zuweilen Durchführung zweier sich ergänzender Leitworte, dazu Teilthemen, die für den Verlauf ihres Abschnittes oder in irgendwelcher Ergänzung des Hauptthemas auftreten und ihr eigenes Leitwort erhalten. Rein stilistisch-virtuose Wortwiederholung ist dabei fast nirgends festzustellen. Man spürt auch ohne weiteres, daß es dem geistlichen Dichter nicht allein und wohl kaum in erster Linie auf Stilwirkung ankam. Die Eindringlichkeit, mit der schon Gottfried und dann besonders Konrad auf diesem Wege den Hauptgedanken des Werkes ins Bewußtsein des Lehrers und Hörers drängten, war auch dem geistlichen Lehrer und Erklärer ein willkommenes Hilfsmittel in seiner schwierigen Aufgabe der Erläuterung der Johanneischen Visionen. So ist die ganze Erscheinung ebenso sehr stilistisch wie paränetisch zu bewerten.

Rein stilistische Wortwiederholung begegnet bei Heinrich von Hesler daneben zwar auch zuweilen, aber dann selten mit dem Geist und dem Schwung Gottfriedscher Formgebung. Doch lassen die Einleitungszeilen etwas von Gottfriedscher Schulung spüren. Ein paar weitere Beispiele sind:

182/183 *Die nu lidet unde do leit*

Leit mit manigen sweren

260/261 *Und sin nicht irkennen*

Noch recht irkennen wollen.

270 *Gevestent mit hantvesten.*

312 *Den du, wisheit, kumftic wistes*

313 *Er Got irhube daz urhab.*

Die gleichen Eigenheiten treten in den dürttigen Fragmenten des Gedichtes von der Erlösung hervor. Zum Beispiel:

S. 112, Zeile 39/85. Thema: Heinrich nennt sich und seine Aufgabe.

Leitwort: *sin*.

Durchführung: 40 *daz ist der sin*; 50 *wie ich den sin bewende*; 68 *sin selbes sin*; 69 *sin*; 74 *der icht sinne habe*; 75 *der sūhe sinnes sūch*; 76 *unde setze den sin an dit bûch*.

S. 114, 35/73. Thema: Gottes Verhältnis zu Adams Schuld.

Leitwort: *recht*, mit *rechen* vermischt.

Durchführung: 44 *vnrechte tût*; 46 *gerechin*; 51 *got inplegge rechtes nicht*; 56 *gerochin*; 59 *gerechin mochte*; 61 *nach ir beider rechte*; 63 *rechte gerichtet*.

S. 115, 100/120. Thema: Gottes Nachsicht gegen Adam.

Leitwort: *irbarmen*.

Durchführung: 104 *des irbarmete sich got*; 110 *des irbarmete sich der gûte*; 116 *vnerbarmich*; 117 *Got ist irbarmich*.

Dieselbe Eigenart wie diese beiden, unter Heinrichs von Hesler Namen ausdrücklich überlieferten Dichtungen hat nun das Nikodemusevangelium, das allgemein Heinrich zugeschrieben wurde, bis es ihm Schumann auf Grund inhaltlicher Kriterien absprechen wollte⁵⁾. Die Stilfrage liegt hier nur insofern anders als bei der Apokalypse, als hier nicht wie in dieser geistlich-gelehrte Betrachtung, sondern epische Erzählung den Hauptinhalt bildet, der nur von geistlichen Exkursen durchflochten ist. Es steht damit der weltlichen Epik stilistisch näher und zeigt darum auch dieselbe Eigenheit wie die Epik Konrads; der eigentliche Text ist frei von auffälligen Wortwiederholungen, der geistliche Exkurs dagegen, der Konrads theoretischen Betrachtungen entspricht, zeigt thematische Behandlung.

Namentlich ist auch im Nikodemusev. der Prolog ganz stark nach dieser Richtung hin durchgestaltet. Er behandelt die Vorbedingungen des Erlösungswerkes, den Fall Adams und die Frage nach dem Maß der Schuld sowie dem Verhältnis Gottes dazu insbesondere. Diese Frage, die auch in der Apokalypse wieder und wieder auftaucht, führt zu dem Hauptleitwort: *val*.

5) C. Schumann, Über die Quellen der Apokalypse Heinrichs von Hesler. Diss. Gießen 1912.

Sehen wir von den Eingangszeilen ab, so ergibt sich folgende

Durchführung: 21 *den val*; 24 *den val*; 25 *einen velligen last*; 29 *unvellic*; 42 *daz sie niht envallen*; 46 *daz sie niht envellet*; 94 *gotes velliger hantgetat*; 138 *von velliclicher art*; 158 *uz gevallen*; 223 *von velliger art*; 225 *unvellic*; 231 *von velliger art*; 253 *von rate gevallen*; 257 *unvellic*; 261 *an sinem valle schuldic*; 270 *viel*; 271 *vellic*; 275 *sich selben valde*; 277 *vellic worde*.

Daneben laufen bei der Länge des Stückes eine ganze Reihe von Teilthemen.

Thema: Gottes Schöpfung.

Leitwort: *schepfen*.

Durchführung: Zuerst angeschlagen in den Einleitungszeilen 1/2 *got* — *geschuf*; 4 *got geschuf*; dann 30 *got unse schephere*; 53 *alles des got geschaffen hat*; 55 *gotes gescheffede*; 60/61 *ewig geschäft in gotlicher stete*. Dann verschwindet das Schöpfungsthema, um 208/269 wiederzukehren. 208 *got, der sie hat geschäft ze schepphen uber alle dinc*; 224 *geschaffen*; 232 *geschaffen*; 241 *der geschuf alle dinc ensamt*; 244 *so hat iedoch geschaffen got alle dinc*; 258 *ein schephere*.

Als Begleitthema zu dem Hauptthema tritt die moralische Wendung *schult* hinzu. Es tritt erst ziemlich spät 103/104 auf.

Durchführung: 103/104 *daz er der milde began an dem schuldigen man*; 109 *die schult*; 113 *sin schult*; 129 *schulde von unsen schulden*; 149 *unser schulde (?) losunge*. Dann erst wieder 260 *schulde suchte*; 261 *an sinem valle schuldic*; 296 *schult*. In Hs. G tritt 134 noch hinzu: *Daz was ein al ze saelde schulde, di got an sine schulde nam*.

Teilthema: Der Tod ist der Sünde Sold,

Leitwort: *tot*.

Durchführung: Angeschlagen wird es zuerst in der Einleitung 8 und 13 *da er tot inne lac*. Aufgenommen wird es erst wieder von 119 an, z. T. in Kontrastierung mit *leben*. 122 *beide leben unde tot*;

124/126 *den tot — daz leben*; 133/136 *den tot — daz leben*; 166 *den tot wold er kiesen, daz er den tot getotte*; 177 *in des todes senken*; 189 *an den lebendigen buchen*; 193 *in den ewigen tot*.

Mit diesen Leitworten: Schöpfung, Fall, Schuld, Tod, zu denen wenigstens an ein paar Stellen zweifellos bewußte Häufung von „got“ tritt, ist die ganze Einleitung des Weltheilsplanes, die Vorbedingung und Vorbereitung der Erlösungstat Christi, umfaßt. Diesem alttestamentlichen Geschehen stellt dann die Dichtung selbst das Erlösungswerk, das neutestamentliche Geschehen, gegenüber mit starkem Interesse für die Höllenfahrt Christi, die am direktesten die Folgen des Paradiesfalles wieder aufhebt. Der Prolog diskutiert also nicht, wie normalerweise bei Konrad von Würzburg, den Leitgedanken des Gedichtes selbst, sondern er gibt als kontrastierende Einleitung die Vorgeschichte des eigentlichen Werkes.

Neben den großen Themen erscheinen noch eine Reihe beschränkter Nebenthemen, etwa:

rat: 93 *und riet unwizzende den rat*; 95 *in sinem rate*;
108 *mit vorbedahtem rate*.

geist: 170 *den geist abe nam*; 172 *des geistes brame*;
175 *gotis geist*.

nature: 198; 204; 205.

Endlich treten recht reichlich einfache Wortwiederholungen auf.

78 *vorgaz er sich, der nie vorgaz*

80/81 *wend Adam an der selben stete*
noch stet, als iz got sazte.

84/86 *do nam er von der erden*
Adam, ein vleischin art;
die art ein strich geleget wart

149/151 *unser schulde losunge*.

Der in da zu twunge
daz er uns hie erlostete

194/195 *Set da liden sie die not*
und alles leides genuht.

Aber auch solche Wortwiederholungen wecken selten den Eindruck virtuosen Wortspiels. Sie bleiben in der Regel in der Sphäre der Eindringlichkeit, in demselben Gebiet der Zweckmäßigkeit also, in das auch die großen Leitworte gehören. Nur an zwei Stellen spüre ich wirkliche Wortspielkunst Gottfriedscher Schulung. Das sind ein-

mal die schon oben S. 127 f. zitierten Eingangszeilen, andererseits 124/133 ⁶⁾).

*den tot truc sines obzes smac
und des menschen ubermut,
daz leben brahte Cristes blut,
do er die martir d o l d e.
An dem rise er i r d o l d e
s c h u l d e von unsen s c h u l d e n ,
daz er uns wider zu h u l d e n
sinem vater g e h u l d e ;
mit g e d u l d e er d u l d e
den tot mit guter g e d u l d e.
Daz was ein al ze saelde s c h u l d e
di got an sine s c h u l d e nam.*

Der Prolog des Nikodemusevangeliums erweist sich also als ein sehr bewußtes Kunstwerk, das mit den gleichen Mitteln wie die Apokalypse, doch mit größerer Häufung und feinerer Ausnützung der Möglichkeiten dem einheitlichen Endzweck vertiefter Wirkung zustrebt. Wie die Apokalypse läßt er ein ernstes und erfolgreiches, wenn auch epigonenhaftes Kunstwollen und Stilstreben erkennen, das die von dem großen Vorbild, Konrad von Würzburg, erarbeiteten Formen mit Selbständigkeit und Geschmack zu benutzen weiß.

Die Betrachtung der übrigen Teile des Werkes bestätigt den gewonnenen Eindruck. Nach einem Gebet, das zunächst noch Wortwiederholung (307 *wisheite*, 309 *wise*, 310 *wise*) und sogar Wortspiele (315/318; 329/331) zeigt, beginnt die eigentliche Erzählung in einem so anderen, glatten und schmucklosen Stil, daß man zunächst versucht wäre, an zwei verschiedene Dichter zu glauben. Wortwiederholung wird ganz selten — gegen Ende zu wird sie auch im erzählenden Text häufiger —, und sie bestimmt niemals das stilistische Bild.

Sobald aber wieder Erörterung die Erzählung unterbricht, kehrt die Stilform des Prologs wieder. Dies geschieht zuerst 533/556 mit dem Thema: Die zwei Schwerter.

Leitwort: *swert*, mit dem Hilfsleitwort: *reht*.

Durchführung: 533 *zwei swert*; 537 *daz swert tragen*;
545 *ein swert*; 546 *daz swert*; 550 *daz geistliche
swert*; 553 *daz swert*; 535 *zwei gerihte*; 539 *weder
dem rehten*; 540 *in sime rihte*.

6) Das Wortspiel 167: *daz er den tot getotte* ist traditionell.

1302/1316 Thema: Anklage der Juden, daß Jesus sich König nennt.
Leitwort: *konic*.

Durchführung: 1306; 1308; 1313; 1316.

1670/1696 Thema: Das Verhältnis der beiden Naturen Christi zum Tode.

Leitworte: *mensch* und *got*.

Durchführung: Angeschlagen ist das Thema schon 1659 *die menschliche brode* und 1665 *der menscheit zu rachen*. Dann: 1670 *der gotheite flamme*; 1674 *daz vleisch der broden menscheit, daz die gotheit bedacte*; 1678 *got*; 1684/1685 *die gotheit — die menscheit*; 1686/1687 *die gotheit gotlichen warb, die menscheit menschliche*; 1688 *got*; 1691 *an sine gotlichen namen*.

Dazu tritt Wortwiederholung

1682/1683 *Alsus wart rat mit rate
und list mit listen gar zuvert*.

1708/1748 Thema: Sieg der Erlösung am Kreuz.

Leitworte: *holz* und *sige*.

Durchführung: 1717 *an dem holze sigevaht*; 1719 *an dem holze worde sigelos*; 1722 *den sige an deme holze*; 1727 *an dem holze*; 1728 *sus wart der sige ubersiget*.

Dann geht die Vorstellung „Kampf“ in den Vordergrund:

1729/1732 *der kempfe ubervohten
sine wafen niht entohten;
ein starker kempfe der was komen,
sine wafen worden ime benomen*.

Der zweite Teil des Abschnittes geht zur menschlichen Seite des Erlösungswerkes über mit dem

Leitwort: *schult*.

Durchführung: 1741 *schuldic*; 1744 *den schuldigen kneht*; 1745 *den unschuldigen son*.

Auch diese Stelle zeigt die gleiche, wechselvolle und gewandte Art wie der Prolog an einem instruktiven Beispiel. Ich begnüge mich mit den bis hierher durchgeführten eingehenden Analysen und gebe nur noch einen raschen Überblick über die thematisch behandelten Partien in dem restlichen Stück.

1924/1997 Thema: Auslegung von „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“.

Leitworte: *tot; vleisch; schult*.

2074/2165 Thema: Christi Verhältnis zum Tode.

Leitworte: *mensch, got*. Vgl. oben 1670/1696.

2304/2319 Thema: Joseph von Arimathia verurteilt das Verhalten der Juden.

Leitwort: *rechen*.

2859/2877 Thema: Jesaias' Verkündigung vom Licht für die Völker.

Leitwort: *schinen*.

3328/3463 Thema: Verhandlungen zwischen Christus und Satan.

Leitworte: eine ganze Reihe dem Dialog angepaßte kurzfristige Leitworte.

4009/4193 Thema: Bericht über Jesus vor Vespasian.

Leitworte: Hauptleitwort: *tot*. Daneben eine ganze Reihe von Teilleitworten, die entsprechend dem rekapitulierenden Charakter des Abschnittes aus früheren Stellen wiederkehren: *schult, mensch, sele, verboten, vleisch*.

5279/5392 Thema: Abschluß.

Leitworte: Hauptleitwort: *got*. Daneben zahlreiche aus dem Werk neubelebte Teilthemen; sowie Wortwiederholungen, die nicht dem Schmuck, sondern der Intensivierung gelten.

Die Stileigenart des Nikodemus-Evangeliums ist damit genügend klargelegt. Es wird in unmittelbare Nähe der Apokalypse gestellt, deren von Konrad von Würzburg beeinflusste Stilform hier in allen Variationen wiederkehrt, nur weniger gleichmäßig über das ganze Werk verteilt, sondern an wenigen Stellen konzentriert, eine Folge des epischen Stoffes und eine Parallele zu Konrads Technik. Auch sind die Stilmittel reicher und wechselvoller verwendet als in der Apokalypse. Namentlich die Schlußpartien sind Beispiele größerer Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit an einen wechselnden Gedankenbau. Neben der thematischen Durchführung nimmt auch die eindringliche Wortwiederholung einen größeren Raum ein als in der Apokalypse, und Gottfriedsche Stilvirtuosität klingt hier und da herein. In der Vorliebe für die Wortwiederholung scheint sich das Nikodemus-Evangelium enger mit den Fragmenten des Erlösungsgedichtes als mit der Apokalypse zu berühren; wir sahen oben

Seite 127, wie häufig in den kleinen Fragmenten dies Stilmittel verwendet wird.

Der Stilzusammenhang zwischen den unter Heinrichs Namen überlieferten Werken und dem Nikodemus-Evangelium fällt neben dem von Amersbach ⁷⁾ und Helm ⁸⁾ herausgearbeiteten sprachlichen Zusammenhang ganz bedeutend für Heinrich von Hesler als Verfasser des Nikodemus-Evangeliums ins Gewicht. Um dies voll zu würdigen, muß noch gezeigt werden, wie sich Heinrichs Stilgebung aus der umgebenden geistlichen Literatur heraushebt.

Seit den Werken Konrads von Heimesfurt kennen wir den höfischen Einschlag in der geistlichen Dichtung. Speziell die Gottfriedsche Klangspielerei begegnet uns bei ihm zuerst.

*Ein j e g e r a n e g e j ä g e d e s l i s t ,
Der doch an j a g e n n e s t r i t e c i s t*

beginnt seine Himmelfahrt Mariae. Vgl. ebenda 920 *da wünne bernde wünne birt*; ferner 159 ff.; 217 ff. u. ö.

Einige weitere Stellen entsprechender Wortspielerei aus geistlicher Dichtung hat John Meier ⁹⁾ in seiner Ausgabe der Jolande von Vianden S. 74 in der Anmerkung zu Vers 5: *der sūzer sūze sūzecheit* zusammengebracht. Das Gedicht selbst, dessen stilistische Fertigkeit und Schulung an der höfischen, insbesondere der Gottfriedschen Kunst der Herausgeber meinem Empfinden nach bedeutend unterschätzt (Einl. S. LXXX ff.), gibt auch sonst noch Beispiele Gottfriedscher Wortspielerei, so etwa 36/48 *lov*; 75/84 *sūz*; ganz besonders 5924/5944 *wiv* in Anlehnung an Walthers Strophe 48, 38. Hier ist nicht thematische Durchführung, sondern stilistischer Schmuck die Absicht.

An manierierter Wortwiederholung in einer mißverstandenen epigonenhaften Überbietung des Meisters Gottfried leistet Bedeutendes auch Hugo von Langenstein in seiner Martina ¹⁰⁾. Ein paar derartige Stellen sind: S. 9, 15/20 *leben*; S. 120, 28/51, wo 18 Zeilen hinterein-

7) Karl Amersbach, Über die Identität des Verfassers des gereimten Evangeliums Nicodemi mit Heinrich Hesler. Programm Konstanz 1883 und 1884.

8) Karl Helm, Untersuchungen über Heinrich Heslers Evangelium Nicodemi, Beitr. 24, S. 85/187; und Einleitung zur Ausgabe des Evangelium Nicodemi.

9) John Meier, Bruder Hermanns Leben der Gräfin Jolande von Vianden. Germ. Abh. Bd. 7. Breslau 1889.

10) Herausgegeben von A. von Keller. Stuttgarter Lit. Verein Bd. 38. 1856.

ander mit *da froude* . . . beginnen; S. 194 Zeile 84/111; S. 223 Z. 71 bis S. 225 Z. 9 *minne* 33 mal in 50 Zeilen. Mit der Martina nähern wir uns der literarischen Sphäre des deutschen Ordens. Für das Passional hat Ernst Tiedemann¹¹⁾ auf Wortspielereien im Sinne Gottfriedscher Kunst verwiesen, die freilich neben Hugo von Langenstein bescheiden wirken.

Diese ganze Linie geistlich-höfischer Kunstübung geht an Heinrich von Hesler vorbei oder berührt ihn nur schwach. Umgekehrt zeigen die genannten Werke kaum Spuren der typisch Heslerschen Stilform. Für sie habe ich nur in der unmittelbaren Nachbarschaft, in den zeitlich und kulturell nahestehenden Dichtungen des Passional und des Väterbuches Parallelen gefunden, wenn auch nicht in der ausgeprägten und beherrschenden Art wie in Heinrichs von Hesler Werken. Immerhin haben hier die Einleitungen und Epiloge der eigentlich erzählenden Teile zuweilen deutlich thematischen Aufbau. Am auffälligsten ist das in der Einleitung zum dritten Buch des Passional (Köpke S. 1, Z. 1 bis S. 4, Z. 85), wo das Leitwort *vliezen* zuerst 1, 7 *uz der hohen maiestas gevlozen ist* angeschlagen und 1, 14 *uzvloz* aufgenommen wird. Nach einer Pause taucht es 2, 25 *sintvlut* wieder auf und geht 2, 35 in der *vlut*; 2, 38 *vloz* weiter. Nach abermals längerer Pause, in die nur 2, 87 *milde vlut* fällt, tritt es mit 3, 69 *vlozetes* voll hervor und wird nun 3, 73 in den *vluz*; 3, 75 *vloz*; 3, 78 *die vlut*; 3, 90 *der vliez*; 3, 93 *gevlozen*; 3, 95 *mit siner vlut*; 4, 6 *iren vluz*; 4, 14 *vliezen*; 4, 31 *widervluzzen*; 4, 35 *vlozen*; 4, 43 *ir vluz*; 4, 46 *vor deme vluzze*; 4, 48 *ir vluz*; 4, 58 *mit vluzze* reichlich fortgeführt. Als Nebenthema erscheint *lob* 1, 10; 15; 27; 45.

Eine weitere Stelle bei Köpke mit mehreren Themenworten ist Abschnitt 60 von allen Seelen. Hier wird über die Lage der Verstorbenen im Fegefeuer von 2, 47 bis 3, 67 gehandelt mit den Leitworten *sunde*, *buze*, *ruwe* und *luter*.

Im ersten und zweiten Buch des Passional (Ausgabe von Hahn) scheint mir der Abschnitt von Christi Taufe eine thematische Durchführung von *touf* (56, 45; 48; 52; 57) zu bieten.

Die Ermahnungen, die der Dichter S. 66 an Christi Leiden knüpft, sind auf das Leitwort *leit* gestellt (S. 66, 47; 78; 81; 83; 84).

Die Vorrede zu Sankt Maria Magdalena (Hahn S. 367, 35/83) zeigt als Leitwort *sunde* (367, 47; 50; 53; 58; 73; 77).

11) Ernst Tiedemann, Passional und Legenda aurea, Palaestra no. 87, insbesondere S. 120. Vollständigkeit der Belege ist dort nicht angestrebt.

Die Einleitung des Väterbuches hat als Hauptleitwort *minne*. Es erscheint Zeile 9; 17; 21; 27; 36; 38; 40; 44; 51; 56; 68; 89. Daneben ist diese Einleitung mit Wortwiederholungen recht reichlich geschmückt.

So dürfte sich noch manches in den umfänglichen und von mir nicht systematisch durchgearbeiteten Werken finden. Diese Dichtungen und Heinrichs von Hesler Werke bilden damit nicht nur zeitlich und kulturgeschichtlich eine geschlossene Gruppe, sondern treten auch stilgeschichtlich näher zusammen. Auch innerhalb der Ordensliteratur grenzen sie sich damit als enger zusammengehörig ab. Die übrige, ungefähr gleichzeitige Ordensdichtung, die man am bequemsten in dem Aufsatz von Helm: Die Literatur des deutschen Ordens im Mittelalter, Z. f. dt. Unterr. Bd. 30, S. 289 ff.; 363 ff.; 430 ff. übersieht, weist dieses Stilmerkmal nicht auf. Es fehlt sowohl in der vorangehenden¹²⁾ wie in der folgenden Generation der Ordensdichtung. Auch ihre bedeutendsten Vertreter, Tilo von Kulm und Nikolaus von Jeroschin, haben es sich nicht zu eigen gemacht.

Indessen wird das stilistische Band zwischen jenen Werken und Heinrich von Hesler damit keinesfalls so eng, daß man nicht zwei verschiedene Persönlichkeiten ohne weiteres scheiden könnte. Dagegen ist der Stilzusammenhang zwischen den authentischen Werken Heinrichs von Hesler und dem Nikodemus-Evangelium so klar und eindeutig, daß an der Identität des Verfassers kein Zweifel mehr erlaubt scheint.

In seiner verdienstlichen Quellenuntersuchung zur Apokalypse Heinrichs von Hesler hat Schumann¹³⁾ von inhaltlichen und gedanklichen Kriterien aus versucht, das Nikodemus-Evangelium dem Dichter abzusprechen. Wie mir scheint, hat er das Gewicht der wenigen wirklichen Abweichungen zwischen Apokalypse und Nikodemus-Evangelium überschätzt und nicht genügend die starke Übereinstimmung der Interessenrichtung auf bestimmte Probleme empfunden, die auch ein inhaltliches Band darstellt. Ich denke dabei in erster Linie an die beunruhigende Frage des Sündenfalles und des Verhältnisses von Gottes vorbedachter, schöpferischer Allmacht zu

12) Zur vorangehenden Generation gehört nach Ansicht ihres Herausgebers Palgen auch die md. Judith, für die er gegen den Versuch von Helm, Beitr. 43, 163/168, sie erst ins Jahr 1304 zu verlegen, an der Datierung von 1254 festhält.

13) Curt Schumann, Über die Quellen der Apokalypse Heinrichs von Hesler. Diss. Gießen 1912.

diesem Ereignis, ein Problem, das sowohl im Anfang der Apokalypse wie im Prolog des Nikodemus-Evangeliums wie auch in etwas anderer Wendung in dem Erlösungsgedicht wiederkehrt. Schumann hat zwei Punkte herausgestellt, in denen sich entscheidende Differenzen ergeben sollen. Das ist einmal die Einstellung zur Beichte und dann insbesondere das Verhalten des Verfassers zur Judenfrage, in der die Apokalypse Toleranz zeigt, das Nikodemus-Evangelium hingegen in seinem langen Schlußexkurs schärfste Feindseligkeit bekundet.

Die Beobachtung ist sicherlich nicht ohne Berechtigung. Indessen läßt sich gerade von ihr aus der Erweis auch inhaltlicher Identität der Verfasser führen. Denn auch die von Schumann nicht berücksichtigten Fragmente des Erlösungsgedichtes, in denen sich Heinrich von Hesler selbst als Verfasser nennt, zeigen die scharf anti-jüdische Einstellung a. a. O. Seite 112, 77 bis 113, 35.

*ob er iſt ſpehes unde
von der magede kinde
gegen den vbenl wichten
die gottes recht unrichten
vnde irre an rechten weggen ghen
an den gelouben nine sten
ich meine die iuden vnde ir kint
die an gote versteinet sint
vnde ſich der warheite ſchamen.*

Dieser Passus zeigt gerade in seiner eigentümlichen Ausdrucksweise so schlagende Übereinstimmung mit einer Stelle des Judenexkurses des Nikodemus-Evangeliums, daß an einem Zusammenhang nicht gezweifelt werden kann. Man vergleiche 5021/27:

*Allez daz dem gemeinet,
daz iſt an gote vorsteinet,
und gotes reht unrihtet
und wider gote vihtet
und gotes niht enruchet,
daz iſt vor gote vorvluchet
und ewiclich vorwazen.*

Es wird also dabei bleiben müssen, daß Heinrich von Hesler der Verfasser des Nikodemus-Evangeliums ist. Die Einstellung zur Judenfrage fügt das Evangelium Nicodemi und das Gedicht von der Erlösung zu einer engeren Gruppe zusammen, wofür auch schon stilistische Gründe sprachen (vgl. oben S. 143). Die Stelle des Fragments scheint mir nur als Zitat aus dem eingehenden Judenexkurs des

Nikodemus-Evangeliums auffaßbar. Die Chronologie dieser beiden Werke läge somit fest. Ob die Apokalypse älter oder jünger ist als die beiden judenfeindlichen Dichtungen, möchte ich hier nicht entscheiden. Stilistisch scheint mir das Evangelium Nicodemi das reifere und selbständigere Werk, und ich wäre aus diesem Grunde geneigt, die Apokalypse mit ihrem weniger entwickelten Stil und ihren mehr offiziell kirchlichen Anschauungen an den Anfang von Heinrichs poetischer Wirksamkeit zu setzen, das stilistisch reichere und gedanklich eigenere Werk dagegen dem reiferen Manne zuzuschreiben. Indessen kann die Frage der Chronologie vom Stil aus allein nicht entschieden werden. Die Einordnung der Erlösung wird willkommen sein; im übrigen wird Karl Helm, der die Apokalypse hinter das Evangelium Nicodemi geordnet hat, als der eingehendste Kenner Heinrichs von Hesler hier das letzte Wort zu sprechen haben.

Der Pfaffe Amis des Strickers.

Von

Gustav Rosenhagen.

Wie die hohe Minne, nachdem sie in der Lyrik Reinmars ihre höchste und reinste poetische Form gefunden hatte, den selbstgewachsenen Talenten unter seinen Nachfolgern fremd und fremder wurde, wie diese von Zweifel und Widerspruch aus zu neuen Formen von entgegengesetzter Gesinnung, von anderem gegenständlichen Inhalt übergingen, so folgte auch auf die Darstellung der ritterlichen Ethik im Epos eine erzählende Dichtung, die Natur und Wirklichkeit suchend nach ihrer Weise 'auf die Dörfer ging'. Den Schritt tat zuerst der Stricker, der seinen nicht viel älteren Zeitgenossen Neidhart persönlich gekannt haben kann, da er mit ihm zur selben Zeit in Österreich gelebt hat, so auch den Tannhäuser. Dem Schöpfer der 'höfischen Dorfpoesie' ist er auch darin vergleichbar, daß er das künstlerische Erbe der höfisch gesinnten Vorgänger und Meister, den ausgebildeten, gepflegten Stil der Reimpaardichtung, sich zu eigen machte und mit bewußter Zucht anwendete. Die höfische Epik steht überall hinter seinen Erzählungen aus der Sphäre des Lebens der einfachen Menschen; sie ist etwas wie eine halblaute Begleitung, die der Leser hinzuhören muß. Das sprechendste Gegenbild des Ritterromans ist der Pfaffe Amis, dessen Anlage als anreihende Folge einzelner Erlebnisse einer einzigen Person jenem nicht nur abgesehen ist, sondern, wie es doch scheint, gradezu auf ihn hinweisen soll: das gehört auch zum Humor der Sache.

Man darf also fragen, ob oder wie weit die Zusammenfügung der Schwänke im Pfaffen Amis, die als einzelne ja dem allgemeinen Schätze der weltwandernden Motive entnommen sind, vom Stricker herrührt, oder ob wie bei den Meistern des höfischen Romans nicht schon irgendeine einheitliche Vorlage in Betracht zu ziehen ist. In diesem Falle würden uns die persönliche Art des Strickers und ihre Bildungsgrundlagen in deutlicherem Lichte erscheinen als bisher, wo zwar die Umrisse einigermaßen klar sind, aber für ausfüllende Schat-

tierung und Nachzeichnen einzelner Züge Raum genug da ist. Und ich sollte meinen, eine solche Untersuchung wird auch auf das Interesse des Gelehrten rechnen können, dem diese Festschrift gewidmet ist. Hat er uns doch durch seine Arbeit die Wege gewiesen, in die geistige Verfassung, in die Grundlagen der 'Bildung' — das Wort in seinem guten Goetheschen Sinne genommen — unserer mhd. Dichter einzudringen.

Freilich ist der grade Weg beim Amis verschlossen. Hier gibt es nichts zu vergleichen: nur das Werk selber können wir befragen. Und da ergibt sich als Erstes, wohl längst bemerkt, aber, so weit ich sehe, noch nicht genügend festgehalten, ein Gegensatz unter den drei Gruppen, zu denen sich die von dem Pfaffen Amis verübten Streiche ordnen, und eine Sonderstellung der letzten. Die erste, in welcher er seinen Bischof abfertigt, erscheint als eine Art von Vorgeschichte, in welcher wir die Fähigkeiten des Helden kennen lernen. Der Zusammenhang zum Folgenden ist locker, aber er ist da: weil der Pfaffe einen solchen Aufwand treibt, wie er ihm nach der Meinung seiner Vorgesetzten nicht zukommt, darum stellt ihn dieser auf die Probe. Und weil er für diesen Aufwand Geld braucht, muß er darauf sinnen, wie er dazu kommt. Das ist der Zweck der nun folgenden zweiten Reihe von neun Streichen. Sie werden berichtet als Erlebnisse auf einer zusammenhängenden Fahrt. Meist wird ausdrücklich gesagt, daß er sich von einem Schauplatz zum andern begibt („Knopp begibt sich weiter fort nun an einen andern Ort“). Zwei der Geschichten nehmen auch inhaltlich aufeinander Bezug, die vom Hahn und die vom brennenden Tuch. Die Heimkehr wird dann freilich mehr vorausgesetzt als berichtet. Aber der Abschluß ist deutlich. Mit den Worten *er was der erste man der solches amtes began (1551 f.)*, nämlich *des triegens (1547)*, weist der Stricker auf den Beginn seiner Erzählung zurück: *nû saget der Strickære wer der erste man wære der liegen unt triegen ane vienc (39 ff.)*. Das ist seine fingerdeutliche Art, einfältige Hörer auf den Zusammenhang aufmerksam zu machen, wie er sie besonders in den Beispielen und Fabeln zeigt. Von derselben Art ist dort auch die immer geschickt abgewandelte, in der Sache sich gleiche Einführung der Deutung und die zahlenmäßig einprägenden Reihen von fünf teufelischen Geistern, von sechs Teufelsscharen, von sieben himmlischen Gaben. Diese Hilfsmittel der Deutlichkeit stammen aus der Predigt, und wie dort, ist auch der Hauptzweck das äußerliche Erinnern, das Festnageln und Zusammenklammern. So wird auch hier mit dem

triegen die eigentliche Tendenz der neun Streiche nur obenhin gestreift, wie das *liep unde leit*, das am Ende des Nibelungenliedes an die Deutung von Kriemhildens Traum erinnert, den ganzen Inhalt des Epos nicht erschöpft, auch nicht erschöpfen will.

Auf diesen Abschluß folgt ein ebenso deutlicher Anfang. Es wird das Vorausgehende noch einmal als Einheit rückblickend zusammengefaßt: *dô er von Kerlingen und her ze Luteringen und alsô wider ze Engellant mit sinen listen überwant beidiu arme unde rîche* (1553 ff.), und dann fängt, nach neuer Vorbereitung, eine neue Reise an.

Die dritte Gruppe, die nun beginnt, unterscheidet sich wesentlich von der zweiten Reihe. Jede der zwei Geschichten, die von dem Maurer, den er veranlaßt, einen Bischof vorzustellen, er brauche auf alle Fragen nur *daz ist wâr* zu antworten, und die von dem Juwelenhändler, den er für verrückt erklären läßt, ist ein Stück für sich. Beide werden allerdings in derselben Weise eingefügt. Amis unternimmt eine Reise als Kaufmann, *nâch gewinne*, und zwar in der Richtung, wo für einen Binnendeutschen des 13. Jahrhunderts das ferne, reiche Land lag, nach Konstantinopel. Für die Hinreise verschafft er sich Knechte und Säumer, wie für eine Reise zu Lande, heimwärts geht es dann beide Male zu Schiffe.

Diese beiden Geschichten enthalten, bei Lichte besehen, einfache Gaunereien, die nur darum als lustige Schelmenstreiche passieren, weil sie in der Ausführung so komisch wirken. Von jedem beliebigen Schalk können sie erzählt werden, wie sie ja zu einem uralten Bestande derber Komik gehören. In jener Hauptreihe aber ist es wesentlich, daß der Schalk ein Geistlicher ist, auch in der letzten Geschichte, wo er als *gebûr* verkleidet bei dem Probstsen sich einführt. Überall tritt er sonst als Pfaffe auf. Überall weiß er den gedankenlosen Wunderglauben, die Dummheit und die moralische Schwäche der *alwæren liute* sich zunutze zu machen. Den Opfern geschieht eigentlich ganz recht, und wenn man dem *wîsen phaffen* vorhalten wollte, daß er das Ansehen seines geistlichen Amtes und die Einfalt der frommen Seelen mißbraucht, so trifft man den Sinn nicht, in welchem diese Geschichten hier auftreten und vereinigt sind. Nicht der Mann ist der Held, der, wie die Einleitung des Strickers meint, in eine bessere Welt das Trügen eingeführt hat, sondern der geistig Überlegene, der frech und unbefangen die Schwächen seiner Mitmenschen in greller Klarheit sieht und das Recht beansprucht, sie

für sich auszunutzen; es ist der *clerc*, der Held und auch der Verfasser der *Fabliaux*, wie ihn Bédier in seinem Buche über die *Fabliaux* geschildert hat. Es ist auch dieselbe Luft, welche in den besseren Teilen des Roman de Renard weht, das Klima, in welchem die 'unheilige Weltbibel' erwachsen konnte.

So drängt sich die Vermutung vor, daß der Strickerschen Erzählung eine nordfranzösische Dichtung zugrunde gelegen habe. Diese würde außer den beiden ersten Gruppen auch das Schlußstück der Geschichte enthalten haben. Denn dieses hängt wieder mit der Hauptreihe innerlich zusammen und kann, auch in der Form, die es beim Stricker hat, sich ungezwungen daran anschließen. Am Ende seiner Tage, nachdem er von seinen Reichtümern in nobelstem Stil Gebrauch gemacht hat, begibt sich der Pf. Amis in ein Graues Kloster. Aber nicht zur 'Bekehrung', wie Lambel das Stück überschrieb: er führt dort nicht etwa, wie zum 'Moniage' eines Helden gehört, ein frommes Leben, sondern er bereichert es durch die Reste seines Vermögens und seine Verwaltungskünste (*rât*) und wird für solche Verdienste, bezeichnend für ein Zisterzienserkloster, deren wirtschaftliche Leistungen bekannt sind, zum Abt gewählt. So ist ihm auch noch am Ende ein äußerer Erfolg beschieden.

Die innere Verwandtschaft der neun Streiche des Hauptteiles im Pf. A. mit der als *Fabliaux* bezeichneten Schwankliteratur der Franzosen ist unverkennbar. Ihre geistige Triebfeder ist nicht nur die Freude am Komischen an sich, sondern die Beobachtung der Schwächen und Gebrechen gewisser Klassen der Menschen, zwischen denen sie leben. Es ist Satire, aber eine lachende, eine überlegene, im Grunde nicht bösertige. Von der nun einmal nicht zu ändernden Tatsache, daß der Mensch nicht vollkommen ist, schließen sich die Verfasser, die *clerics*, selber nicht aus: sie begehren unbefangenen des Nächsten Hab, Gut, Weib und alles was sein ist. Diese Satire hat ihre Grenzen, sie beschäftigt sich vorzüglich mit bestimmten Personen, den Bauern, Bürgern, den Leutpriestern. So sind die Streiche der zweiten Reihe als einzelne *Fabliaux* wohl denkbar. Allerdings findet nur einer von ihnen ein Gegenstück in den gedruckten *Fabliaux*, die Geschichte von der Heilung der Kranken, nämlich in dem *Vilain Mire* (s. C. Zipperling, Das afr. F. der V. M., Halle 1912). Doch paßt auch St. Brandans Haupt nach Nordfrankreich (vgl. Moriz von Craon 884), und die andern Stoffe sind auch von der Art derjenigen, wie sie, Bakterien gleich, in der Luft schwirrten und

sich auf dem geeigneten Nährboden dieser Literatur niederließen. Innerhalb dieser würde allerdings die angenommene Vorlage des Strickerschen Amis in zweierlei Hinsicht eine besondere Stellung einnehmen, in der Zusammenfassung zu einer epischen Einheit und darin, daß der Held ein Priester ist, nicht ein *clerc*, ein Goliarde, ein *schuoler* oder *schriber*, wie auch in den späteren gleichgesinnten deutschen Schwänken auftreten. Man könnte darin eine kühne Satire sehen, die den menschlich sündigen Inhaber im Gegensatz zu seinem heiligen Amte darstellt. Das ist aber gar nicht die Absicht. Der Pfaffe obsiegt immer und streicht den Gewinn ein, er hat die Lacher und auch die Moral der Geschichte auf seiner Seite. Wenn jede einzelne Geschichte mit einem *clerc* als Helden sehr wohl denkbar ist, für das Ganze, was gegeben wird, ist der Priester nun einmal da. Da möchte man einen äußeren Anlaß für diese Umwandlung vermuten; es ist, als ob die Vorstellung von einem bestimmten Priester dahinter stecke, auf der einen Seite sein vornehmes Haushalten, auf der andern seine ausnehmende Geschäftsklugheit und Gerissenheit. Es scheint, als ob, wie in andern ähnlichen Fällen, vom Neidhart, Till Eulenspiegel, Kalenberger bis auf den Freiherrn von Münchhausen und gewisse Personen unserer Tage von engerer oder weiterer Berühmtheit, eine wirkliche Persönlichkeit, ein Original etwa von einem Klostergeistlichen, ein Anekdotenheld geworden sei, der die Allerweltsmotive an sich zog. Ob nun seine angeblichen Streiche schriftlich, lateinisch oder französisch, einfach aufgezeichnet wurden oder gleich in der Strickerschen Rahmung durch Vorgeschichte und Schlußstück, jedenfalls steht ein solches Buch nicht außerhalb der Literatur im Norden Frankreichs und seiner niederländischen Nachbarschaft. Im Isengrimus hat es einen vornehmeren, gelehrteren, im Roman de Renard einen schlichteren, volkstümlicheren Verwandten, der ihm in Gesinnung und Kunstart näher stehen würde. Die lockere Umlegung des Rahmens würde ebenfalls in dieselbe Nähe weisen. Und wie zu der Fabliauliteratur und auch dem Roman de Renard die höfische Literatur als Gegenbild, und darum auch Vorbild, zu gelten hat, so zeigt auch die Anreihung der einzelnen Streiche das Muster des ritterlichen Abenteuerromans. Die Fahrt des Pfaffen verläuft wie die eines irrenden Ritters: wenn das eine Abenteuer zu Ende ist, reitet er weiter und trifft das nächste. Auch der Stricker ist sich dessen wohl bewußt, und nach dem Schema *dô saz er ûf unde reit*, das ihm aus den deutschen Romanen und aus seinem Daniel so geläufig war, beginnt er die Abenteuer

seines Pfaffen: *er reit ze Kerlingen* (496), *dô reit er ze Lutringen* (808), *dô schiet er vroeliche dan* (1166), *nû reit er aber vûrbaz* (1241), *er kom dâ er einen pröbest sach* (1318).

So würde ein solches Gedicht, bei aller Besonderheit, doch in der französischen Literatur etwa des ausgehenden 12. Jahrhunderts kein fremdartiges Stück sein. Dorthin weist auch der *Schau- platz*: nicht nur die Namen Paris in *Kerlingen*, und der *herzog ze Luterin*, sondern deutlicher ihre Verwendung. Wenn wir nämlich zunächst die Kerngruppe nur ins Auge fassen, so finden wir eigentlich keinen Schauplatz. Jene beiden Angaben gehören nämlich nur zu den beiden einzelnen Geschichten und waren offenbar mit ihnen schon verbunden, als sie noch für sich alleine da waren, wie solche örtliche Einführungen in den *Fabliaux* nicht selten sind. Im Anfang kommt er in *ein lant*, dann *ze Paris*, dann zum Herzog von Lothringen, und dann geht es einfach weiter. Am Schluß wird nicht gesagt, wo er bleibt, nur *doch was er wol hinkomen* (1546). Wir haben die Vorstellung der zusammenhängenden Fahrt, aber sonst sind wir 'irgendwo'. Dies 'irgendwo' steht aber nur für einen französischen Erzähler nicht im Widerspruch zu Namen *Paris*, *Kerlingen*, *Lutringen* in der zweiten und dritten Geschichte der Reise.

Auch *Engellant*, wo der Pfaffe Amis, wie es im Anfang heißt, sein Haus hatte, steht in keiner innern Verbindung mit dem, was erzählt wird, auch nicht mit der Vorgeschichte, die sich daran anschließt: auch deren Schauplatz ist 'irgendwo'. Nur am Beginn der beiden Geschichten des Schlußteiles taucht *Engellant* wieder auf, zuerst in jenem Rückblick auf die erste 'Ausreise', welche zu der ersten Fahrt nach Griechenland überleitet, und ähnlich abschließend heißt es, daß er von dieser Fahrt *vrô unde geil hin wider heim ze Engellant* kam. Das ist des Strickers Handschrift. Er fügt damit diese Geschichten in den Rahmen des Ganzen ein und macht damit deutlich, was sein Vorerzähler gar nicht deutlich haben wollte. Eigentlich allzudeutlich, denn dem arglosen Leser kommt nach den Geschichten der ersten Ausreise diese Rückkehr nach Engand etwas überraschend. Er hat inzwischen oft genug gelacht, um die einmalige Nennung des Landesnamens vergessen zu haben.

Auf diesen folgt dann ein Stadtname, *in einer stat ze Trânis* (45), wie nach der guten Riedegger Handschrift gelesen wird. Aber in der Nachbarschaft von England drängt sich die Lesung *Tamis* auf, und die Überlieferung (*Trânis* R, *Trameys* GHK) gestattet auch, einen alten Fehler anzunehmen, wie er bei einem Namen auch in der besten

Handschrift möglich ist. Offenbar hat der Stricker, um die Einführung seines 'Helden' durch einen netten Reim abzurunden, diese Angabe dem Meister Gottfried entnommen, in Erinnerung an den *bischof von Tamise* (Trist. 15352), *der wise von Tamise* (15430), s. auch *in Lüt* (London?) *noch Tamise* (8072). Die beiden ersten Stellen stehen in dem Bericht von dem Gottesgericht mit dem glühenden Eisen, einer Darstellung, welche dem Stricker den Anstoß zu seiner Erzählung vom heißen Eisen gegeben hat.

Das ist ziemlich durchsichtig: dann aber stand die Erwähnung Englands schon in der vermuteten Vorlage. Wie ist ein französischer Verfasser darauf gekommen? Was bedeutete ihm dieser Name? War es das ihm nahe liegende Land? Eher umgekehrt: er wollte diese, doch nicht ganz unverfänglichen, Geschichten einem Priester aus einem andern, einem fernen Lande zuschieben. Einen solchen Priester durfte es im 'süßen Frankreich' nicht geben. Als ein fernes Land wird England an den zwei Stellen, die mir in der Sammlung der Fabliaux von Montaiglon und Raynaud aufgefallen sind, genannt: *lors vousist estre en Engleterre* (weit weg!) 1, 251, *mieus amasse vous à Vincestre u el fons de la Rouge Mer* 4, 32. Doch wie dem auch sei, eine weitere Bedeutung hat diese Angabe für den Inhalt der Geschichten nicht.

Ganz anders ist das in den beiden letzten Geschichten. Da weiß der Stricker von der Land- und Seereise nach Konstantinopel; die Einschiffung zur Heimreise bringt jedesmal den Umschwung der Handlung; die glückliche Heimfahrt wird berichtet. Auch im einzelnen nimmt er, gut unterrichtet, Bezug auf den Schauplatz. Der deutsche Maurer (auch Wirklichkeit? Schon damals der wandernde deutsche Handwerksmann im fernsten Morgenlande!) gibt sich dem Landsmann als 'Franken' zu erkennen, und der Pfaffe Amis rät ihm, als Bischof ein deutsches Lied zu singen, das verstünden die Griechen nicht (1691 f.).

Diese beiden Geschichten zeigen neben dem erstrebten Lokalkolorit und der geographischen Bestimmtheit auch sonst eine andere Art des Erzählens als die vorausgehenden. Der Stoff ist jedesmal auf eine breitere Entwicklung angelegt, und dem entspricht Gliederung und Durchführung: vorbereitende Vorgänge; Hauptstück: der Betrug; nach der heimlichen Abreise die Nachwirkung für das unglückliche Opfer. Die Hauptmomente ergeben mit Geschick und Lust durchgeführte Redeszenen und verleihen der Erzählung etwas Ruhendes, das von den anderen Geschichten merklich absticht, wo

meistens ein Motiv, erschöpfend zwar, aber rasch erledigt wird. So nehmen die Konstantinopolitaner Streiche fast zwei Fünftel des Ganzen ein. Jeder einzelne ist weit umfangreicher als die ausführlichsten der früheren Stücke, die Geschichte von den unlösbaren Rätseln des Bischofs im Anfang und die köstliche Geschichte von dem unsichtbaren Bilde, das zu sehen nur dem gegeben ist, der als echtes *ékint* geboren ist.

Die Geschichte mit dem Bischof scheint auch durch Zutaten des Strickers erweitert zu sein, ja er hat sich etwas verheddert. Der Bischof stellt ihm die Fragen: *wie vil des meres si, wie manec tac von Adâm unz her, welhez rehte enmitten si ûf disem ertriche, wie verre von der erde unz an den himel, wie breit der himel*. Fünf Fragen, das ist gegen allen Brauch. Und merkwürdigerweise, als der Bischof nachher darauf zurückkommt, spricht er rekapitulierend wie von einer Dreizahl: *sit ir den himel gemezzzen hât unt den wec der hin unz dar gât unt darzuo mer und erden*. Es ist freilich etwas undeutlich, aber deutlich sind dabei die zweite und die dritte Frage ausgelassen. Die dritte enthielt aber mit ihrer Antwort (die Kirche des Amis) grade den Zielpunkt der Fragerei, für den dies alte Motiv hier zurechtgemacht ist. So wird die Vorlage nur die drei ersten Fragen geboten haben, und der Stricker hat das aus einer andern ihm geläufigen Fragenreihe, welche sich auf die Dreiheit Erde, Meer, Himmel bezog, erweitert. Dadurch hat er zugleich mit diesem Frage- und Antwortspiel die letzte Aufgabe, einen Esel das Lesen lehren, wenigstens in einen äußerlichen Zusammenhang gebracht. Auch da wird dem lästigen Prüfer eine Aufgabe entgegengehalten: er soll das Nötige geben und 30 Jahre warten. So gibt es sechs Prüfungen des Pfaffen Amis; in die größere Zahl gleitet die letzte Geschichte leichter mit hinein. Für die Komposition beim Stricker ist die ganze Vorgeschichte ein einheitliches Stück, wie es auch Lambel in seiner Ausgabe abgeteilt hat.

So würde der aus der französischen Quelle stammende Teil zehn Geschichten, wenn auch von ungleicher Inhaltsfülle, enthalten haben. Die hätte der Stricker dann auf zwölf gebracht, was ihm ganz ähnlich sähe. Die beiden Zusatzgeschichten zeigen dann noch eine andere Strickersche Eigentümlichkeit. Es sind in ihnen zwei verwandte Motive in gleichgehender Weise behandelt: sie stellen sich als ein Paar vor. Das Verfahren entspricht nicht nur allgemein seiner Anlage, die nach schematischen Ordnungen sucht, sondern ist auch

sonst in seinen Mären zu beobachten, wie an anderer Stelle dargelegt werden soll.

Sie entsprechen auch der Auffassung, die er sich von dem Ganzen gebildet hatte, dem Leitmotiv des *triegens*, das auch außer an den oben bemerkten Stellen durch die Bezeichnung des Amis als *triegære* (1094) und *trügenære* (1329) und sonstige Bemerkungen hie und da leicht angeschlagen wird. Das Satirische liegt ihm dabei fern. Der Humor von der Geschichte ist für ihn der Sieg der Klugheit über die Dummheit schlechthin, was seiner auf das allgemein Moralische gerichteten Denkart entspricht. So ist für ihn auch, wenn er in dem Märe von dem *kündegen kneht* einem Pfarrer so übel mitspielen läßt, eben die *kündekeit* des Knechtes die Hauptsache, nicht so sehr die Genäschigkeit des Pfarrers. Und wo er Satire schreibt, wo er Stände und Zustände angreift, da hat er nichts von der leichten gallischen Art (*mais que voulez vous?*), da kommt es aus der Tiefe, da straft er, will bessern; da ist er toternst und oft grämlich. Hier im Amis zeigt er freilich das heitere Gesicht, da gibt er dem *triegen* die Befugnis, komisch zu wirken. Es wird als eine lustige Kunst dargestellt, und die Einleitung, welche auf eine moralische Dichtung vorzubereiten scheint, indem sie den Einzug des *triegens* in die früher bessere Welt beklagt, ist nicht so ernst zu nehmen: sie ist ein Stück eleganter literarischer Arbeit. Sie hebt die Sammlung von Schwänken in den Rang gepflegter, Anerkennung heischender Kunst.

Und es ist auch ein gutes Stück Arbeit geworden, in einem Zuge, in einem Ton geschrieben, in jedem Verspaar die Art des Verfassers zeigend. Das ist nicht übersetzt. Es nimmt keine Rücksicht auf ein irgendwie geformtes Muster, das ihm Respekt eingefloßt hätte. Die Vorlage gibt ihm den Inhalt. Dazu brauchte er nicht Französisch zu verstehen. Im Notfall genügte eine Vermittlung durch das Lateinische, das der Stricker gekannt haben muß. Ohne dem ist seine Fabeln- und Beispieldichtung nicht denkbar, auch nicht seine an der Predigt geschulte Technik in seiner gesamten lehrhaften Dichtung.

Eine schriftliche Vorlage aber muß es doch gewesen sein, denn die Unterschiede in der Erzählweise der einzelnen Stücke ist in seiner Übertragung gegenüber der Einheit des Sprachstils noch zu erkennen. Auch blickt an einer Stelle noch französischer Wortlaut hindurch. *liebiu swester min* redet Amis seine Herbergswirtin an (962). *ma sour* ist im Französischen des Mittelalters eine vertrauliche Anrede an Frauen niederen Standes, die in den Fabliaux öfter vorkommt. Bezeichnend genug braucht Erec bei

Christian zu Enide, als er die Versöhnungsworte beginnt, *ma douce suer* (Erec 4920) als herzlich vertrauliches Wort.

Die Annahme eines französischen Gedichtes, das die Vorgeschichte, die Hauptreihe (II—IX) und auch das Schlußstück enthalten haben würde, kann uns also das Werk des Strickers in seinen literaturgeschichtlichen Voraussetzungen und seiner eigenen Beschaffenheit verständlicher machen. Als eine solche Vermutung, deren einzelne Elemente, je weiter wir uns von dem deutschen Buch entfernen, um so geringere Sicherheit bieten, dürfte sie ihren Wert haben. Sie steht allerdings in einem Widerspruch zu der in meinen Untersuchungen über Strickers Daniel vom Blühenden Tal (Kiel 1890) vorgetragenen Ansicht über die Entstehung dieses Romans. Aber das ist schon lange her und bedarf ganz gewiß einer Nachprüfung. Es sind doch gewisse Dinge darin, die in der Weise wohl nur in Frankreich mit einem neu erfundenen Artusritter haben verbunden werden können. Aber, wie man am Amis sieht, ist das für den Stricker nur Stoff gewesen. Der wohlberechnete, pedantische Aufbau und ebenso die gründliche Durchnüchterung des Ganzen kommt auf seine Rechnung. Er hat Klarheit, Sicherheit, Leichtigkeit, er kann darstellen, was er will, er hat auch Humor, wenn's ihm behagt, aber den Humor des Alltags, der Enge: er ist der erste Philister in der deutschen Literatur. Als solcher hat er seiner Zeit etwas Neues geboten, als solcher hat er auch einen gewissen Anspruch auf Dauer unter uns Deutschen, die wir ja alle mehr oder — die meisten natürlich — weniger vom Philister in unserm Blute haben. Aber seien wir, wie wir wollen, merkwürdig ist es, wie immer wieder aus den mittelalterlichen Menschen der literarischen Blütezeit, wenn wir sie nur recht menschlich anschauen, das 'Bild', das wir uns vom deutschen Menschen unsrer Tage machen, entgegenblickt. Und das ist ein Gewinn, den man um so mehr schätzen darf, je mehr man heute Neigung hat, sich von jenem Zeitalter abzuwenden. Selbst dann wäre es ein Gewinn, wenn wir uns täuschen sollten, wenn es nur unser eigenes Bild wäre, das wir in der kristallinen Flut der alten Sprachdenkmäler spiegeln.

Anklamer Namen im Ausgange des Mittelalters.

Von

J. W. Bruinier.

Das Anklamer Stadtbuch¹⁾, dem mein Stoff entstammt, ist zwar schon gelegentlich erwähnt²⁾ und zu Untersuchungen für geschichtliche Zwecke herangezogen, aber noch nicht gründlich vorgenommen, geschweige denn veröffentlicht worden; was gar der Anklamer Stadtsekretarius Stavenhagen in seiner Anklamer Chronik von 1764 daraus abdruckt, erscheint in jener krausen Mißgestalt, in der mittelalterliches Hoch- oder Niederdeutsch uns vor der Romantik entgegenzutreten pflegt. Der Inhalt des stattlichen Großquartbandes mit seinen 354, allerdings nur teilweise beschriebenen, Pergamentblättern mag in der Hauptsache die Orts- und Familiengeschichte angehen; für sprachliche Forschung ist er sehr wertvoll.

Das Buch hatte für seine Zeit etwa die Zwecke eines heutigen Grundbuches. Es enthält in der Hauptsache Auflassungen und Beleihungen von Grundstücken, vielfach in formelhafter Fassung; weiter finden wir Testamente, fromme und milde Stiftungen, Erbschlichtungen, Vormundschaftsachen, Schadenersatzklagen und ähnlichen privatrechtlichen Stoff; dann späte Abschriften von Ratsatzungen, die 1353 abgefaßt sind, und einige Nachträge dazu von 1367/72 und die sehr alte, wahrscheinlich gleichzeitige Abschrift zweier lat. Stiftungsurkunden von 1336/7. Sehen wir davon ab, so lassen sich 14 Hände unterscheiden: I. 1403/4; II. 1404/5; III. 1406; IV. 1406/7; V. 1407/10; VI. 1410/23 (dom. Borghardus, noster notarius civitatis); VII. 1423; VIII. 1424/28; IX. 1428/29 (vielleicht derselbe wie VI); X. 1429/53 (her Johan Sasse, unse stadscriver); XI. 1454/78 (her Ebel Hogendorp, unse stadscriver); XII. 1479/1505

1) In libro nostre civitatis 1412, 6^a 12; in user stad boeke 1426, 188^a 1; in dat stad buck to Ancklem 1459, 159^b 49; spät auch dat erve bock 1529, 26^b 40.

2) In Anklamer Gymnasialprogrammen von Wilhelm Hanow 1882 und Paul Manke 1888 ff.; Balt. Stud. 46 (1896), S. 48 ff. (P. Manke).

(her Jacob Jerre, unse stadscriver); XII. 1505/1536 (fraglich, ob Johannes Mome, unse rechtscriver); XIV. 1536/37 und gelegentlich spätere Vermerke.

Die Sprache ist bei I—IV in der Hauptsache, bei V, VI, VIII, X gelegentlich ein mehr oder weniger kuriozes Latein, immerhin ein besseres, als es heutige Gymnasialabiturienten noch zu leisten imstande wären, bei den anderen ein meist vortreffliches Niederdeutsch, trotz des formelhaften Wesens vieler Eintragungen frisch, gewandt, flüssig, weit besser als die gleichzeitige hochdeutsche Prosa, wenn wir von deren Spitzen absehen. Erst beim XIII. Schreiber legt sich Aktenstaub auf den Stil, aber auch er verschraubt sich noch nicht zu solch wunderlichen Gebilden, wie sie im Hochdeutschen der Zeit üblich sind. Hochdeutsche Einflüsse zeigen sich im Worte ergenant schon 1429, in Formen wie — lich seit 1505, aber nur sehr vereinzelt.

Die Art dieses Schrifttums bringt es mit sich, daß darin N a m e n die größte Rolle spielen. Bei den Auflassungen werden ja außer dem neuen Besitzer in der Regel der Vorbesitzer, ferner die Nachbarn zur Rechten und Linken, öfter die von gegenüber, gelegentlich auch die im Rücken genannt, bei den Beleihungen treten oft Bürgen auf; in Erb- und Vormundschaftssachen in großer Zahl Bevollmächtigte, Vollstrecker, Vormünder. Jedenfalls bilden diese Bücher einen recht guten Ersatz für die in der Regel erst nach der Mitte des 16. Jhs. einsetzenden Kirchenbücher, wenn sie auch nur einen Ausschnitt aus dem Personenstand bieten. Naturgemäß kann ja nur genannt werden, wer etwas besitzt oder erwirbt, Habenichtse gab es aber in der Hansezeit auch schon, wenn auch verhältnismäßig weniger als heute. Wichtiger ist, daß die Frauen in diesen Büchern sehr zu kurz kommen; ihre Namen stellen nur 7,8 % (189 gegen 2225 Männer).

Würde nun, wie in Greifswald und Stralsund, auch der Vorgänger unseres Buches erhalten sein, so ließe sich eine Entwicklungsgeschichte der Anklamer F a m i l i e n n a m e n schreiben; denn dann kämen wir noch hoch in das 13. Jh. hinein, d. h. in die Zeit, die für die Erklärung der heutigen Zustände auf dem Gebiete des Familiennamens die Schlüssel liefert. Aber dat olde bok, auf das das unsere so oft zu sprechen kommt, ist leider verloren. Wir kommen mit 1403 mitten in eine Zeit hinein, wo von Entwicklung nur noch wenig zu merken ist; höchstens beobachten wir noch ein letztes Aufzucken von Namensarten, die schon lange im Sterben lagen, und hören anderseits erst ganz schwache Herztöne von Neuentstehendem.

Auf den ersten Blick zeigt sich, daß alle die Einzeltypen, in die man die heute in Pommern üblichen Familiennamen einteilen kann, sich schon in der für uns vorgeschichtlichen Zeit fest herausgebildet haben. Leute ohne Familiennamen kommen vielleicht noch auf dem Lande, in der Stadt aber sicher nicht mehr vor³⁾, und die zu Familiennamen gewordenen ehemaligen persönlichen Appositionen und Attribute sind in ihrer ursprünglichen Bedeutung schon ebenso verdunkelt wie heute⁴⁾. Nachweislich führt der Anklamer des 15. Jhs. neben seinem Taufnamen schon einen festen Familiennamen: das ist derselbe Zustand wie heute, und finden wir Unterschiede, so scheinen sie weniger grundsätzlich als heute. Vor 500 Jahren war der beamtete Schreiber noch nicht so ängstlich wie heute, wo die Akten Spitznamen u. dgl. vornehm übersehen, die sich in der alten Zeit noch gelegentlich neckisch in die Feder des Schreibers drängeln⁵⁾.

3) In der Urkunde von 1337 haben die Pelsiner Bauern Erß 353^a4 und Cyfridus 353^a32 noch keinen Familiennamen, aber Bandemer 353^a32 wird ohne Vornamen, Nycolaus de Synzow 353^a5 mit beiden genannt, der letztere im altertümlichen van-Typus, s. nachher S. 165 f. Die Bürger, die da genannt sind, haben stets beide Namen.

4) Vgl. Nycolaus Scroder pistor 1404; Hans Kroger de becker 1467; olde Kremer de buweman 1404; Visscher de gherdener 1417; Hans Croger de hoke 1417; Peter Becker de smyt 1412; Heyne Smit en wullenwever 1416; Her Curd Gherwer vicarius 1409 u. a.

5) Tamme van me Chlyne heißt 1422 am Rande der Eintragung Schele Tamme, seine Witwe nur selten Tammesche van me Chlyne, meist Schele Tammesche. Hans Wulf, zum Unterschiede von vielen Namensgenossen auch van der Vere, de Traductu, genannt, erscheint 1413 einmal als Kale Wulf. Hinrik Wilkens — 1408, seit 1429 Wilken — heißt meist Zwarte Wilken, seine Witwe ständig Zwarte Wilkensche. Marquard Thurow heißt 1414 Blinde Thurow und ein gewisser Vorke an beiden Stellen des Vorkommens nur Dove Vorke. So heißt Albrecht Stubbenhower auch Langhe Albrecht, 1423, seine Witwe Langhe Albrechtsche; wie aber lutteke her Johannes 1403 geheißsen haben mag, wer sich hinter Lange Bernd 1404, Lange Hermen 1425, Lange Marten 1461, Lange Clawes 1415, Parvus Elerus 1404, Parvus Eytlef 1406, Wise Hinrik 1425 oder gar hinter dem Übernamen des ersten Mannes der Frau von Hintze Visscher, de na Krummen wyf hefft, 1411, verstecken mag — das ist nicht auszumachen. Literarisch vielleicht bedeutungsvoll ist die Erwähnung von Slewittesche, ene provenersche bynnen deme hylgen geiste 1463, 38^a3. Jurigen Witte mag seinem Vornamen wohl gerne eine gebildete Form gegeben haben und erscheint darum 1520 einmal ohne Familiennamen im Nominativ als ein missingscher Georgen, und Gregorius oder verdeutscht Gorijes, Gorges Hentze hat einen s. Z. noch so ungewöhnlichen Vornamen, daß er stets nur ohne Familiennamen als Gorges, Gories erscheint und sein

Und doch besteht ein wirklicher Unterschied und zwar ein recht bedeutender, wenn er auch weniger gesehen als gefühlt wird: ist heute unbedingt der Familienname der Träger der Benennung, so daß z. B. Schule und Heer ganz ohne Taufnamen auskommen und man oft den Vornamen eines allbekannten Mitbürgers nicht anzugeben weiß, so war das damals, wenigstens zu Anfang noch, der Taufname. Jedenfalls war er in weit höherem Grade als heute noch ein notwendiger Bestandteil des Ganzen. Außerordentlich häufig wird im Verlauf des Textes ein anfänglich mit vollem Namen Genannter nachher nur noch mit seinem Taufnamen bedacht; das Umgekehrte begegnet ja auch, aber lange nicht so oft. Vor- und Zuname bilden in der Regel einen grammatischen Komplex, in dem nur der Familienname flektiert wird; ist aber der Familienname eine Präpositionalverbindung mit oder ohne Artikel, so wird in der älteren Zeit — bis 1429 — nur der Vorname flektiert, und die Familienbezeichnung mit ihrer Präposition erhält in Genetivfällen eine eigentümliche Stellung:

Familienname nur durch Rückschlüsse ermittelt werden kann. Ähnlich ist es, wenn Leute mit selteneren Vornamen gelegentlich nur mit diesen genannt werden: es lassen sich Dankward 1404, Gotschalk 1425, Reybeke 1425, Rotgher 1406 gut, aber Engelke 1483 schlecht, Reyneke 1467 zufällig, Hinrik 1509 natürlich nicht ermitteln. Andere volksgängige Benennungen sind sicher: Hans Bavenule 1488, 41 a 29, identisch mit Hans Wessel 1497, 42 a 46; Jewerlde* 1453, wohl Hans Junge 1437; Passchemussel 1533 — der Pommer spricht noch heute von Puschemuschel, wenn er einen polakisch anmutenden Namen lächerlich machen will —; Slikker 1455, wahrscheinlich ein gewisser Everd Ronnenberg; vielleicht auch Dobeler 1498 für Hinrik Todrenger. Ob es sich um Spitz- oder feste Familiennamen handelt, ist nicht zu entscheiden bei den je nur einmal genannten geistlichen Herren Nicolaus Klokeleve clericus 1404 und her Bertold Knuppenknop, am Rande Knuppenöt 1416. Die anderen uns scherzhaft anmutenden Namen sind aber sämtlich alte Prägungen, keine nur der Person geltende Übernamen: Gernegrot 1433, Grisedot 1463, Grotekop 1471, Gudelucke (8) 1410—1515, Halvepape 1449, Hardnacke 1439, Iserbart 1482, Kenrok 1413, Kolbuk, Patrizier 1404—83, Lammeshoed (3) 1409 bis 1507, Lyfschap 1405, Lykevette 1404, Luggevyll 1488, Makerey, Patrizier (8) 1404—1515, Oldedach 1404, Pepercorn 1419, Polevogel 1406, Rapesulver 1441, Rose(n)bart, Patrizier 1337, 1404, Rozentreder 1404, Ruscheplate 1404, Zachte-syde 1421, Schumeketel 1425, Sydeben (6) 1404—47 mit dem Erbvornamen Wulf in 3 Geschlechtern, Szollenkop 1526, Sokeland (7) 1427—1525, Speckhals 1458, 1531, Spekvreter (4) 1412—66, Stolbevot, Patrizier 1403, Zutermunt 14. Jh., Swickup 1441, Tobringe(r), Patrizier 1408, Todrenger 1466, Vivernest, einmal Wyvernest 1455 ff., Wynnegud 1509, Wynneland 1526. Aus südlichen Gegenden eingewandert müssen sein Klowetzagel 1466 und Krochworm, Kruchworm, Krogheworme (Nom.), Krogeworme (Dat.) 1463, was an Krog 'taberna' angeglichen ist, weil man kriechen nicht kennt.

Radeleves dochter van me Glyne 1429, 10^b 20; Hansis wyf van dem Cryne 1423; Tebele Lubben hof van deme Cryne 1409; später unlogisch Jacob vanme Golms borgemesters erve 1436; bi Wilken vanme Berges huse 1462, Michel van Usedummes, unses borgermeysters erve 1522 u. a. Wir sehen, wie allmählich auch grammatisch der Familienname das Übergewicht bekommt.

Die Familiennamen des Stadtbuches gestatten Einsicht in ein Werden, wenn ich zusammenfasse, nur in zwei Arten: der für das heutige Pommern kennzeichnenden nominativischen Patronymen einerseits, der des Charakters als Präpositionalverbindung entkleideten, reinen Ortsnamen andererseits.

Nur im Genetiv kommen an Patronymen noch vor Barteldes (2) 1460, 1470. Jurgens 1461. Kurdes (2) 1413, 1467. Berndes bleibt in einzelnen Familien, wird in anderen zum Nominativ: Jurgen Berendes 1473/94, einmal im Dat. Berendesse 1489, 106^a 28; Hermen Berndes 1463. Peter Berndes 1425/46. Aber Jacob Berndes 1494, 174^b 19 erscheint 1527, 202^b 17 als Berndt; eine andere Person ist her Jacob Berndt 1525 ff. Joachim Berndes 1488/87, aber Achim Berndt 1531, 167^a 28. Hans Berndes 1415/49, einmal im Dat. Hans Bernde 1437, 274^a 14. Clawes Berndes 1415/41, zwei jüngere Clawes Bernd 1464, 1494. — Her Hinrik Eggherdes 1471, 291^b 34, Clawes Egghardes 1444, 274^b 27, Hogendorp hat in einem Transsumpt, dessen Urschrift von Sasse 1450 nicht erhalten ist, diesen Clawes Eggherdes im Texte so im Dativ, am Rande aber im Nom. als Eggerd, und sein Sohn heißt in der folgenden Beleihung, die ganz von Hogendorp stammt, Schyre Eggherd, des vorscreven Clawes Eggherdes zone, 1457, 159^a 26. Gherd Everdes (Dat.) 1414, 1433, aber Hans Everd 1480. Her Nicolaus Heynonis, 1408, heißt sonst immer Heyne. Symon Henninghes (Dat.) 1445, 226^b 1, sonst heißt derselbe immer Henning. Schyr Cerstens am Rande, Cersten Cerstens im Texte 1512, 165^a 1, aber Clawes Kersten immer 1417/64. Bei Martens haben wir Antonius 1524, Kersten 1445/62, Hinrik 1416, 223^b 36. Ein anderer Hinrik aber, 1457, 56^b 42 noch Martens, heißt später nur Marten 1502, 61^b 1, ein dritter nur Hinrik Marten 1531, 106^a 47, ein vierter Hinrik Martenne (Dat.) 1484, 176^b 6, Mertene (Dat.) 1492, 175^b 19, Marten, olderman des schowerkes 1482, Hans Marten 1462. Hans Merten 1508. Michil Ruleves (Nom.) 1426, 32^a 22, Michel Roleff 1456, 36^a 11. Hinrik Wilkens nur einmal 1408, 46^a 1, von 1429 ab

Wilken. Gherd Wolters 1411, 5^b 24, 1413, 306^b 9, aber schon 1406, 4^a 1 und sonst immer Wolter.

Aus Ebel Sabels 1403, Johanne (Abl.) Sabels 1410 läßt sich erschließen, was wir durch Urkunden bestätigt finden, daß dieser Name einmal als Vorname üblich gewesen; als Familienname begnet Sabel achtmal von 1403 ab.

Neben diesen, in der Menge nur vereinzelt Genetiven, sind Nominativpatronyme von Anfang an außerordentlich häufig, und schon im 14. Jh. heißt der Abt von Stolp Hermannus Hadbertus.

Schon 1337 begegnet Nicolaus Philippi, das wird aber noch nicht der humanistische Namenstyp sein, den aber her Nicolaus Gregorii, kerkhere to user leven vrowen 1445, 1462 sicher zeigt. Er ist ein Anklamer Kind und hat sich den Namen selbst gegeben, einziger und zwar recht früher Beleg einer späterhin überhand nehmenden Sitte. Einmal 1449 wird er Nielaus Gorges genannt: er ist ein Sohn von jenem Gorges, den ich oben S. 161 erwähnte; sein Bruder, mit dessen Einwilligung er 1462 sein Haus beleihen läßt, heißt Mathias Hentze.

Ganz vereinzelt ist die Festlegung einer Person in epischem Stile. Laurencii, imperiti filij Laurencii pistoris filij Cyfridi pistoris 1404; pistor wird hier wohl nur noch das Gewerbe bezeichnen. Ähnlich der Dativ Hans gropenghetere Ludekenssone 1414; er wird ein Sohn sein von wondages Ludeke Klockenghetere 1409. Auch hier sind die Gewerbebezeichnungen⁶⁾ keine Familiennamen; haben diese

6) Der Familienname wird unter Umständen, wenn auch vorhanden, nicht genannt, wenn eine Apposition zur Verfügung steht; so z. B. gern nach Titeln (her, meister), auch noch spät, im 16. Jh. (mester Cluwerde parlesticker 1528, mester Peter de murmester 1520 = Peter Trebbenow 1525; beim Perlstickler ist der Fn. nicht feststellbar). So können Typen wie die folgenden entstehen, die aber nicht etwa, wie das wohl geschehen ist, in dem Sinne gedeutet werden dürfen, als hätten die Leute keinen Fn. gehabt; er wird nur nicht genannt, ist aber vorhanden und meist belegbar: Mester Alberte dem arste 1414 (Albert Schonenhovet 1404); Mester Hinrik de arste 1411 (magistro Hinrico Wulff cyrurgico 1405); Mester Johanne dem arsten und mester Hans des arsten 1404 (Hans Brun 1437). Meyster Marten de belstaver 1528 (Marten Brun 1520); Lubbeke de scroder 1426 (Lübbecke Brunsow 1421); Rubeke de scroder 1425 (Rubeke Luntz 1424); Vicken dem smede 1430 (Vicko Frederik 1440); Steffen de peltzer 1436 (Steffen Dowlin 1408); Helmynghes des sagers 1442 (FN. ?); Mester Hinrik de busschatte 1482 (FN. ?). Man muß aber vorsichtig sein; denn in Wolder de armborstere 1476 (Hinrik Wolter 1460), wahrscheinlich in Hartwigesche de Kremersche 1531 und in Steffen de bleker 1480 handelt es sich um Fn., nicht um Vornamen. Als Übergangsformen haben wir Fälle zu buchen, wo der Artikel bei der Apposition bald steht, bald nicht:

Leute überhaupt einen gehabt — der Glockengießer lebte ja noch im 14. Jh. —, dann wird es ein Ortsname gewesen sein.

Aber eine Vorahnung kommender Zeiten schwebt um den Namen Anna Person 1530, dat. Perssonen, die eigentlich eine Persdatter sein mußte.

Weiter die Ortsnamen mit Präpositionen. Den Bauern Nycolaus de Synzow von 1336 erwähnte ich schon. Dieser Namentyp ist 1403 bereits erstorben und durch den einfachen slavischen Ortsnamen ersetzt ⁷⁾. Dieses Absterben geht im 15. Jh. weiter und ist im 16. Jh.

van mester Albrechte dem werckmester 1417, am Rande aber Albrecht werckmester; so auch im Texte, am Rande nur Albrecht an einer anderen Stelle vom selben Jahre. de gropenghet (so) Helmygh 1422, aber Helmich gropenghetes (so) gherde 1418, Helmich gropengheter 1425. Er heißt Helmyg Duchgerowe, en gropengheter 1422, schon sein Vater Helmicus Ducherow ollifusor. Ein Familienname Gropengheter kommt nicht vor. Ähnliches: Tydeke becker am Rande, im Texte T. Bruwer 1407 ist Bäcker, heißt Brauer. Bertolt Kanengetersche 1434 (Bertold Bunsow). Symon Ketelbuter 1425 (Symon Kok 1423), flickt Kessel, heißt Koch. Gherd Kuter 1479 (Gerd Wend 1480); wahrscheinlich sind auch Henneke Kuter 1409 und Ghereke kuter 1427 so zu deuten. Henning moller 1411, Hennnig molner 1407: aus den Angaben geht hervor, daß es sich um einen Müller handelt; als Fn. dient fast ausschließlich die Form Molre (18 Familien), andere Schreibung findet sich nur in Mathies Moller 1429 und ganz spät im 16. Jh. bei Leuten, die früher Molre geschrieben wurden. Clawes scherer 1410 (Nicolaus Schonebeke raser 1404). Peter smyd, Dat. smede 1411 (Peter Becker dem smede 1422, sein Sohn Hans, sein Enkel Hinrik sind alle Schmiede, heißen aber Becker). Drewes smyd erheiratete sich 1442 ein Erbe mit der Witwe von Vicken dem smede (Vicke Frederik). Clawes smyt 1408 (Nicolaus Milow faber 1409). Jacob stellemaker 1412 (Jacob Boghe 1429). Curd Dregersche bewohnt 1444 das 1434 von Curd Middelbusch gekaufte Haus. Hinrik zwertvegher 1479 (Hinrik Molre 1469). Solche Fälle werden bei oberflächlicher Prüfung des Materials sehr leicht falsch gebucht und bereichern unberechtigterweise die Verzeichnisse von Familiennamen, mit denen sie nichts zu tun haben! Es sind abgekürzte Appositionen und haften an der Person, nicht an dem Geschlechte.

7) Es ist schon höherer Blödsinn, wenn man aus der unendlichen Fülle solcher Namen auf eine starke slavische Beimischung in der Bevölkerung der pommerschen Hansestädte schließen will! Dazu könnten höchstens etwaige slavische Vornamen verwertet werden, die es aber, von dem in der Familie Leppin erblichen Janeke (1404 ff.), was aber auch niederdeutsch sein kann, und dem einmal bei einem Geistlichen des 16. Jhs. belegten Stanislaus abgesehen, nicht gibt, und die selbst in nominativischen Patronymen, die doch eine viel frühere Stufe der Entwicklung festhalten, recht selten sind, seltener als heute: Dubbeslaff (2) 1442, 1463, Raslaff 1449, Petrus Sillezlaf consul 1337, Teslaff, Tesleff 1430, Tesmar, von 1461 ab Tesmer (3) 1435, 1518, Silmer, Tzylmer 1428. Dazu einige z. T. unsicher zu deutende Deminutive.

durchgeführt. Ich finde folgende Fälle von Ortsnamen mit Präposition ohne Artikel: Paulus de Dymyn piscator 1404; dominus Hinricus de Dymyn 1408. van Dorne 1431, 1435. van Gheyseke, Gezeke 1414. van Herverde 1415. de Hoye 1404. Her Johan van Cyten 1407; Hans van Zyten een linnenwever 1412; Clawes van Citen 1404. Dedeke van Unna 1408. Arnoldus de Wene 1404. Fälle, wo die Präposition nachher verfällt: Hinrik van Buckheyne 1408; Tedeke van Bukheyne 1408; Hinrik Bockheyne 1415. Hans van Goxen 1421; Hans Ghokesche 1429. Hermanus de Yven 1337; Michel van Iven 1427; nachher nur Iven (5 Fam.) 1429—1505. Czyverd van Pretzen tritt 1423 sein Haus an seinen Sohn Mester Niclaus Pretzen ab. Hans van (der) Selle, schon 1408 und seit 1426 immer Hans Zelle. Das geht soweit, daß sogar der Adel nur in wenigen Fällen das von behält. Auch die Familie van Zwerin — noch Hans van Zwerin to Lutebuck wonende 1413, Werner van Swerine 1450 — verliert das van: Hinrik, Clawes, Joachym unde Jacob Swerin, geheten anders Grawtoffe to deme Haghene 1476; der achtbaren werden dogetzamen frowen des zeligen achtbaren Achim Swerin tho Spantkow ghezeten naghelaten wedewen (usf.) 1532. Hans unde Ulrich (so!) ghebrodere de (Artikel, nicht Präpos.!) Swerin van Spantkow 1532. Erhalten hat sich van nur in Henning van Ylenvelde 1434, Erbherr auf Busow; Hinrik van Jasmunde in dem lande to Rugen 1513; in der Familie van Uzedum, die seit 1408 zum Patriziat gehört und den Burge-meister Michel van Uzedum († 1533) stellt; sowie mit Artikel in Werner van der Schulenborch 1510.

Die Präposition mit dem Artikel haben die drei zu Fn. verwandten Namen von Ortschaften in Anklams Umgebung Glien, Krien und Bauer bei Lassan. Von diesen Familien lebt im 16. Jh. in Anklam nur noch ein Glied, Matheus vame Glyne, wahrscheinlich ein Kleriker, dann aber eine Anzahl Flurnamen oder ähnlicher Bezeichnungen; sie kommen meist auch im Laufe des 15. Jhs. ab, sterben entweder aus oder verlieren die Präposition: Clawes van dem Bughe 1457, Clawes Bughe 1491; Jacob van me Golme 1431, Jacob Gholmesche 1445; Ebele van me Graven 1404, Clawes Grave 1435; van der Heyden 1436, 1441; Heyden 1421 ff.; van der Wolpe 1435, 1457, 1463, Tydeke van der Wolpe 1432, nachher einfach T. Wolpe, Her Hermen Wolpe 1518. Da diese van-Namen am Anfange des 15. Jhs. sich noch sehr stark bemerkbar machen, 100 Jahre später aber so gut wie verschwunden sind, haben wir hier eine charakteristische Entwicklungserscheinung vor uns. Beiläufig sei gesagt,

daß Herkunftsnamen auf -er — wenn ich von dem Völkernamen Beier 1512 absehe — so gut wie fehlen. Nur Bremer, Patrizierfamilie, schon im 13. Jh. hier bezeugt, kommt vor — mir fraglich, ob von der Stadt ihren Namen führend⁸⁾. Dagegen ist häufig die Bildung solcher Namen mit dem Suffix -man: Glineman (7 Fam.) 1404—98; Cryneman 1426; Lubekeman 1416; Plosseman, Plotzeman (schon 13. Jh.), Patrizier (5 Fam.), 1404, 1425; Primerman 1412; Cizekeman 1454; Stolpmann 1452; Ukerman 1515; Werderman (3 Fam.) 1445, 1519. Auch mit anderen Begriffen geht dieses Suffix vielfach Verbindungen zu Familiennamen ein.

Soviel über die Familiennamen. Über die Vornamen unterrichtet die beigegebene Tabelle. Um sie richtig zu deuten, bedenke man, daß sich in das erste Jahrzehnt des 15. Jhs. die Namen aus mindestens zwei vorhergehenden Jahrzehnten zusammenstauen, und weiter, daß es sich fast nur um Erwachsene handelt, das tatsächliche Aufkommen der Namen also um etwa drei Jahrzehnte zurück datiert werden muß. Aufgenommen sind die den betreffenden Namen führenden Personen nach ihrem erstmaligen Erscheinen. Die Tabelle spricht am besten still für sich, sie ist sehr lehrreich. Ist es nicht auffallend, daß Namen wie Karl, Friedrich, Maria gänzlich fehlen? Zu Einze lnem wäre wohl ein Kommentar nötig, aber mein Raum ist beschränkt, und die Geduld meiner Leser wohl schon zu Ende.

8) Bei der Volkszählung fand ich die Schreibung Brähmer, was meine Bedenken nährte; denn die Form läßt sich von der Stadt sicher nicht herleiten.

	Johannes	Nicolaus	Hinrik	Henning	Jacob	Herman	Peter	Joachim	Gerd	Dietrich	Martin	Christian	Matthias	Arnd	Lorenz	Andreas	Konrad	Michel	Caspar	Georg	Bernd	Heyne	Ludeke	Albrecht	Simon	Bertold	Wilken	Reyner	Siverd	Marquard	Paul	Thomas	Bartholomeus	Matthäus	Werner	Ebel	Erasmus		
vor 1400	3	2	4	3	1	3	2	—	—	2	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1403—10	63	52	52	12	11	15	17	1	17	21	4	4	6	8	5	5	10	2	—	1	5	3	5	5	1	4	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	3	6	—
1411—20	33	29	16	12	5	9	7	1	16	6	4	1	9	3	—	2	5	2	—	1	3	2	3	1	—	2	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1421—30	49	44	31	13	9	10	8	—	6	10	7	2	6	3	1	5	3	—	—	3	2	3	2	1	2	1	1	1	1	1	2	1	1	1	1	1	1	—	—
1431—40	29	14	14	11	7	6	7	—	7	6	4	4	3	3	2	5	3	—	3	1	1	2	—	1	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1441—50	17	15	12	5	4	6	4	2	6	3	3	2	1	4	1	2	2	1	—	1	1	—	—	—	—	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
1451—60	26	26	23	6	6	4	2	4	8	5	2	3	5	3	3	1	—	3	1	2	1	—	1	2	—	1	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	2	—
1461—70	30	20	19	6	9	4	4	1	4	5	4	6	4	5	3	7	1	3	3	2	—	2	1	3	1	3	3	—	1	1	1	1	1	1	1	1	2	—	
1471—80	18	21	9	6	6	5	6	4	3	3	4	3	—	2	1	—	1	1	4	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
1481—90	34	18	6	4	4	4	4	9	5	1	1	3	4	—	3	2	—	2	1	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
1491—1500	27	15	14	1	5	8	1	4	2	3	4	5	—	1	2	1	—	3	1	1	—	—	1	—	1	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	
1501—10	16	9	7	1	3	4	3	12	1	2	5	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
1511—20	16	12	10	6	2	3	5	9	1	3	2	5	4	3	2	1	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
1521—30	16	10	10	4	11	3	7	20	1	—	4	5	1	2	6	1	—	2	2	5	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
1531—	12	9	3	4	2	—	2	11	—	—	1	3	—	—	4	2	1	2	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Summe	389	296	230	94	85	84	79	78	77	70	49	47	44	37	32	31	30	26	20	20	18	16	16	14	14	13	13	12	12	11	11	11	10	10	10	9	9	9	

	nur einmal belegte deutsche Mannen- namen	desgl. kirchliche	Summe der Mannen- namen	Katherine	Margarete	Gese	Anna	Tilse	Mechtild	Alheid	Elisabeth	Sige	Gertrud	Taleke	Wobbeke	Abele	Seffe	Susanne	Wendele	Ermegard	Hille	Leneke	Temele	Ude	Wybe	je einmal belegte deutsche Frauen- namen	desgl. kirchliche	desgl. Lallnamen	Summe der Frauen- namen	
vor 1400	—	1 Philippus	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	
1403—10	8 ¹⁾	—	397	7	10	9	—	1	2	4	1	1	1	—	3	—	—	1	—	—	—	1	—	1	1	2 Kunne, Wolbrecht	—	—	—	47
1411—20	2 Brun, Gerlich 7 ²⁾	1 Dam	204	2	8	3	—	3	1	1	—	—	—	—	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	20	
1421—30	—	1 Augustinus	258	6	5	2	—	1	3	2	—	1	—	1	1	1	—	1	—	1	1	1	1	1	1	1 Vredette	2 Kerstine, Doroteke	—	—	30
1431—40	2 Bertram, Oldewig	1 Lyvnes	157	2	2	—	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13	
1441—50	—	—	106	1	—	—	—	1	1	1	1	1	1	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	
1451—60	1 Richtbrecht	1 Zander	148	1	3	—	—	1	1	—	—	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1 Eweize	—	11	
1461—70	2 Ertwan, Tanke	—	174	5	3	1	1	2	1	—	—	—	1	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1 Ursula	—	17	
1471—80	—	—	112	3	2	—	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	9	
1481—90	—	—	117	4	—	—	3	—	—	—	2	1	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2 Tyfke, Tyske	—	14	
1491—1500	1 Wichman	—	121	2	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7	
1501—10	2 Busse, Schinkel	1 Liborius	85	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	
1511—20	—	1 Jost	109	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3	
1521—30	1 Richter	1 Stanislaus	125	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1 Berfa	—	—	4	
1531—	1 Urich	1 Faustin	84	2	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	
Summe :	27	9	2225	35	29	18	14	12	10	7	6	6	5	5	5	3	3	3	2	2	2	2	2	2	5	3	5	189		

1) Brand, Dankward, Degener, Gerwen, Gotschak, Hartwig, Heye, Radolf.

2) Anseum, Ertl, Meyne, Mentze, Reybeke, Rubeke, Wessel.

Zur Sprachgeschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts.

Von
Wolfgang Stämmler.

Sprachgeschichte ist nicht bloß Feststellung von lautlichen und flexivischen Veränderungen, sondern weit mehr noch Stilgeschichte. Jeder Stil, auch in der Sprache, entspringt aber einer besonderen seelischen Haltung seines Trägers.

Die Pforte, welche zu den Ursprüngen der nhd. Schriftsprache führt, hat man einst mit dem Schlüssel der md. Kanzleisprachen öffnen wollen. Aber je genauer man untersuchte, um so klarer mußte man erkennen, daß die Lösung nicht so einfach am Tag liege. Neben dem Protest F. K a u f f m a n n s (Geschichte der schwäbischen Mundart, Straßburg 1890, besonders S. 289 ff.) waren es namentlich die Arbeiten Konrad Burdachs, welche das enge Wurzelgeflecht sprachlicher und geistiger Wandlungen aufwiesen und dartaten, daß es sich nicht um ein rein grammatisches, sondern um ein kulturelles, bildungsgeschichtliches Problem im höchsten Sinn handelte: die sprachlichen Änderungen gingen Hand in Hand mit den tiefen seelischen und geistigen Erschütterungen, welche das deutsche Volk seit dem XIV. Jahrhundert immer neu zu durchleben hatte, und welche seinem Angesicht reifere, ausgeprägtere Züge verliehen.

Dem gleichen Erkenntnisziele wandern einige Beobachtungen zu, die ich hier in knappster Fassung vorlege.

Trotzdem Wolfgang L i e p e in seinem grundlegenden Buch 'Elisabeth von Nassau-Saarbrücken' (Halle 1920), S. 66 ff. schlagend Richard Benz' romantische These von der „wurzelhaften deutschen Prosa“ des XV. Jahrhunderts widerlegt und dessen fast komischen Zorn gegen die Renaissance ad absurdum geführt hat, taucht doch immer wieder, im Zusammenhang mit anderen teutomanischen Strebungen der Gegenwart, die Behauptung auf, der deutsche Humanismus sei volksfeindlich gewesen und habe eine hoffnungsvolle Ent-

wicklung geknickt. So müßig schon an und für sich sentimentale Betrachtungen darüber sind, wie alles geworden wäre, wenn das und das geschehen oder nicht geschehen wäre — hier in unserem Falle lassen sich die Güter, welche die deutschen Humanisten des XV. Jahrhunderts ihrem Volke schenkten, mit Händen greifen.

Infolge der Berührung mit der neuen Strömung des Südens werden auch im deutschen Geist neue Kräfte entbunden. Zunächst betätigen sich die deutschen Vertreter des frühen Humanismus rein rezeptiv: sie wollen lernen, noch nicht selbst schaffen. Sie sehen anfänglich das Formproblem, welches ihnen der Süden bringt, und suchen es auch in deutscher Sprache zu lösen. Erst dann sind es die neuen Stoffe, welche fesseln und zur Nachschaffung reizen.

Daraus entwickelt sich eine breite Übersetzungsliteratur, die bis tief in das XVI. Jahrhundert hinein von den Humanisten bewußt gepflegt wird zu dem Zweck, den ungelehrten Schichten stofflich das Altertum zu übermitteln und ihnen wenigstens eine Ahnung von der Form zu geben, in welche die klassischen Sprachen ihre Stoffe geprägt hatten. Aber auch der Patriotismus der deutschen Humanisten zeigt sich in diesen Übersetzungen. Im Gegensatz zu den Römergeschichten tritt die Tapferkeit der Germanen überall ans Licht und wird nicht selten von den Verdeutschern geflissentlich hervorgehoben. Mit Stolz weisen sie immer wieder darauf hin, daß das Deutsche Reich die Fortsetzung des alten Imperium Romanum sei und nicht nur die Macht und Würde (das war die mittelalterliche Auffassung), sondern vor allem auch die Bildung und Kultur der Antike damit nördlich der Alpen sich weiter fortpflanze.

Kaum ein namhafter deutscher Humanist (der Erzpoet Konrad Celtis und sein Kreis seien ausdrücklich ausgenommen) hat sich solcher Popularisierung des edlen Wissens ferngehalten. Von den Frühhumanisten ist es bekannt genug: Albrecht v. Eyb, Nikolaus von Wyle, Steinhöwel reden da eine deutliche Sprache. Aber auch Spätere, wie Reuchlin, Vigilius, Wimpfeling, Spalatin, Pirckheimer, Micyllus, dünkten sich nicht zu vornehm, um zu den Ungelehrten herabzusteigen, ja, hielten es für ihre Pflicht, hier helfend einzugreifen¹⁾. Wie im Mittelalter, sind es zunächst die fürstlichen Höfe, in deren Gunstkreis solche Übersetzungen für Fürsten und Gefolge entstehen: Wien, München, Stuttgart, Heidelberg, Rottenburg a. N., Worms; und

1) Auf Rudolf Agricolas vielzitierten Ausspruch über diese Verdeutschungen sei nur hingewiesen (Janssen, *Gesch. d. deutschen Volkes*, 19./20. Aufl. Freibg. 1913. I, S. 87).

mit gewisser Genugtuung wird stets betont, wie gerade die ritterliche Weltanschauung schon bei den Alten sich zeige. Die üppigen Reichs- und Handelsstädte stehen nicht zurück: Ulm, Augsburg, Nürnberg, Straßburg bilden Zentren für Druck und Publikum. Auch hier herrscht jene Mischung aus Adel und Patriziertum, welche dem ausgehenden Mittelalter seinen eigentümlichen Charakter verleiht: beide wetteifern an äußerer wie innerer Kultur miteinander, Anregungen von oben werden in bürgerlichen Kreisen rasch und begierig aufgegriffen, in neue Taten umgesetzt, zu längerer Blüte gehegt. Die prächtige Ausstattung dieser Foliobände, die schöne Zier ihrer Holzschnitte, die immer neuen Auflagen beweisen, daß diese Lektüre in der Sphäre des zahlungsfähigen adligen und patrizischen Publikums sehr beliebt war²⁾; noch ein Hans Sachs schöpfte aus diesem Meer für seine Kleinkunst.

Doch nicht nur auf der Übermittlung der antiken Geschichte, Sage und Mythologie beruht die Bedeutung dieser humanistischen Übersetzungen. Sie haben ebenso auf die sprachliche Entwicklung stärksten Einfluß gewonnen und besonders die eigentümliche Kunstform des Spätmittelalters, die deutsche Prosa, in neue Bahnen gelenkt. Das ist früh bereits erkannt worden: schon 1544 äußert sich Valentin Boltz am Schluß der Vorrede zu seiner Terenzübersetzung: *Aber das ist das alt gift und pestilenzisch übel, daß wir Teutsche nie vil acht auf unser Muttersprach gehabt haben, wie sie gepflanzt und außbracht ward; die ja gleich ire facundiam und zier so wohl hat als andere sprachen. Wer es erfahren will, der besehe und lese den verteutschten Josephum, Senecam, Officia Ambrosii und vil trefflicher autores, die der hochberedt mann teutscher nation, doctor Caspar Hedio zu Straßburg, verteuscht und in wunderbarlichen wolstand teutscher zungen bracht hat. Darob werden auch vil stoltzgelerte murren und sagen, es sey nit löblich, daß man alle Ding also in teutsche Sprach bring; das latein werd dardurch verachtet. Ich sag nein darzu. Es ist der lateinischen sprach ein trefflicher ruhm und hoher preiß, daß sie so hohe wunderbarliche ding hinter ihr verborgen hat gethan, und macht uns teutschen, daß wir erst anfahren unser eigen Sprach regulieren und wolstellen.*

2) Wenn die Übersetzung des Valerius Maximus durch Heinrich von Mügeln (aus dem Jahre 1369!) noch 1489 durch Anton Sorg in Augsburg gedruckt wurde, liegt das zweifellos mit an der durch die Frühhumanisten hervorgerufenen Vorliebe für derartige Lektüre in den breiteren Schichten des Volkes.

Die sprachgeschichtliche Bedeutung eines Niklas von Wyle, Heinrich Steinhöwel, Arigo (Schlüsselfelder?), Albrecht v. Eyb, Johann Hartlieb ist schon erkannt und behandelt worden. Aber es scheint mir noch nicht genugsam gerade auf den Schwarm der kleineren Übersetzer geachtet zu sein, die in fleißiger Arbeit stets neu lateinische Schriften einzudeutschen suchen und dabei verschiedener Mittel sich bedienen, um die fremde Kost schmackhafter zu machen. Ihre Tradition geht vom XV. bis ins XVI. Jahrhundert hinein, sodaß wir auch spätere Schriften mithereinziehen dürfen.

Ihre Bemühungen sind um so mehr anzuerkennen, als von kirchlicher Seite diesen Übersetzungen lebhafter Widerstand entgegengesetzt wurde. Das älteste Zensuredikt in Deutschland, welches der Erzbischof Berthold von Mainz 1485 erließ und 1486 wiederholte, bezieht sich auf die Übertragungen, zunächst der Bibel, dann anderer geistlicher und weltlicher Schriften: es tadelt die neuen Wortbildungen und falschen Titel, welche erfunden würden, und leugnet schließlich überhaupt die Möglichkeit, daß die deutsche Sprache fähig sei, die antiken Schriften genügend klar und rein wiederzugeben³⁾. Trotzdem wollten die Humanisten lieber zu den gerügten *stulti temerarii atque indocti* gezählt werden, als eine Arbeit unterlassen, deren Bedeutung für die Kultur ihres Volkes ihnen deutlich aufgegangen war.

In dieser Prosa tritt der Kanzleistil sehr stark hervor⁴⁾. Das zeigt sich zunächst in den bevorwortenden Widmungen. Sie sind stets als Briefe an den hohen Herrn oder günstigen Freund gedacht, denen man das Elaborat dedizierte; sie folgen daher dem Briefstil, wie er sich in den Kanzleien im engen Anschluß an die lateinischen Rhetoriken herausgebildet hatte. Diesen offiziellen Briefstil, im Gegensatz zu dem privaten Herzenserguß, können wir klar erkennen aus der von philologischer Seite noch zu wenig verwerteten Sammlung von G. Steinhäuser: 'Deutsche Privatbriefe des Mittelalters' (Leipzig 1899—1907, 2 Bde.; leider fehlt für die bürgerlichen Briefe immer noch der gerade zeitlich so wichtige III. Bd. von 1476—99). Da finden wir alle Charakteristika des latinisierenden Kanzleistils, neben den sorgfältig beobachteten Anreden, Unter-

3) Arch. f. Gesch. d. dt. Buchhandels 9 (1884), S. 238/41.

4) Außer Burdachs bahnbrechenden Arbeiten vgl. dazu noch P. Joachimsen: Württembergische Vierteljahrshefte N.F. 5 (1896), S. 68 ff., 126 ff.; G. v. Below: Historische Zeitschrift 75 (1895), S. 422 ff.

schriften u. ä. die Synonyma ⁵⁾, die Zwei- und Dreigliedrigkeit ⁶⁾, auch direkte lateinische Konstruktionen, wie part. conj. ⁷⁾ und Nachahmung des abl. abs. (z. B. in Nr. 85, 319) oder des acc. c. inf. ⁸⁾ (z. B. in Nr. 85, 289). Wie bezeichnend für den Unterschied im Briefstil sind die beiden Schreiben König Maximilians I. an den Erzherzog Sigmund von Österreich v. J. 1490 (Nr. 421, 422)! Die erste Epistel, welche Maximilian selbst geschrieben hat, bewegt sich im hergebrachten deutschen Satzbau, er plaudert, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Der zweite Brief, von einem Schreiber in Maximilians Auftrag verfaßt, schreitet im schwerfälligen Kanzleistil einher, mit verschränkten, nach lateinischem Muster gebildeten Sätzen ⁹⁾.

Die Widmungen der Übersetzer, welche als offizielle Briefe auftreten, sind natürlich auch in diesem Stil verfaßt. Dabei gibt der Übersetzer zugleich Bescheidenheit vor und entschuldigt sich wegen seines schlechten Deutsch: So bittet Vigilius vor der Verdeutschung von des Philipp Beroaldus Schrift 'De septem sapientium sententiis', welche er dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz dedizierte, um Verzeihung, daß er gewagt habe, *dieses Buch in eyn grob onbebauwen*

5) Vgl. dazu besonders S. Szamatolski, Huttens deutsche Schriften (Q.F. 67). Straßburg 1891; P. Joachimsen: a.a.O. S.92.

6) F. Wenzlau, Zwei- und Mehrgliedrigkeit in der deutschen Prosa des XIV. und XV. Jahrhunderts (Hermæa 4). Halle 1906; F. Dickhoff, Das zweigliedrige Wortasyndeton in der älteren deutschen Sprache (Palæstra 45). Berlin 1906.

7) Wann ist ein part. conj. im Frühnhd. dem Lateinischen nachgeahmt? Häufig erscheinen appositionelle Partizipien, die einen Nebensatz vertreten und den Satzbau schwerfällig machen, namentlich wenn sie dem eigentlichen Hauptsatz folgen. Im Lateinischen ist der syntaktische Zusammenhang durch die Flexion des Partizipiums erkennbar. Da im Frühnhd. aber das Partizipium durchaus nicht immer zum Subjekt gehört, sondern unflektiert zu jedem Kasus tritt, ist der Zusammenhang oft nicht leicht zu erkennen. Diese Partizipien gehen also auf den Einfluß des Lateinischen zurück; sie verschwinden mehr und mehr aus der deutschen Sprache, das Partizipium wird mehr und mehr auf die attributive Funktion beschränkt. Noch heute lesenswert dazu Adelung, Von dem Participio des Deutschen: Magazin der deutschen Sprache II (1782), S.41/58. Die Groninger Dissertation von H. A'n'nema, Die sog. absoluten Partizipialkonstruktionen im Nhd. (1924) war mir noch nicht erreichbar.

8) E. Herford, Über den acc. c. inf. im Deutschen. Progr. Thorn 1881.

9) Solche typische Kanzleibriefe sind auch I, Nr.526 (v. J. 1441), 353 (v. J. 1481), 385 (v. J. 1484), 588 (v. J. 1494); II, Abt. 2, Nr. 40 (o. J.), 46 (v. J. 1468), 49 (v. J. 1469).

Creuch gemysch dutsch zu bringen, und fleht in echt kanzleimäßigen Wendungen, ob es grob, unzirlich gesetzt ist, die gutten sententz, sprüch und meynung des gutten philosophen mern, dan das unschicklich deutsch, und myn underthenigen gehorsamenn dinstlichen willen darin gefallen zu lassen (Z.f.d.Ph. 26, 1884, S. 69 f.). Oder Wimpfeling sichert sich Friedrich v. Dalberg gegenüber in einer Widmung: *U. g. woll dise ungezirt und ungeschmukt uflegung, dann ich hofflichs und verbliepten dutschens ungeubt bin, gutwilliglich annemen* (Hartfelder, Ungedruckte Übersetzungen klassischer Autoren aus der Humanistenzeit. Progr. Heidelberg 1884. S. 33). „Verblümete Rede“, „geblümete Worte“, das waren die Bezeichnungen für die aufgeschwellte Kanzleisprache, wie denn z. B. Anton von Pforr, um eine besonders zierliche und gewählte Art der Danksagung zu kennzeichnen, schreibt: *Diser goltschmid danckt jm mit geblünten worten der barmhertzigkeit und genad* (StLV. 56, S. 174). Oder Michael Herr salviert sich in seinen ‘Schachtafeln der gesuntheit’ (Straßburg 1533, S. 259; das lat. Original ist von Tacuinus) mit der Schwierigkeit der arabisch-lateinischen Fachausdrücke für den Fall, daß *einer das teütsch straffen würd, das es nit so zyerlich unnd nach regelen der Cantzleyen gesetzt wer*; manche solcher Ausdrücke habe er *von not wegen unverteütscht müssen lasßen, ettlich aber mit hülf der synonomarien verteütscht, unter welchen mir selbs etlich nit genug thun*.

Stehende Redewendungen ziehen sich auf diese Art durch das Jahrhundert deutscher humanistischer Übersetzungen hin. Schon die mittelalterlichen Übersetzer liebten es, für ihre freieren Übertragungen als Entschuldigung das Wort des Hieronymus im Brief an Pammachius gelten zu lassen: *Ego enim non solum fateor, sed libera voce profiteor me in interpretatione Graecorum, absque scripturis sanctis, ubi et verborum ordo mysterium est, non verbum e verbo, sed sensum exprimere de sensu* (Migne, PL. XXII, 571). Die Humanisten greifen dies auf, gehen vielfach aber auf die Quelle der Phrase zurück, Horat. Ep. II, 3 v. 133 f. (*Nec verbum verbo curabis reddere fidus Interpres nec desilies imitator in artum*), und zitieren demgemäß den lateinischen Dichter als Gewährsmann: N. v. Wyle (StLV. 57) S. 8; Steinhöwel, Aesop (StLV. 117) S. 4, Spiegel des menschlichen Lebens Bl. 7 b; J. Grünpeck, Traktat von dem Ursprung des bösen Franzos (1496, Übersetzung von S. Brants Gedicht ‘De pestilentia scorta’), Bl. 21 b; A v. Bonstettens Vorrede zu der Übersetzung seiner eigenen ‘Österreichischen Geschichte’ (Württemberg. Vierteljahrshefte NF. 5, 1896, S. 104); Ringmanns Caesar-

übersetzung (1507), Bl. CLIIIa. Aus Horaz (Carm. IV, 2 v. 27 ff.) stammt ebenso der beliebte Vergleich des Humanisten mit der honigsammelnden Biene, der allerdings auch in der Fassung des Basilius (Migne, PG. XXXI, 58) angeführt wird: N. v. Wyle S. 14, 353; Steinhöwel, Aesop S. 4, 80; A. v. Pforr (StLV. 56) S. 46; Brief Gregors von Heimburg an Joh. Rot (M. Herrmann, A. v. Eyb. Berlin 1893. S. 135); Sieder, Vorrede zur Apulejus-Übersetzung (1500, doch erst 1538 gedruckt); Schöfflerlin, Vorrede zum II. Teil des Livius (1505); Heinrich von Eppendorf, Pliniusübersetzung (1543) Vorrede. Der verdeutschende Humanist gefällt sich mit Vorliebe, wie die Autorenbilder ebenfalls dokumentieren, in der Situation des Schreibenden; daher wird immer wieder die Redensart von der Feder aufgenommen, welche man benutzt oder übt, mit der man arbeitet, in der ein Wort stecken bleibt, in die man einen Satz faßt, die man schließlich fallen läßt: N. v. Wyle S. 12, 352 (hier als neuaufgekommen ausdrücklich erwähnt *Wir wollen das in der federn belyben lassen*); Steinhöwel, Aesop S. 342, Von berühmten Frauen (StLV. 205) S. 191, Spiegel des menschlichen Lebens (StLV. 205) S. 335; Arigo (StLV. 51) S. 668 f.; Peter Schöffler in der Vorrede zum 'Ortus sanitatis' (1485); Gallus Oheim, Reichenauer Chronik (StLV. 84), S. 12, 25, 64; Sieder, Vorrede zum Apulejus; noch 1565 Sigm. Feyerabend in der Vorrede zur Liviusübersetzung des Nikl. Heyden. Um den Wert der Geschichte zu kennzeichnen, also ihre eigene Arbeit in das rechte Licht zu stellen, zitieren die Übersetzer (oder Verleger) der römischen Historiker gern in der Vorrede Ciceros Worte de Orat. II c. 9 § 36: Schöfflerlins Livius (1505); Ringmanns Caesar (1507); Dietr. v. Plening, Übersetzung von Plinius 'Panegyricus Traiani' (1511); Miccyllus' Widmung des Tacitus (1535).

Eine sprachliche Eigentümlichkeit dieser Übersetzer sei ebenfalls vorweggenommen, da sie auf einem Prinzip beruht, dem so gut wie alle folgen. Da nämlich von Anfang an den antiken Übertragungen der Zweck innewohnte, sowohl den betreffenden Autor wie die Welt des Altertums den Lesern möglichst nahezubringen, verwandte man ein Mittel, das auch Albr. v. Eyb bei seinen Plautus-Bearbeitungen mit Erfolg gebraucht hat, und vor dem bis in die Gegenwart hinein weder die Historiker (Mommsen) noch die Übersetzer (Lenz, Bardt) zurückgeschreckt sind: man setzte für die antiken Beamten- und Berufsbezeichnungen deutsche Titel ein, welche dem Leser geläufig waren und ihm ein klares Bild von der bestimmten Person

und ihren Befugnissen geben konnten¹⁰⁾. Genau so stellte man auf den begleitenden Holzschnitten die römischen Legionare als Landsknechte dar und ließ sie mit Kanonen Veji oder Syrakus beschießen. Bereits Ludwig v. Hohenwang übersetzte in seinem Vegetius (von ca. 1475) stets *miles*, *tiro* und *militia* mit *Ritter* und *Ritterschaft* und bemerkte dazu voll höfisch-devoter Gesinnung in der Widmung: *Wa ir vindent in diesen Biecher Ritter oder Ritterschaft, solt ir versten reitery und reiter, die allweg der Ritterschaft in Diensten als ihren herren beiwohnend und lieb und hab mit ihn wagent.* Dazu gab er eine Erklärung der in der Schrift stehenden lateinischen termini technici nach dem Alphabet. Aber auch hier geht Wyle energisch mit wirklicher Eindeutschung voran, Steinhöwel und die anderen folgen: ein Jahrhundert lang, bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts, wird dieses sprachliche Mittel angewandt. Eine kleine Liste nur möge das Gesagte verdeutlichen, wobei ich ausdrücklich betone, daß ich die führenden Übersetzer beiseite lasse, um die Wirksamkeit ihrer Gedanken bei der Gefolgschaft zu demonstrieren: *consul* = *rattgeb* (Österreicher), = *Bürgermeister* (Schöfflerlin, Ringmann, Boner, Eppendorff, Vielfeld, Micyllus); *senator* = *Ratsherr* (Pleningen, Ringmann, Boner, Eppendorff); *sacerdos Vestae* = *closterfrawe* (Pleningen), = *Aptissin* (Boner), = *Nonne der Göttin Vesta* (Vielfeld); *pædagogus* = *kintmaister* (Österreicher); *musicus* = *Lautenschläger* (Reuchlin); *castra* = *Wagenburg* (Pleningen, Ringmann); *miles* = *Ritter* (Hohenwang), = *soldner* (Pleningen); *tribunus plebis* = *Zunftmeister* (Schöfflerlin, Ringmann, Eppendorff, Micyllus, Vielfeld); dazu *tribunicus* = *fölkisch* (Österreicher), wohl der erste Beleg für das heut allerdings in anderem Sinne gebrauchte Wort; *imperator* = *houptmann* (Pleningen), = *Feldhauptmann* (Ringmann); *impedimenta* = *Troß* (Ringmann, Boner); *praetor* = *Schultheiß* (Ringmann, Vielfeld, Micyllus); *quaestor* = *Rentmeister* (Ringmann, Micyllus), = *Pfennigmeister* (Vielfeld); *villa* = *lusthuß* (Reuchlin), = *Dorf* (Sieder); *praefectus* = *Landvogt* (Boner); *as* = *Dickpfennig* (Boner); *coniuratio* = *Bundtschuh* (Eppendorff, Vielfeld); *architectus* = *tachmaister* (Österreicher).

10) Auf diese 'neuartige Anwendung moderner Titel bezieht sich wohl folgender Satz in dem oben erwähnten Zensuredikt Bertholds von Mainz v. J. 1485: *Fateri oportet ydeomatis nostri inopiam minime sufficere necesseque fore, eos [sc. translatore] ex suis cervicibus nomina fingere incognita aut, si veteribus quibusdam utantur veritatis sensum corrumpere, quod propter magnitudinem periculi in literis sacris magis veremur.* (Arch. f. Gesch. d. dt. Buchh. 9, 1884, S. 239.)

Bei den Übersetzungsprinzipien trennen sich aber die Wege¹¹⁾. Für die einen ist Niklas von Wyle maßgebend mit dem zuerst scheinbar von Gregor von Heimburg gepredigten Grundsatz, man müsse die lateinische Sprache zum Muster der deutschen machen und sie in Satzbau sowie Wortstellung möglichst genau nachahmen (StLV. 57, S. 9 f.). Daher klammert sich ein Teil der Verdeutscher eng an den lateinischen Text an, läßt sogar der sprachlichen Treue zuliebe die Synonyma und andere rhetorische Zierate weg, die in den Vorreden angewandt worden sind, und folgt ängstlich Wort für Wort dem Latein. Am weitesten geht darin Albert von Bonstetten; bei ihm gibt es relativischen Anschluß, dat. comp. in Nachbildung des abl. comparationis, acc. c. inf., part. conj. und acc. abs. (vgl. Joachimsen: Württemberg. Vierteljahrshefte NF. 5, 1896, S. 104/6). Dasselbe Schauspiel gewähren Wilhelms von Hirnkofen Übersetzungen (1478); auch da lateinische Satzbildung und Wortstellung, acc. c. inf. u. dgl. m. (Joachimsen: a. a. O. S. 114/6). Wyles Schule ist auch der Ulmer Druckherr Ludwig von Hohenwang zuzurechnen; in seiner Vegetiusübersetzung (ca. 1475) ist er gänzlich vom Latein abhängig, auch die Widmung an den Grafen Johann von Lupffen wie die erweiternden und erklärenden Zusätze innerhalb des Textes zeigen alle Anzeichen des latinisierenden Kanzleistiles; z. B.: *Wann aber mangerlei gerist, bolwerck und gebeu in dem vierden buch begriffen ist und kain sach ganz klarlich durch bedeutnuß der wort als durch zaigen ains monsters begriffen, beschrieben und bedeut mag werden, darum hab ich das funft Buch gesezset mit figuren dar zu gehörend und solichs ußweisend*. Ebenso hält sich der Schussenrieder Abt Heinrich Oesterreicher in der für Eberhard von Württemberg angefertigten Verdeutschung des Columella (1491) getreu an das lateinische Original und dessen Syntax; da finden wir acc. c. inf. und nom. c. inf., acc. abs., part. conj., dat. compar. sowie eine starke Betonung der doppelten Synonymik. Im gleichen Jahr vollendete neben anderen, jetzt verschollenen Arbeiten der Oppenheimer Stiftspfarrer Johann Gottfried (von Odernheim) für Friedrich

11) Wenn im folgenden von dem lateinischen Original des humanistischen Übersetzers die Rede ist, wird damit nicht stets die unmittelbare Vorlage für den betr. Übersetzer bezeichnet; man arbeitete vielfach nach Handschriften, mitunter nach den ersten (meist in Italien erschienenen) Drucken, die selbstverständlich keine kritischen Ausgaben darstellten. Für unsere Zwecke genügte das Zurückgehen auf einen der ältesten gedruckten Texte; für Einzeluntersuchungen, an denen es noch fast überall fehlt, kommt natürlich obige Frage zunächst in Betracht.

von Dalberg, den Bruder des Bischofs Johann, eine Übersetzung von Ciceros 'Cato' (cod. pal. germ. 469, Bl. 1/97)¹²); von ihm erschien auch Epikurs Leben in Briefform als posthumes Werk: *'Ein schons buchlein von rechtem warem wollust menschlichs lebens . . . Durch Hern Johan Gotfridi Weilant Pfarhern zu Oppenheim verdeutscht'* (o. O. u. J.). Hier gewahren wir ebenfalls wieder engen Anschluß an das Latein, fortwährende Anwendung des acc. c. inf. Wie hoch man in Humanistenkreisen diese Stilart schätzte, geht aus dem Urteil des Trithemius hervor; in seinem 'Catalogus illustrium virorum' (Opera 1610. I, 170) nennt er Gottfrieds Verdeutschung von Ciceros 'De natura deorum', die zweifellos nach denselben Grundsätzen gearbeitet war, *docte et eleganter*. Der damals ebenfalls noch dem Heidelberger Kreis angehörende Jakob Wimpfeling scheint gleichen Prinzipien gehuldt zu haben. Wir wissen, daß er für den eben genannten Friedrich von Dalberg des Beroaldus Buch 'De tribus fratribus' übersetzt hat. Der deutsche Text selbst ist verloren gegangen, aber in cod. pal. germ. 469, Bl. 98, die Widmung erhalten (Hartfelder, a. a. O. S. 33). In ihr stehen Sätze, die ein bezeichnendes Licht auf Wimpfeling's Übersetzertätigkeit und -auffassung werfen: *Wol mir uwer strengkeyt verzeyhen grobe, unzüchtige, ungeschickte ußlegunge etlicher wort als huren und hurerig und desglichen, dann ich von dem latin nit hab wollen wychen umb merer kreftiger nachtruck zu inbildung und herzigung der verachtung und verwerfung diser großen laster*. Deutlicher kann auch die moralische Wirkung, welche man sich von dem latinisierten Deutsch versprach, nicht ausgedrückt werden. Mit einer von den typischen frühhumanistischen Bildern strotzenden Vorrede widmete von Würzburg aus am 19. Sept. 1500 der bischöfliche Sekretär Johann Sieder, also ein Angehöriger der Kanzlei, seine erst 1538 gedruckte Apulejusübersetzung dem Bischof Johann von Dalberg, stand demnach geistig dem Heidelberger Freundeskreise nahe und wußte wohl um Dalbergs Interesse für antike Eindeutschungen¹³). Mit der gleichen Ängstlichkeit, wie Wyle in der XIII. Translation, entschuldigt Sieder sein Vorhaben, ein so unzuchtiges Buch zu übersetzen, durch den Hinweis auf die Bibel, wo auch mehr Böses als Gutes zu finden sei: *und ist kein schrift besser*. Auch in der Übersetzung wandelt Sieder in Wyles Bahnen: in der Satzfolge hängt er genau am Latein; die Partizipialkonstruktionen

12) Vgl. Hartfelder, a. a. O. S. 34; Germania 33 (1889), S. 27/31.

13) Die Übersetzung, ohne Sieders Namen, aufgeführt bei Morneweg, Johann von Dalberg. Heidelberg 1887. S. 236 f.

sind fast stets beibehalten, der abl. abs. wird aber schon durch Umschreibung mit einem als -Satz oder durch part. conj. wiedergegeben¹⁴⁾.

Bei solcher Wertschätzung, deren sich Wyles Grundsätze bis Ende des XV. Jahrhunderts in manchen humanistischen Kreisen erfreuten, kann es nicht wundernehmen, daß auch in deutschen Originalwerken dieser Stil seinen Einzug hält. An Stelle der Parataxe tritt die Hypotaxe, die Einschachtelung der Sätze ist eines der auffallendsten Kennzeichen für diese latinisierende Schreibart. Schon Friedrich Rieder hatte im 'Spiegel der wahren Rhetorik' (1493), wenn er auch manchen Gegensatz zu Wyle aufweist (Joachimsen: a. a. O. S. 107/9), dennoch prinzipiell den deutschen Satzbau nach dem lateinischen gemodelt und die lange, verschränkte Periode als Vorbild hingestellt. Ihm folgten die anderen zahlreichen Rhetoriken und Formelbücher nach, besonders die des XVI. Jahrhunderts (Geßler 1511, Hüge 1528, Meichßner 1537, Saur v. Franckenberg ca. 1580). Auch in Hauers 'Instituendorum puerorum ratio' (1516), also einem Schulbuch für die Jugend, sind die deutschen Übersetzungen der lateinischen Beispielsätze ganz in dieser Schreibart gehalten, auch mit acc. c. inf.: *Ich bin vor ettlichen tagen gen Ingolstadt kummen, und wie wol ich dein sunderlich getröst, mir in meinen sachen beystandt zu than, so vindt aber ich dich durch vorcht des kriegs weggezogen sein, dem nach ich dich fruntlichen bitt, wollest unser alten frundschaft nach mir schreyben, wie ich in allen sachen mich halden soll.* Da erscheint es natürlich, daß der Kaplan Gallus Oheim seine 'Reichenauer Chronik' (StLV. 84), welche er um 1500 mit mutterlicher zungen niederschrieb, in dem latinisierenden Stil verfaßte, nicht nur in der Übersetzung der zahlreichen eingestreuten Urkunden, sondern auch in dem deutschen Originaltext. Die interpretierenden Synonyma *gracy und genaden, habit und claidung, exception und erlaussung, rottund und sinwel* u. a. m. gibt es nicht selten; ferner liebt Oheim die Konstruktion mit dem doppelten Akkusativ (passivisch mit dem doppelten Nominativ), der acc. c. inf. kehrt häufig wieder. Neben zahlreichen Partizipialkonstruktionen sucht Oheim den abl. abs. ins Deutsche einzuführen: er bildet, wie andere,

14) Sieder hatte als Vorlage die editio princeps des Apulejus (Romae 1469) oder eine der ihr folgenden Ausgaben (Vincentiis 1488, Venetiis 1493) vor sich liegen; denn in B. VIII, cap. 27 heißt es bei ihm *des besitzer hieß Britim*; das lateinische *Britim possidentis* steht nur in diesen Texten, in den späteren *Britini*, aus dem handschriftlichen *beati* entsteht oder verlesen.

einen acc. abs., wendet aber auch den nom. abs., trotz ungleichem Subjekt in der Partizipialkonstruktion und im übergeordneten Satz, an. Oheim ist wohl der lebendigste Vertreter der Wyle-Schule, welche nach einem neuen „humanistischen“ Stil auch im Deutschen strebte und, vom Formerlebnis des Latein getroffen, dies auch als Norm für die angestammte Sprache aufstellte.

Aber schon zu seinen Lebzeiten hatte Wyle wenige so rigorose Anhänger. Die meisten beflößigten sich einer milderer Observanz, ließen zwar lateinische Konstruktionen zu, doch wurde der lateinische Satzbau nie herrschend; die Parataxe stand ihnen gleichberechtigt neben der Hypotaxe, und je nach dem Geschick des Einzelnen oder nach der Textstelle der Vorlage wurde von beiden Gebrauch gemacht. Bereits Anton von Pforr, der in den 70er Jahren des XV. Jahrhunderts das 'Buch der Beispiele der alten Weisen', die alte indische Rahmenerzählung 'Kalilah und Dimnah', nach einer lateinischen Bearbeitung übertrug, ist kein strikter Nachfolger Wyles mehr ¹⁵⁾. Zwar ist auch bei ihm der doppelte Akkusativ, ebenso der doppelte Nominativ, in Nachahmung des Latein sehr beliebt, auch der acc. c. inf. findet sich zahlreich, und die Partizipialkonstruktionen häufen sich. Doch den dat. oder gen. abs. wendet er, wenn ich recht gezählt habe, nur viermal ganz vereinzelt an, und der Kanzleiregel, das Hilfsverb auszulassen, folgt er im Nebensatz (mit verschwindenden Ausnahmen) nur dann, wenn das betr. Hilfsverb schon in dem übergeordneten Hauptsatz steht. Ebenso verfährt er in der Synonymik und in der Parataxe weit freier und gewandter — kurz, Pforr bricht als erster aus dem Zwang der Wyleschen Dogmen aus und versucht, wenn auch anfangs noch unsicher, eigene Wege zu gehen. Andere kamen nach. 1482 widmete der Kaplan Michael Christan in Konstanz dem Grafen Joh. Werner v. Zimmern, der selbst mit solchen Übersetzungen sich befaßte ¹⁶⁾, zwei verdeutschte Briefe des Enea Silvio (cod. Vindob., 12596; vgl. Joachimsmen: a. a. O. S. 111/4); trotz der Freundschaft mit Bonstetten strebt Christan gleichfalls nach Freiheit; er spart mit dem acc. c. inf. und setzt ihn meist nur nach Verben des Wahrnehmens oder Empfindens, die Synonyma werden seltener, Parataxe wird bevorzugt. Indes er hat die Wyleschen Eierschalen noch nicht ganz abgestreift; verwickelte Satzungeheuer erscheinen auch hier noch; gern sind die Partizipialkonstruktionen angewandt. auch der

15) Wenzlau, a. a. O. S. 50 ff., überschätzt Pforrs Bedeutung, da er seine lateinischen Satzbau-Eigentümlichkeiten gar nicht berücksichtigt.

16) Zimmernsche Chronik I (St. L. V. 91), S. 485.

relativische Anschluß wird noch nicht ganz fallen gelassen. Dann wieder beweisen bildhafte Ausdrücke, daß hier ein selbständiger Sprachgeist waltet, wenn er z. B. *cornua erigunt* mit *sie spitzend ir hörner* oder *signa Turcorum feruntur* mit *der Türcken paner sind geflogen* wiedergibt. Auch Augustin Tünger, welcher 1486 seine Fazetien zugleich lateinisch und deutsch dem Grafen Eberhard von Württemberg darreicht, emanzipiert sich von Wyles Einfluß¹⁷⁾. Noch verwendet er den acc. c. inf. und nom. c. inf., bildet in Nachahmung des lateinischen abl. abs. einen deutschen acc. abs. und übernimmt gelegentlich den relativischen Anschluß. In der Synonymik und der Titelgebung zeigt sich der Einfluß der Kanzlei. Aber gerade in der Satzbildung offenbart sich selbständiges Wollen; Parallelismus der Hauptsätze, Parataxe wird bevorzugt, das ἀπὸ κοινού wie im Mhd. gern gebraucht. An die Stelle des farblosen lateinischen Pronomens tritt das Substantiv, bildliche Ausdrücke verdrängen das lateinische Abstraktum wie bei Christan.

In dieser Richtung schritten die Heidelberger weiter. Reuchlin (Hartfelder, a. a. O. S. 18/27) beteiligte sich besonders eifrig; er übertrug Stellen aus Homer in deutsche Verse (Dalbergs Dank dafür vom 12. Dezember 1491: Reuchlins Briefwechsel, StLV. 126, S. 32); aus politischen und literarischen Gründen verdeutschte er 1495 für Eberhard von Württemberg die 1. Olynthische Rede des Demosthenes (hsg. von Poland, Bibl. älterer deutscher Übersetzungen 6. Berlin 1899), 1501 das 1. Buch von Ciceros 'Tuskulanen' als Trostschrift für Pfalzgraf Philipp, dem seine Gemahlin Margareta von Bayern gestorben war (cod. pal. germ. 482). Die Übersetzungen tragen alle die gleichen Züge: Reuchlin hegt echt humanistische Ehrfurcht vor dem Original und schließt sich seinem Wortlaut eng an, oft so eng, daß man die Übersetzung ohne Original, besonders bei Demosthenes, kaum versteht. Dann aber wieder leitet ihn das Bestreben dieses Kreises, die Klassiker wirklich den Laien verständlich zu machen, zu Kürzungen auf der einen, Zusätzen auf der anderen Seite. Auch Reuchlin konnte sich dem Einfluß des Kanzleistils nicht entziehen, der sich besonders in der Anwendung der Synonyma bemerkbar macht; aber die interpretierenden Synonyma fehlen ganz, getreu Reuchlins Grundsatz, *das man sich schemmen sol, in tütschen reden und predigen vil latyns darunder zu müschen*. Ebenso legte

17) Ich benutze hier die Resultate einer in meinem Seminar im Sommersemester 1925 von cand. phil. August Meyer angefertigten Arbeit über „Aug. Tüngers Sprache und Stil in seinen Facetien“.

Adam Werner (von Themar)¹⁸⁾ in seinen dem Kurfürsten Philipp gewidmeten Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen (1502—03) den Hauptwert auf die Deutlichkeit, fügte erläuternde Worte in Klammern bei und bemühte sich um eine klare, verständliche Ausdrucksweise. Noch läßt er das Hilfsverb im Nebensatz weg und benutzt nicht ungern lateinische Partizipialkonstruktionen; aber die Hypotaxe wird zugunsten der Parataxe eingeschränkt, ein Fremdwort nach Möglichkeit vermieden. Der fertigste Übersetzer dieses Kreises ist Dietrich von Pleningen, der gewandte Diplomat und feinsinnige Dilettant¹⁹⁾. Auch bei ihm verschwindet noch das Hilfsverb im Nebensatz, und den relativischen Anschluß behält er fast stets bei. Aber der acc. c. inf. ist so gut wie ganz verbannt, vollständig der nom. c. inf. Eine Nachahmung des abl. abs. wird nicht mehr erstrebt; überhaupt bevorzugt Pleningen nicht mehr die Partizipialkonstruktionen, sondern löst sie — und darin steht er in seiner Zeit ziemlich allein — gern in einen Nebensatz auf. Wenn er, wie andere Humanisten, unbefangen *pericel, glori, victori* schreibt, so scheinen diese Wörter nicht mehr als Fremd-, sondern als Lehnwörter empfunden zu sein, um so mehr als sie zur geistigen Ausdruckssphäre der deutschen Humanisten gehörten.

Eine der interessantesten Textgeschichten, die zugleich den Sprachwandel offenbart, hat die Livius-Übersetzung von 1505, welche Kaiser Maximilian I. gewidmet ist²⁰⁾. Sie besteht aus drei Teilen. I und II enthalten die erste Dekade und Supplemente, übersetzt von Bernhard Schöfflerlin, „doctor in keyserlichen rechten“. Schöfflerlin legt in den Vorreden zu I und II ausführlich Rechenschaft über sein Vorhaben ab. Hier interessieren uns seine sprachlichen Grundsätze, über die er sich folgendermaßen ausläßt (Bl. Ai b): *Ich will mich aber nit fleissen noch darauff geben, das ich von wort zu wort die alten bücher der Historien zu Teütsch bring, wann sie zuvil lang seind und manch Heydenisch gefert und Abgöttereÿ in sich halten, sonder allein darauff ziehen unnd nemmen, das sich meinem bedunken in Teütscher spraach am besten fügen will. Auch mich nit auff ein Buch begeben, sonder auß allen be-*

18) Hartfelder, a. a. O. S. 9 f., 28/32; Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 33 (1880), S. 1/101.

19) Hartfelder, a. a. O. S. 5/8, 13/8; A. Schmidt: Z. f. d. Ph. 28 (1895), S. 17/26; W. Vilmar, Diss. Marburg 1896.

20) H. Heidenheimer, Joh. Gutenberg in den Schöfferschen Drucken des deutschen Livius: Zeitschr. f. Bücherfreunde, Jg. 2 (1898/99), II, S. 368/71.

wärten büchern, durch die Lateinischen unnd Griechischen beschriben, samlen, das mir füglich ist, als die Bynen thun, die auß mancherley blumen das süß saugen, darvon sie ihr honig zusammen tragen, und will versuchen, ob es in Teütscher spraach lieblich zu hören, süßlich lauten oder etwas fruchtbars darvon entspringen wöll. Ich hoff, es soll zu dem wenigsten mehr nutz bringen, dann das man die fabel (die man nennet die Ritter bücher), die erdachte, ungeschehene, auch ungleübigē ding in sich halten, lese, die auch den menschen zu solcher vernunft und geschickligkeyt als dise warhafftige Historien nit steüren noch bringen mögen. So fortgeschritten sich Schöfferlin in der historischen Erkenntnis und Quellenkritik zeigt, so schwerfällig ist noch sein Stil. Zwar beginnen auch bei ihm unmittelbare lateinische Konstruktionen zu versiegen; acc. c. inf. und abl. abs. fehlen; die Partizipialkonstruktionen werden aufgelöst. Aber die Satzverschränkung herrscht unbedingt; die Folge des lateinischen Satzes wird festgehalten durch alle Nebensätze hindurch. Der Kanzleistil triumphiert in beständigen Synonymen, Mehrgliedrigkeit ist fast die Regel. Auch der Übersetzer des III. Teils, der nach Schöfferlins Tode, vom 31. Buch des Livius ab, das Werk fortsetzt, der Mainzer Kanonikus Ivo Wittig, entfernte sich nicht von diesem Sprachstil. Eine Neubearbeitung nahm, nach zwei Zwischendrucke (Straßburg 1507, Mainz 1514), Nikolaus Carbach 1523 vor; er vermehrt die Ausgabe durch Beifügung einer Übersetzung einer vor 4 Jahren gefundenen allerdings fehlerhaften Livius-Handschrift, welche er 1519 mit einer Vorrede Ulrichs von Hutten lateinisch ediert hatte, und klagt beweglich in einem Epilog über die sprachlichen Schwierigkeiten, die er zu bewältigen hatte: *Dan in dem ursprunglichen exemplar vil wort also unfleissig geschriben stehen, das man jnnemer muß nachgedenken und sich uff sie besinnen, wan sie zu lesen sein, zu zeiten etlich wort, etwan auch viel zeil ußgelassen sein, von denen die meynung und verstandt gantz verdünckelt würt.* Überhaupt hat sich Carbach über das Verdeutschen seine Gedanken gemacht: *Es ist fürwahr, als mich bedunckt, gar nichts also schwer, als etwas von eyner sprach in die ander geschicklich und eygentlich zu bringen, umb vielerley ursachen . . . in sunderheit aber darumb, das eyn ytliche sprach ein besondere eygenschafft an ir hat, die der andern etwan gar nit oder seer wenig gemeß und gleich ist.* Vielleicht wegen solcher Schwierigkeiten läßt Carbach den Wortlaut Schöfferlins und Wittigs unangetastet. Erst 10 Jahre später (1533) machen sich derselbe Carbach und Jacob Mi-

cyllus²¹⁾ daran, die Ausgabe zu modernisieren. Sie wird wieder um neugefundene Bücher des Livius vermehrt; aber vor allem wird die Sprache energisch auf den Standpunkt der Gegenwart gebracht; das Original wird neu verglichen und dadurch eine wirkliche Übersetzung gestaltet. Die schwierigen Satzperioden werden gebessert, die Parataxe wird stärker herangezogen, kurz, es wird für damalige Zeit eine lesbare Verdeutschung geschaffen²²⁾. Schließlich benutzt auch Zacharias Müntzer in seiner zuerst 1568 erschienenen Ausgabe trotz der Versicherung *jetzund aufs neu auß dem Latein verdeutscht* die alte Schöffelinsche Arbeit stark, nur daß sie jetzt in die Sprache der 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts umgeschrieben und geglättet wird. Die Fülle der Neuauflagen und Nachdrucke, welche Müntzers Ausgabe bis in das XVII. Jahrhundert hinein erfuhr, belehrt anschaulich über die Beliebtheit dieses mit Holzschnitten prächtig ausgestatteten Werkes, an dem man den Sprachwandel eines Jahrhunderts ablesen kann.

Mit Schöffelin werden die Übersetzungsgedanken wieder aufgenommen, welche von Steinhöwel und Arigo ausgegangen waren, und im XVI. Jahrhundert noch erweitert, verstärkt, vertieft. Wenige Beispiele mögen es vorläufig illustrieren. In diesem Zusammenhang verdient zunächst die Nachrede Beachtung, welche der Mainzer Humanist Dietrich Gresmund seiner Edition 'Valerii Probi interpretamenta litterarum singularium in antiquitatibus Romanis' (1510) beigab. Darin ermahnt er die Jünglinge, sie sollten aus diesen Antiquitäten, Abkürzungen und Noten Lesen, Schreiben, lateinische und deutsche Worte interpretieren lernen; sie sollten fein, geschickt und mit Geschmack schreiben und nicht wie viele ihrer Zeitgenossen, die läppisch, ungereimt, barbarisch sich ausdrückten, die neue Worte bildeten und überflüssige häuften. Einer der fruchtbarsten Übersetzer in den 30er Jahren des XVI. Jahrhunderts war der Kolmarer Schultzeiß Hieronymus Boner, von dem wir 19 Verdeutschungen griechischer und lateinischer Historiker besitzen²³⁾. Der acc. c. inf.

21) J. Classen, Jacob Micyllus. Frankfurt a. M. 1859. S. 257 ff.

22) Ebenso verfährt Micyllus in seiner Tacitus-Übersetzung (1535). Synonymik wendet er an weniger zum Schmuck (*unerschrocken und unverzagt, des schenckens und geudens*) als zur Verdeutlichung (*gewalt und herrschaft, commun oder burgerschaft, gebiet oder statt*), durch Mehrgliedrigkeit gestaltet er des Tacitus gedrungene Schreibweise aus, verwendet aber weder acc. c. inf. noch Partizipialkonstruktionen.

23) Die Straßburger Dissertation von G. Wethly (1892) ist vollkommen wertlos, noch nicht einmal im Bibliographischen zuverlässig, und geht unfehl-

taucht bei ihm noch auf, spielt aber keine große Rolle mehr; den nom. c. inf. liebt er besonders bei der wörtlichen Übersetzung von *videtur* mit *wird gesehen*. Das sind aber auch die letzten lateinischen Reste. Vor allem geht Boner mit dem Text selbständiger um; je nach Gutdünken, wie er glaubt am deutlichsten zu sein, schließt er sich bald eng an den Wortlaut an, bald paraphrasiert er ihn. Das ergibt dann eine freiere Stellung auch im eigenen Satzbau. Die lateinischen Partizipialkonstruktionen werden grundsätzlich aufgelöst, entweder in Nebensätze oder in Substantiva mit Attribut. Synonymik und Mehrgliedrigkeit sind selbstverständlich bei einem Mann zu erwarten, der schon von Berufs wegen beständig mit Akten- und Urkunden-deutsch sich zu befassen hatte. Aber auch hier ist Boner maßvoll und arbeitet mit Stilgefühl. Ebensolchen Fleiß zeigte Kaspar Hedio in zahlreichen Übersetzungen²⁴⁾ historischer Werke. Bei ihm tritt der acc. c. inf. ebenfalls noch auf; aber er ist kein charakteristisches Stilmerkmal mehr, vielmehr empfindet ihn der Leser im Flusse der meist parataktisch gebauten Sätze als ungehörigen Archaismus, der nur noch wie ein überflüssiger Rest ehemaliger Tradition mitgeschleppt wird. Die Partizipialkonstruktionen sind verschieden behandelt; bei gleichem Subjekt behält Hedio mehrfach das part. conj. bei; sonst bildet er Nebensätze oder versucht eine Umschreibung durch substantivische Redewendungen. Synonymik und Mehrgliedrigkeit werden aufgesucht; zur Verteidigung dieses Kanzleibrauches beruft sich Hedio in der Widmung seines Josephus (1531) direkt auf den „Stadtschreiber“ Peter Brutz, d. h. einen Kanzleiangehörigen und aus ihrer Schule Hervorgegangenen. Soll das etwa heißen, daß man in Übersetzungen, d. h. populären Prosaschriften, diesen geschmückten Stil zu jener Zeit schon als fremd empfand und für ungeeignet hielt?

Jetzt ist nur noch ein Schritt zu den Bearbeitungen, nicht mehr Übersetzungen, die Heinrich von Eppendorff²⁵⁾ und Viel-

bar an allen Problemen vorbei, welche bei Boner in reicher Fülle vorhanden sind.

24) J. Adam, Versuch einer Bibliographie Kaspar Hedios: Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins N.F. 31 (1916), S. 424/9.

25) Hch. v. Eppendorff, von Scherer in der A.D.B. 6 (1877), S. 158 ungebührlich behandelt, verdiente schon um seiner vaterländischen Gesinnung willen, die er in den Randbemerkungen zu erkennen gibt, einmal eine eingehendere Untersuchung.

feld²⁶⁾ seit den 30er Jahren des XVI. Jahrhunderts aus den antiken Schriftstellern anfertigten. Hier kann keine Rede mehr sein von Anklammerung an den Wortlaut des Originals; in der inzwischen auch durch andere Mittel noch herausgebildeten deutschen Prosa (zu welcher die deutsche Übersetzungsliteratur ihr Teil mit beigetragen hatte) wird jetzt eine mehr oder weniger freie Umschreibung des antiken Inhalts ergeben. Der deutsche Autor hat offenbar erst den lateinischen Satz gelesen, dessen Inhalt in sich aufgenommen und gibt ihn nun, so gut er kann, in seiner Rede wieder, ohne zu beharrlich auf das Original zu schießen. Welcher Weg von der Ehrfurcht, aber auch Angst, mit der man einst am fremden Text klebte, bis hin zu dem Grundsatz, den Eppendorff in der Vorrede zu seiner Zusammenschweißung des Florus, Rufus und Eutropius, der 'Bekürtzung Römischer Historien', in die Worte kleidet: *Diueil aber vilfältig von denen Geschichten von den Alten geschriben, unnd alle zeit ein gezyerte kürtze iren anmut hat, so wöllen wir die für hand nemen, so sich kurtzredens geßißen und den nechsten mit irem schreiben zu dem kernen der historien gedretten*. Noch respektloser äußerte sich Vielfeld in der Vorrede zum Sueton (1536): *Wa aber jemants von den gelerten mangel daran hett, mögen dieselbigen wol rath bei ihrs gleichen pflegen, außlegen wie es jnen gefelt*. Jetzt ist der Stoff die Hauptsache, die Darstellung soll ihn deutlich übermitteln; daher wird die Sprache mit deutschen Sprichwörtern verbrämt, die lateinischen Konstruktionen verschwinden. Nur eine Eigentümlichkeit hat die Sprache der deutschen Prosa weiter aus der latinisierenden Epoche beibehalten: die Anwendung der Hypotaxe. Die Satzverschränkung steht gleichberechtigt neben der parallelen Satzanordnung und wird von nun an je nach Geschmack des Autors oder der Zeit angewendet, ausgestaltet oder verbannt.

Neben der humanistischen Übersetzungsliteratur mit ihrer ausgeprägt formalen, mehr oder weniger nach dem Latein stilisierten deutschen Sprache bestand indes noch ein weitverbreitetes populärwissenschaftliches Schrifttum²⁷⁾. Dieses jedoch geht sprachlich, mit wenigen Ausnahmen bei den Medizinern (nicht bei den Juristen!), ganz in den Bahnen der „altmodischen“, aus dem Spätmittelalter

26) B. Wenzel, Cammerlander und Vielfeld (Diss. Rostock 1891) hat noch nicht alle Fragen, vor allem nicht die sprachgeschichtlichen, gelöst.

27) Die Begründung für die weiteren Sätze über die Populärliteratur der Juristerei und Medizin muß ich an anderem Orte geben, da der Platz in dieser Festschrift nicht mehr ausreichte.

überlieferten Prosa: es spekuliert auf die unteren Schichten des Lesepublikums. Die humanistischen Übersetzer aber wenden sich zunächst an die oberen Tausend, an den fürstlichen wie ritterlichen Adel und an die vornehmen Patrizier; in diesen Kreisen konnten sie Interesse für ein neues sprachliches Kunstwollen erwarten. Die Anregungen, welche diese Verdeutscher aus den „geblümten“ Formularen der Kanzlei empfangen, vereinigten sie mit dem Streben, das lateinische Sprachideal in der deutschen Rede zu erreichen. Diese sprachformenden Gedanken (auch Luther ist von ihnen berührt) sickerten nach unten durch, vereinten sich mit der älteren, dort erhalten gebliebenen Tradition, und es bildete sich eine neue Prosa heraus, die als wichtigsten Bestandteil des humanistischen Stils die Verschränkung der Satzperiode in sich aufnahm und bis heute bewahrt hat.

In dem beständigen Kampfe zwischen Form und Inhalt, welchen der deutsche Geist zu jeder Zeit führte und führt, hatte für diesen sprachlichen Punkt ein Ausgleich stattgefunden, zur gleichen Zeit, als sich die Wogen der religiösen Streitigkeiten zu glätten anfangen.

Zur Wortgeschichte.

Von

Otto Behaghel.

I.

also.

Das *also* der Folgerung hat die Gelehrten bis jetzt nicht sonderlich beunruhigt. Das DW. bietet im ganzen drei Belege, je einen aus Klopstock, Schiller, Goethe, ohne sie von Fällen wie I. Mos. 8, 14 *also ward die Erde trocken* zu unterscheiden. Heynes Wörterbuch bringt einen Beleg aus Chr. Wolff, Paul bemerkt in seinem Wörterbuch: „Allgemein üblich ist *also* zur Anknüpfung einer Folgerung.“ Vernaleken, Deutsche Syntax II, 358 gibt drei Beispiele aus Chr. Wolff. Der sonst so reiche Blatz gibt II, 748 kein Beispiel. Diese Übersicht bestätigt, was ich im Vorwort zum ersten Band meiner deutschen Syntax S. VIII ausgeführt habe: daß gerade das Gewöhnliche sich der Aufmerksamkeit des Sammlers entzieht.

Ich stelle meinerseits zunächst fest, daß mir das folgernde *also* im Altdeutschen nicht begegnet ist. Ph. Dietz hat in seinem Lutherwörterbuch (63 b) zwar einen Absatz: „*also* als folgernde Konjunktion für *itaque*“, aber kein einziges der sechs Beispiele paßt zu dieser Überschrift. Franke verzeichnet zwar, Schriftsprache Luthers III, 288, ein Beispiel dafür, daß Luther *also* „manchmal auch schon wie wir jetzt folgernd“ gebrauche, aber das Zitat ist falsch, und Franke gibt, wie es leider oft unsinnigerweise geschieht, nur den Satz mit der Konjunktion, nicht den vorausgehenden; trotzdem läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß ein logisch folgerndes *also* nicht vorliegt. Auf ein negatives Zeugnis verweist Kehrein, Gramm. d. dt. Spr. d. XV.—XVII. Jhs. III, 210: Frisius übersetzt in seinem Dictionarium latino-germanicum (1541) lat. *ergo*, *itaque*, *quare* durch *derhalben*, *darumb*, *nun aber*; *also* fehlt in der zur Auswahl gestellten Reihe. Sichere Beispiele fehlen in den Mundartwörterbüchern und bei Schiepek; ein streng logisches Schließen mit Ober- und Untersatz ist ja der lebendigen Rede überhaupt fremd.

Man möchte nun geneigt sein, dieses *also* aus dem *also* herzuleiten, das eine sachliche Folgerung zieht: Zürch. Jahrb. 54, 27 *do niemen zuogegni was, also huob er mit sinem herren an zuo reden und sprach*. Aber damit wird weder die Zeit noch die besondere Art seines Aufkommens befriedigend erklärt. Es erscheint nämlich zu Beginn seines Auftretens mit besonderer Vorliebe im Gefolge von *und*: Leibniz, Deutsche Schriften I, 412 *die Sünd ist nicht von Gott; sondern in einigen Geschöpfen ist die Erbsünde aus dem Unwesen entstanden, und also aus dem Nichts*; Chr. Wolff, Gedanken von Gott (ich benütze die 4. Ausgabe von 1752, die „hin und wieder vermehret“ ist) 13 *vier und zwanzig Groschen machen zusammen einen Thaler, und also sind die Groschen die Theile, der Thaler ist das Gantze. Der Kopf, die Armen, der Rumpf und die Füße machen zusammen einen Leib, und also ist der Leib das Gantze, der Kopf, die Armen, der Rumpf und die Füße sind Theile*; 23 *Sehen ist in dem Wesen eines Thieres, das Augen hat, gegründet, und also eine Eigenschaft desselben*; 24 *so müssen wir den Raum für die Ordnung derer Dinge annehmen, die ungleich sind. Und also kan kein Raum seyn, wenn nicht Dinge vorhanden sind, die ihn erfüllen*, usw.; Gottsched, Krit. Dichtkunst 67 *die Poesie hat ihren Grund im Menschen selbst, und also geht sie ihn weit näher an*; 73 *die nordlichen Völker hatten aber kein so zärtliches Gehör; und verfielen also auch auf dieses künstliche Sylbenmaaß der Griechen und Römer nicht*; Breitinger, Krit. Dichtkunst 24 *mit Farben, die gleichwohl dem Gemähde ein besonderes Licht und Leben mittheilen, und also den Begriff und Eindruck vollkommen machen*. Verknüpft man diese Art des Vorkommens mit der Tatsache, daß sie in die Zeit fällt, da die Sprache der Wissenschaft vom Lateinischen sich dem Deutschen zuwendet, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier mit einer Nachbildung des lat. *itaque* zu tun haben.

II.

altvil.

mnd. *altvil*, das eine Mainzer Hs. des Sachsenspiegels mit *ermotraditus*, d. h. *hermaphroditus* übersetzt, hat die wunderlichsten Erklärungsversuche hervorgerufen, über die das Mnd. Wb. Auskunft gibt. Sollte es nicht einfach = *altovil* sein, einen bezeichnen, der als Zwitter „allzuviel“ hat? Die Unterdrückung des Mittelvokals erweckt heute kein Bedenken mehr nach dem, was wir über die Unterdrückung oder Einschränkung funktionsloser Bestandteile gelernt

haben. Die Auffassung ist übrigens alt: jene Mainzer Hs. schreibt das Wort als *altuvole*. Schwierigkeit bereitet freilich das fast regelmäßig erscheinende *i* der zweiten Silbe; wirkt da irgendwie hd. Schreibung herein?

III.

desto — hinfüro — jetzo.

In seiner Nhd. Grammatik 205 zählt Sütterlin eine Anzahl von Wörtern auf, in denen „gegen die Regel“ *o* im Auslaut erscheint: außer *ihro* und *dero* die Wörter *desto* (mit der seltsamen Übersetzung: „von da aus um so“, vgl. meinen Aufsatz PBB. 42, 288) und *jetzo*, sowie die Gruppe *nunmehr*, *seithero* usw., zu der noch *daferno* zugefügt werden konnte, und spricht die Vermutung aus, vielleicht verberge sich „in dem -o aber eine angehängte Partikel (md. *ō* < *öch* ‘auch’).“

Ich behandle zunächst die Gruppe *seithero*. Hier muß ich den Deutungsvorschlag von Sütterlin aus Gründen der Methode aufs Entschiedenste ablehnen. Zunächst: für einen erheblichen Teil der Bildungen ist eine Zufügung von *auch* seiner Bedeutung nach unbrauchbar. Zweitens: derartige Zusammenrückungen entstehen nur dann, wenn die Teile häufig nebeneinandergestellt erscheinen. Wie aber eine solche regelmäßige Anordnung bei derartigen Wörtern zustande kommen soll, ist mir unklar; unter dem Dutzend der Beispiele, die das DW. von *hinfür* gibt, befindet sich kein einziges, in dem *auch* nachfolgte; das Gleiche ist der Fall bei den über 40 Beispielen von *nunmehr*, die im DW. aufgeführt sind. Aber drittens und vor allen Dingen: die ganze Sippe gehört der Sprache der Kanzlei an, kann also unmöglich mit einer nur mundartlichen Form von *auch* in Verbindung gebracht werden. Nun behauptet freilich Sütterlin: „davon [von dem *o*] zeugen sogar die Mundarten in Mitteldeutschland.“ Hier ist der bestimmte Artikel zu beanstanden: es handelt sich um *hinfüro* im Hennebergischen und um *nunmehr*, das nicht etwa „obersächsisch“ ist, sondern nur in der Rochlitzer Pflege erscheint; *zuforto* im Hennebergischen gehört überhaupt nicht hierher, wenigstens kann ich mir ein nach Abzug des *o* übrig bleibendes *zufort* nicht vorstellen. Für *nunmehr* bemerkt Müller-Fraureuth selber: „urspr. Kanzleiwort“, und mit *hinfüro* wird es sich gleichfalls um ein solches handeln; es fehlt dem hennebergischen Idiotikon jede nähere Angabe über das Vorkommen des Wortes. Es wäre ja auch zu seltsam, wenn ein sich der üppigsten Verbreitung erfreuender Kanzleitypus

aus den Mundarten hervorgegangen, aber doch bis auf jene kümmerlichsten Reste ausgestorben wäre.

Endlich — und schlechterdings entscheidend —: in den Beispielen unseres Typus erscheint *o* nur in Anlehnung an Stämme, die auf *-r* ausgehen und ein *e* oder *ü* zum Stammvokal haben. Jede Erklärung, die dieser Tatsache nicht Rechnung trägt, muß von vornherein abgelehnt werden.

Danach sehe ich keinen Grund, von der Erklärung abzugehen, die ich in meiner Geschichte der deutschen Sprache⁴ 185 gegeben habe, und die Sütterlin wohl entgangen ist: nach dem Muster von *dero* neben *der*, *iro* neben *ir* sind zu *her*, *mehr*, für die Formen *anhero*, *nunmehr*, *hinfüro* usw. gebildet worden.

Keine fremde Erklärung habe ich zurückzuweisen, wenn ich mich nunmehr der Lautgestalt von *desto* zuwende; es ist mir nicht bekannt geworden, daß sich jemand über die Entstehung des auslautenden *-o* geäußert hätte. Auch hier fällt die Frage nach der Heimat entscheidend ins Gewicht. Soviel ich sehe, ist *desto* auf nd. Boden zu Hause. Es wird freilich vom Mnd. Wb. I, 511 nicht verzeichnet, aber ich vermerke Reinke de Vos 366 *desto vrier*, 444 *desto mer*, 1972 *desto bet*; Dodes danz 62 *desto grotter*, 464 *desto mer*; Nd. Narrensch. 48, 82 *so wert dat werck desto er nicht rede* (= Brant 48, 64 *machen doch nit dest besser werck*), 86, 14 *up dat he en desto rechtferdiger plage* (= Brant 86, 27 *das er in dar nach stroff dest mer*), 95, 33 *desto beth*; Hambg. Chron. 343 *nichts desto min*.

Auf niederdeutschem Boden nun bietet sich die Erklärung von selber dar. Zu der Zeit, als noch *te* und *to* nebeneinander bestanden, konnte man *deste* als eine Summe aus *des* und *te* auffassen. Wie leicht eine solche Zerlegung sich einstellen konnte, zeigt Zesen, der aus *desto* ein *des* zu macht: Rosemund 12 *begegneten si ihm mit däs zu höflichern und züchtigern gebärden*, 192 *damit si sich däs zu bässer dahr-ein fünden könne*. Als dann *te* in seinem selbständigen Dasein überall durch *to* ersetzt wurde, konnte dieser Ersatz auch in der vermeintlichen Zusammensetzung erfolgen. Die Folge dieser Zerlegung war dann weiterhin, daß auch *to* allein vor dem Komparativ erscheinen konnte: Nd. Narrenschiff 48, 86 *maken yd to beter nicht eynen bytzen*.

Sind wir nun einmal beim Niederdeutschen angelangt, so läßt sich auch für *jetzo* (= mhd. *iezuo* — *ieze*) Rat schaffen: es ist eine halbe Verhochdeutschung des nd. *ieto*, *jetto*, vgl. das Mnd. Wb. II, 413.

Ich komme noch einmal auf *hennebg. zuorto* zurück, als dessen Bedeutung „besonders“ angegeben wird. Sollte das nicht aus *zuvor* (= „zunächst“, „vor allem“, d. h. also „besonders“) und niederdeutschem *to* zusammengerückt sein?

IV.

Nuodunc.

Der Name *Nuodunc*, den Rüdigers und Gotelindens Sohn trägt, gehört natürlich zu dem Kurznamen *Nuoto*, und den möchte man ebenso natürlich gern zu *nôt* in Beziehung setzen. Aber wie steht's mit dem Vokalismus? Es handelt sich um eine Erscheinung, die auch sonst bei Kurznamen sich findet (so stellt sich *Buoso* zu *Boso*, wohl auch *Buoto* zu *Boto*), also offenbar um eine Wirkung einer besonderen Betonung, die dem Ruf eigentümlich ist. So wird wohl auch *-in* des movierten Feminines aus *-in* im Anruf entstanden sein.

V.

und als Einleitung des Relativsatzes.

Wie *und als* Einleitung des Relativsatzes zu erklären sei, dafür ist noch keine genügende Lösung gefunden. C. von Kraus in seiner eindringenden Darstellung Z.f.d.A. 44, 170 ist der Frage nicht näher getreten.

Daß bis jetzt eine einleuchtende Deutung nicht möglich war, hängt mit dem Umstand zusammen, daß die Art des Auftretens dieses *und* noch nicht genügend erforscht war. Und das ist doch die unentbehrliche Voraussetzung für die geschichtliche Erklärung.

Es muß festgestellt werden, daß *und* in der großen Masse der Fälle in solchen Relativsätzen erscheint, die sich an eine adverbelle Bestimmung anschließen. Und zugleich ist diese Verwendung durch die ältesten Belege vertreten. Ich gebe ein paar frühe Beispiele: Ahd. Glossen I, 794, 18 *innan des unti er daz tuot* (X. Jh.; daneben die Lesart *inni des unziu er daz tuot*); Wien. Genes. 2322 *er bat in, daz er in gelabite mit diu und er da habite*, 3701 *in elliu diu und er tete, so hete er guote site*; MSD. XLVI, 71 *ouch bite wir dich, herre, durch der wandelunge ere und sich dizze opher tuot, du wende uns elliu unsriu lait*; Gen. u. Exod. 14, 19 *an der selben stunt und ez im chom durch den munt*, 38, 10 *inne diu unde si axen*. Schon zahlreiche Beispiele in der eben genannten Abhandlung von Kraus.

Nur selten geschieht es, daß *und* sich an einen einfachen obliquen Kasus anschließt, und ich kenne nur ein Beispiel aus frühmhd. Zeit: Kchr. 7011 *so gewinnet Baierlant hinnen vur nimmer mere die tugent*

unt die ere unt iz bi mir gewon was. Späteres: Nib. 1208, 3 A *ergetzet si der leide und ir ir habet getan*, 2149, 1 *ich mane iuch der gnaden und ir mir habt gesworn*, Leys. 3, 305 *beschaidet mich der maere und ich uch vragen wil.* Ganz vereinzelt endlich bezieht sich *und* auf das Subjekt oder das Prädikatsnomen: Reinolt 1037 *da sprach der keyser und das sach: dank hab er*; Ulrich, Trist. 532, 14 *alse lieb und ich dir bin.*

Die Erklärung dieses *und* muß also von der Tatsache ausgehen, daß die große Masse der Belege den Relativsätzen gehört, die sich an adverbielle Bestimmungen anschließen, und daß diese Verwendung die älteste ist. Eine Ableitung aus dem *und*, das Erweiterungsgruppen oder parataktische Sätze verbindet, erscheint unter diesen Umständen unmöglich. Das Schweiz. Idiotikon I, 323 meint, ein *weil und* könne auf der Umdeutung eines älteren *wilent* (vgl. nhd. *weiland*) beruhen; aber in der Konjunktion *weil* steckt der Akk. *dia wila*; *wilon*, *wilont*, *wilent* ist nie anders denn als adverbiell verwendet worden. Eher wäre mit dem Bayr. Wb. 1, 118 zu erwägen, ob in diesem *und* got. *und*, as. *ant*, *unt* fortlebt (vgl. das vorhin erwähnte Beispiel aus den ahd. Gl.: *inni des unziu er daz tuot*; Graff 4, 1225 belegt aus Notkers Organon *dia wila unz iz ist*). Aber noch ein anderer Ausgangspunkt kommt in Betracht, an den man bis jetzt nicht gedacht hat. Die german. Konjunktion *sippan* (an. *sípan*, ae. *siddan*) lebt fort in dem vereinzelt mhd. *sidunt*, *sident*, aus dem *sint* hervorgegangen ist (vgl. Mhd. Wb. II 2, 3226; Lexer 2, 907; Franck, Z.f.d.A. 46, 171). Da aber neben *sidunt* die Konjunktion *sit* bestand, lag es nahe, *sidunt* als Verknüpfung von *sid* + *unt* aufzufassen und dieses neue *unt* dann auch nach anderen adverbiellen Bestimmungen anzuwenden.

J. J. Bodmers Parzivalbearbeitung.

Von

Paul Merker.

Zu den mannigfachen Verdiensten der Schweizer Bodmer und Breitinger gehört nicht zum wenigsten die Förderung und Liebe, die sie der älteren deutschen Sprache und Literatur zuteil werden ließen. Ein gewisser patriotischer Stolz auf die altschwäbischen Poeten, das konservative schweizerische Idiom¹⁾ und eine glückliche Hand in der Auffindung alter Handschriften begünstigten ihre Bestrebungen; dazu kam, daß die Schweizer mit diesem Teile ihrer Studien im wesentlichen abseits von dem literarischen Kampfplatz jener Tage standen und somit ungestört und unangefochten sich ihnen hingeben konnten. Allerdings hat auch Gottsched sich der alten Literatur zugewandt; aber einmal legte sich sein Interesse mehr auf die althochdeutsche Periode²⁾, andererseits trugen seine Studien auf diesem Gebiete immer den Stempel einer gelehrten Liebhaberei, während die Schweizer mit warmer Anteilnahme und fast kindlicher Freude über jede neue Entdeckung ans Werk gingen. In Leipzig las man die altdeutschen Dichter vom Standpunkte des Kritikers und Grammatikers aus, in Zürich suchte man sie mit nachfühlendem Verständnis zu erfassen.

Im folgenden mag zunächst ein kurzer Überblick über Bodmers altdeutsche Studien bis zum Jahre 1753, wo seine Bearbeitung des Parzival erschien, gegeben werden, jedoch so, daß wir besonders sein allmähliches Bekanntwerden mit Wolfram von Eschenbach und der Gralsage verfolgen.

1) Herder, *Fragm. zur deutschen Litt.* 1. Samml. 6: „Die Schweizer sind zu dem rühmlichen Geschäfte die ersten, uns die Machtwörter jener Zeit zu zeigen, zu prüfen und kritisch einzuführen. Sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben.“

2) Die altdeutschen Aufsätze in den *Krit. Beyträgen* behandeln: Wulfila, Otfrid, Notker, Williram, Tatian, Heliand etc. Seit seinem Programm über die „Eneide“ Veldekes (1745) wendet sich Gottsched freilich auch im Zusammenhang mit der lebenslänglich geplanten „Historie der deutschen Sprache und Literatur“ verschiedentlich mhd. Werken zu.

Schon 1734 ³⁾ hatte Bodmer in seinem „Charakter der teutschen Gedichte“, einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte in Alexandrinern, eine kurze Inhaltsangabe der „Winsbeckin“ gegeben. Eine eingehende Beschäftigung mit der altdeutschen Literatur zeigt sich indessen erst im Jahre 1743, wo in seiner „Sammlung von kritischen Schriften“ ⁴⁾ ein Aufsatz erscheint, der „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause“ handelt. Diese findet er in dem glücklichen Zusammenwirken erregender und beruhigender Momente ⁵⁾, wie sie die Kreuzzüge einerseits, ein geordnetes Staatswesen und tatkräftige Fürstenhäuser andererseits mit sich brachten. Dann fährt er fort (S. 33): „Wären gewisse Werke, von denen wir die Titel noch haben, nicht verloren gegangen, so wäre ich ohne Zweifel im Stande, Ihrem Verlangen ein Genüge zu thun. Hätten wir noch Hermanns von Sachsenhausen Gedichte, Wolframs von Eschilbach starken Rennewart, ebendesselben Gedicht von Marggraf Wilhelm von Narbone, desgleichen was er von Gahmuret und seinem Sohn Parcifall gedichtet, so würden wir mein Vertrauen zu ihren Zeiten und ihrer Geschicklichkeit in voller Kraft erfüllet sehen.“ Er beklagt dann, daß die Redaktion des Heldenbuches im 15. Jahrhundert die alten Dichtungen so entstellt habe, und teilt ein Stück aus dem „Partonopier“ mit, das ihm „von ungefähr in die Hände gefallen ist“. Aus dem ganzen Aufsatz spricht deutlich, daß er diese große Blüteperiode der Literatur, von der er spricht, mehr ahnt als beweisen kann und sie sich rekonstruiert aus kleinen Resten, die zunächst seine einzige Grundlage bilden. Schon aber hat er von der großen Pariser Handschrift der Minnesänger gehört, und auf ihre Erwerbung gehen seine altdeutschen Bemühungen der folgenden Jahre hinaus.

Für die nächste Zeit indes nimmt Opitz das Interesse der Schweizer in Anspruch, von dem sie 1745 eine Ausgabe begannen,

3) Über einen noch früheren Nachweis seiner altd. Studien s. Deutsches Museum, März 1783. Bodmers Beziehungen zur mhd. Epik untersucht eine ungedruckte Münchener Dissertation (1923) von Alfred A. Willi. Nach dem mir nur zu Gesicht gekommenen Dissertationsauszug scheint diese Arbeit aber die Parzivalbearbeitung nur ganz beiläufig behandelt zu haben.

4) Sammlung Kritischer, Poetischer und anderer geistvollen Schriften, die Parzivalbearbeitung nur ganz beiläufig behandelt zu haben. Vgl. auch Burdack, Die Entdeckung des Minnesangs und die deutsche Sprache, in den Sitz.-Berichten der Berliner Akad. 1910, v. 845 ff.

5) Auf Anregung von Blacwells: Inquiry into the life and writing of Homer.

der bekanntlich die völlig unkritische Ausgabe Trillers vom Jahre 1746 zuvorkam. Wenn auch diese beabsichtigte Herausgabe des schlesischen Dichters eigentlich nicht in das Gebiet der altdeutschen Studien Bodmers fällt, so verdient sie doch hier eine Erwähnung um ihrer besonderen Beziehungen zum vorliegenden Thema willen. Noch 1777, als Bodmer in einem Aufsätze des deutschen Museums ⁶⁾ seiner Vorläufer in der altdeutschen Forschung gedenkt, rühmt er: „Goldast, Schilter, Schotz, Opitz, Eckard haben treffliche Fußstapfen gelassen!“ — Inwiefern konnte Opitz Bodmers Kenntnis von Wolfram bereichern?

In der von Enoch Hanmann besorgten Ausgabe von Opitz' *Pro-sodia Germanica* findet sich ein eingelegter Passus von ca. 25 Seiten aus Cyriacus Spangenberg's 'Buch von der edlen Kunst der Musica'. Unter anderem wird hier auch eine Aufzählung der Sänger gegeben, die beim Landgrafen Hermann von Thüringen zum Wartburgkrieg versammelt waren ⁷⁾: „Umb diese Zeit hatte Landgraff Herrmann in Thüringen etliche stattliche Singer gehabt, unter welchen sonderlich die führnehmsten gewesen: Wolfframb von Eschenbach, Walther von der Vogelweide etc.“ Es wird hierauf ein Abriß von Wolframs Leben gegeben und vor allem sein Streit mit Klingsohr, der ihm mit teuflischen Mächten zusetzt, des Breiteren erzählt. Dann heißt es weiter: „Wolfframb von Eschenbach war aus dem Schweizerlande und von Jugend auf ein Liebhaber der Sangeskunst, deren er auch durch viel Lande nachgezogen und hat sonderlich einen Meister gehabt, der Friedebrandt geheiß, der ihn in dieser Kunst unterwiesen und auch viel Meistergedichte in Schriften mitgeteilet und zu Siegbrunnen in Schottland etliche Bücher geliehen, daraus er hernach viele deutsche Lieder gemacht, sonderlich von Gamurret und dessen Sohn Parcifall, item von Marggraff Wilhelm von Narbon.“ — Wenn nun auch Bodmer diesen fabelhaften Bericht mit der nötigen Vorsicht und Kritik aufgenommen haben mag ⁸⁾, so wird er doch auch beigetragen haben, sein Verlangen nach dem berühmtesten Dichter am Hofe der Wartburg, der noch dazu sein Landsmann sein sollte, zu steigern. — Mittlerweile waren die Hoffnungen auf die Erlangung der

6) Deutsch. Museum, Nov. 1777: „Von der Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst.“

7) Ausgabe von 1690, pag. 106.

8) Proben der altschwäb. Poesie, S. XVIII „bedauert er nicht sonderlich“, daß außer diesem einen Abschnitt das Werk des Magisters Spangenberg zugrunde gegangen sei.

Pariser Handschrift gestiegen und Ende 1746 der Codex durch Vermittlung des Straßburger Professors Schöpflin nach Zürich gelangt. Unter den 140 Liederdichtern ist auch Wolfram von Eschilbach, wie ihn die Handschrift und Bodmer in Zukunft stets nennt, mit sieben Liedern in 26 Strophen⁹⁾ vertreten. Daneben aber konnte der Codex noch weitere Anregungen bieten. Einer der „Dichter“, König „Tyro von Schotten“, ist mit einer Strophe der Sammlung einverleibt, deren Schlußworte lauten:

*Flegetanise was si kunnt
der kunde luppen mit diu sper
damit ward Amphortas sichwunt¹⁰⁾.*

Allerdings ist die Anspielung etwas unklar, aber sie dürfte doch Bodmer nicht entgangen sein, der schon damals durch provenzalische Dichter mit der Gralsage vertraut war. Noch in demselben Jahre zeigen sich die Früchte, die aus dem emsigen Studium des Codex erwachsen. Der 12. der Critischen Briefe¹¹⁾ vom Jahre 1746 ist betitelt: „Von den Vorteilen der schwäbischen Sprache, in welcher die Minnesinger geschrieben haben.“ An der Hand von Beispielen macht er die richtige Beobachtung, daß so manches der alten Worte in seinem Werte und Bedeutungsinhalte gesunken und „dem Pöbel überlassen“ sei; daneben glaubt er im Mittelhochdeutschen ein größeres Vorherrschen der Vokale zu finden als in der modernen Sprache. Nach einigen allerdings recht törichten Bemerkungen über das Versmaß der Minnesinger, dem er mit antiken Metren beizukommen sucht, fährt er fort: „Die Abschreiber haben auch viele Silben beygesetzt, und viele ausgelassen, weil sie selbst das Maß nicht verstuhnden, und dieses ist schon bei Lebzeiten der Verfasser geschehen, gestalt Eschilbach schon zu seiner Zeit darüber geklagt hat:

*Ich Wolfram bin unschuldig
Ob Schriber recht, unrichtig machet.“*

Wenn ihm hierbei auch der Fehler passiert, daß er diese Zeilen Wolfram selbst zuschreibt, während sie aus dem „Jüngeren Titurel“ Albrechts von Scharffenberg stammen¹²⁾, so zeigt sich doch, daß

9) Strophe 24—26 der Manesseschen Hs. gelten heute allgemein als unecht.

10) Manesse, II, 250 b; s. auch Hagen, MS. IV, 12.

11) Critische Briefe, Zürich 1746.

12) Lachmann (5. Aufl.), Einleitung XXXII, wo sich überdies die Stelle vollständiger und richtiger zitiert findet.

neben den Lyrikern auch die großen Epen langsam in seinen Gesichtskreis treten und von ihm gelesen werden.

Doch wollten die Schweizer diese neue Welt, die sich ihnen so eröffnet hatte, nicht in ihr Studierzimmer gebannt wissen. So taucht schon bald der Gedanke¹³⁾ auf, durch einen Neudruck weiteren Kreisen Gelegenheit zu geben, sich selbst mit der älteren Literatur zu beschäftigen. Aber von dem richtigen Gefühl geleitet, daß eine Publikation der ganzen Sammlung zunächst nur abschrecken könne, brachte das Jahr 1748 vor der Hand: „Proben der altschwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts“. Nebst einer Geschichte der Manessischen Handschrift finden sich hier als Einleitung auch Nachrichten von den persönlichen Umständen der alten Dichter. Fast von allen weiß Bodmer einige Notizen zu bringen, nur von Wolfram von Eschenbach nicht. Der vorher erwähnte Bericht Spangenberg's genügt ihm nicht, da darin¹⁴⁾ „so apocryphische Sachen sind, daß auch das Wahre, welches damit vermischt sein mag, verdächtigt wird“. Nur zum Schlusse des Abschnittes über Heinrich von Veldeke wird Wolfram noch einmal erwähnt: „Des von Eschilbach Lieder sind ungefähr in demselben Charakter geschrieben. Aber man muß die Poesie des von Veldic nach der Eneid und des von Eschilbach nach dem Parcival beurteilen.“

Auch das kritische Organ des folgenden Jahres, die „Neuen kritischen Briefe“¹⁵⁾, zeigt das Ausbreiten und Vertiefen¹⁶⁾ dieser Studien. Namentlich interessiert ihn die Ähnlichkeit der provenzalischen und altschwäbischen Poesie, die sich seiner Meinung nach gegenseitig in den Kreuzzügen befruchteten. Dann heißt es weiter (S. 85): „Die Geschichte von Gamuret und seinem Sohne Percifal ist gleichfalls provenzalischen Ursprungs Wolfram von Eschilbach hat einen großen Teil von Gamuret und Percifal in deutsche Verse gebracht und Albrecht von Halberstadt hat das übrige, das von Titurel, Frimuotel und andern handelt, nachgeholet. Im Provenzalischen war dieser Roman nur in Prosa geschrieben. Kristian von Troyes hatte ihn mit starken Veränderungen im Französischen gegeben; aber Eschilbach hatte sich an des Urhebers Arbeit

13) Schon 1745 hatte Bodmer in einem anonymen Artikel der Freymütigen Nachrichten diesen Gedanken und den Wunsch nach einer mhd. Grammatik ausgesprochen.

14) Proben, S. XVIII.

15) Neue Critische Briefe über ganz verschiedene Sachen, Zürich 1749.

16) Besonders der X., XI., XIII. u. XIV. Brief.

gehalten. Ich habe diese Nachricht aus Eschilbachs eigenen Worten genommen:

*Ob von Troyes maister Kristian
Disem mer unreht hat getan
Des mag wol zürnen Kyot
Der uns die rehten mere bot.
Von Profanz in tütsche Land
Die rehten mere uns sint gesant.“*

Da diese Verse schon aus dem „Parzival“ Wolframs von Eschenbach stammen (827, 1—4 u. 9—10), so muß Bodmer 1749 diesen bereits gekannt haben, und wenn er fortfährt: „Eschilbachs und Albrechts Übersetzungen sind 1477 gedruckt worden“, so liegt die Vermutung nahe, daß nicht eine Handschrift, sondern jener alte und einzige Druck des „Parzival“ die Quelle seiner Kenntnis war. Wer war es nun, der Bodmer auf jenen vergessenen und nur in ganz wenigen Exemplaren noch erhaltenen Druck hinwies? Ich vermute: Gottsched.

Gottsched hatte 1746 neben seiner gleichzeitig veröffentlichten „Abhandlung von dem Flore der deutschen Poesie zu Kaiser Friedrichs des Ersten Zeiten“, die u. a. auch eine kurze Inhaltsangabe des „Parzival“ brachte und erstmalig das Kyotproblem streifte¹⁷⁾, ein kleines, nur wenige Blätter enthaltendes Schriftchen erscheinen lassen, das den Titel führt: „De rarioribus nonnullis bibliothecae Paulinae codicibus“ (Lipsiae 1746). Darin heißt es (S. 13): „Ad aliud pergo volumen rarius, immo rarissimum, quod bibliothecam Academicam ornat duosque sibi iunctos continet poetas theotiscos veteres: Wolframum scilicet ab Eschenbach et Albertum Halberstadiensem.“ Ein paar Jahre später, 1752, fügt Gottsched in der kleinen Abhandlung „De temporibus teutonicorum vatum mythicis“ noch einige weitere Bemerkungen hinzu: „Saltem in Parcifalli Poemate, quod typis excussum prodidit, sine loci typographique mentione, in folio, cuius auctorem in fine se profitetur: Ich Wolfram von Eschenbach!“ — Bei dem zwar erbitterten, aber um so lebhafteren Gedankenaustausch, der zwischen Leipzig und Zürich bestand, wird Bodmer das ersterwähnte der beiden Gottschedschen Traktate schon 1746 gelesen und sich daraufhin den alten Druck zu verschaffen gewußt haben, denn bereits die „Critischen Briefe und Elegien“ vom

17) Vgl. S. von Lempicki, Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Göttingen 1920, S. 252 f.

Jahre 1747 verraten eine genaue Kenntnis dieser Folioausgabe und geben „eingehende Nachrichten über den alten Druck von Parcival und Titurel“ (Goedeke). Noch 1780 berichtet ¹⁸⁾ Bodmer darüber: „In den ersten Jahren der Erfindung der Typographie, 1477, sind Parcival und die Pfleger des Grales gedruckt worden. Weder der Ort des Druckes noch des Druckers werden genannt, doch sind Spuren, daß es Faust möge gewesen sein!“ ¹⁹⁾

Die Tendenz der Zeit, die in dem Epos die höchste Leistung der Poesie sah, schien den alten Dichtern besonders freundlich entgegenzukommen, und so durfte Bodmer in seiner Ode „Verlangen nach Klopstocks Ankunft“ (1749) den Messiasdichter auf einen Vorläufer hinweisen und ihm zurufen:

„Komm' doch, die Sprache zu hören, die vormals der fürstliche
Hermann

Mit dem von Veldec und Eschilbach redete!“

Indes der Besuch Klopstocks in Zürich und das wachsende Interesse an der Messiasdichtung verdrängte in der folgenden Zeit etwas die altdeutschen Studien. Die Erfolge seines Schützlings bewegen Bodmer, sich auch auf diesem Gebiete des biblischen Epos zu versuchen: Dem „Noah“ folgt eine Anzahl kleinerer Patriarchaden, der Führer des schweizerischen Literaturlebens scheint ganz in jener geistlichen Dichtung aufzugehen ²⁰⁾.

Erst 1752 tauchen in den Briefen wieder Bemerkungen über die Minnesinger auf. Da aber der Erfolg der „Proben“ so gar nicht den Hoffnungen entsprach, die man auf sie gesetzt hatte, und außer Gleim, Hagedorn und dem Pastor Lange in Laublingen niemand an ihnen Interesse finden wollte, mußte es Bodmer klar werden, daß ein etwaiger Neudruck des „Parzival“ jetzt noch verfrüht sei, und so scheint er sich gegen Anfang des Jahres 1752 zu einer Bearbeitung entschlossen zu haben. Wie aus einem Briefe hervorgeht, verfolgte er dabei noch den Nebenzweck, den Einwänden seiner Gegner zu begegnen, die ihm vorwarfen, daß er nur Patriarchaden dichten

18) Deutsches Museum, Jan. 1780.

19) Typographische Gründe erweisen vielmehr Zainer in Augsburg als den wahrscheinlichen Drucker. Exemplar auf der Leipziger U.B. vorhanden.

20) Daß daneben freilich die älteren literarhistorischen Interessen sich immer wieder meldeten, zeigen die Ausführungen Bodmers in den „Frey-mütigen Nachrichten“ von 1750 (278), wo er Gottscheds mittelalterliche Bestrebungen kritisiert und diesem u. a. vorwirft, den Inhalt des „Parzival“ mißverstanden zu haben.

könne. Ende April muß er brieflich den Plan oder eine Skizze dazu Sulzer mitgeteilt und ihn um Rat gefragt haben, denn dieser schreibt am 5. Mai 1752 an Bodmer ²¹⁾: „Ich hatte auch Herrn Heß weggehen lassen, ohne ihm den Brief über Parcifal zu geben!“ und im nächsten Brief Sulzers an Bodmer vom 13. Juni heißt es ²²⁾: „Sie werden aus dem Tage des beiliegenden Briefes sehen, daß ich schon lange eine Gelegenheit gesucht habe, Ihnen Ihr Schreiben über den Parcifall (sic) wieder zu schicken“ ²³⁾.

Im folgenden Jahre 1753 erschien dann anonym: „Der Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart, eines Poeten aus den Zeiten Kaiser Heinrich des VI., Zürich 1753.“ 4. 48 S.

Das Titelblatt trägt als Motto fünf Verse, die der ersten Olympiade Pindars entnommen sind:

Ἦ θαυματὰ πολλὰ.
καὶ ποῦ τι καὶ βροτῶν φρένα²⁴⁾
ὕπερ τὸν ἀληθῆ λόγον.
δεδαίδαλμένοι ψεύδεσι ποικίλοις
ἐφαπατῶντι²⁴⁾ μῦθοι.

„Ja, es giebt viel Wunderbares; aber bisweilen geht das Gerede der Menschen sogar über den wahren Sachverhalt hinaus: es täuschen die mit bunten Dichtungen geschmückten Mythen.“ Damit ist wohl zugleich ein Anhalt gegeben für die Frage, was Bodmer besonders zu einer Umarbeitung reizte. So wenig die äußere Anlage der mittelhochdeutschen Epen mit ihrer zyklischen Neigung und Handlungshäufung in die schweizerische Theorie vom Epos paßte, für ihre Lehre vom Wunderbaren war die Gralsage wie geschaffen, sah doch Batteux, dem die Schweizer in den meisten Punkten folgten, in dem „Mythologisch-Wunderbaren“, dem Eingreifen höherer Mächte in die menschlichen Handlungen, das Grundmotiv aller epischen Dichtung. In seiner Abhandlung vom Wunderbaren, die im wesentlichen eine Verteidigung Miltons war, hatte Bodmer den „Parzival“ noch nicht als Beispiel heranziehen können, obwohl er wie kein zweites gepaßt

21) Körte, Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer u. Geßner, Zürich 1804, S. 176.

22) ebenda S. 180.

23) Möglicherweise enthält schon Bodmers Brief vom 25. März 1752 einen Hinweis auf die Parzivaldichtung, wenn man den Satz (Körte 172): „Dichtet er Horaze, Siegfriede oder Porzelläne (!)“ als verstümmelt und verlesen auffassen will, wie dies die Briefsammlung Körtes auch sonst nicht selten zeigt.

24) Die heutige Textkritik (Christ) liest φάτις und ἐξαπατῶντι.

hätte. Aber der 13. der „Neuen kritischen Briefe“ findet in den alten Epen fast zuviel des Wunderbaren: „In diesen Romanen ward die Natur so stark zum Wunderbaren genötigt, daß sie vor übermäßigem Wunder ganz abenteuerlich wurden.“

Die Vorrede zu dieser Parzivalbearbeitung, die außerdem für den uneingeweihten Leser aus verschiedenen Büchern Wolframs Proben des mittelhochdeutschen Textes bringt, läßt uns einen Einblick in die Art der Umdichtung tun: „Gegenwärtiges Gedicht ist nicht in dem Charakter und der Dichtart des Verfassers, sondern Wolframs von Eschilbach geschrieben; man hat ihm kaum etwas mehrers als die Sprache unserer Zeit geliehen. Seine Dichtart, Denkart, Bilder hat man sehr sorgfältig behalten, wie man sie wirklich in seinem Gedichte von Parcivals Abenteuern gefunden. Die wichtigsten Veränderungen, die man gemacht hat, bestehen in Weglassungen großer und kleiner episodischer Styke.“

Damit sind wir der Frage näher getreten, wie Bodmer die sechzehn Bücher Wolframs von Eschenbach in die zwei Gesänge seiner Bearbeitung zusammengezogen hat. Der alte Druck bot ihm bei der Auswahl seines Stoffes keinerlei Handreichung, da er ohne Absätze und Überschriften die ganze Dichtung hintereinander wiedergibt, da nur bei dem Einsatz von neuen Ereignissen die eine der beiden Druckkolumnen ein Stück frei bleibt und an dieser Stelle ein kurzer Satz auf den Inhalt des Folgenden hinweist.

Wenn nun auch die Schweizer nicht in dem Maße wie Gottsched die Forderung der *e i n e n* Handlung aufstellten, so konnten sie sich doch den Vorurteilen ihrer Zeit nicht soweit entziehen, daß sie mit Unbefangenheit an die mittelalterlichen Epen gegangen wären; und so mag wohl Bodmer bei aller Begeisterung für Wolfram den Kopf geschüttelt haben, wenn er las, wie die Abenteuer scheinbar ordnungslos aufeinander folgten, Episoden sich einschoben, scheinbar fallen gelassene Fäden wieder aufgenommen und weiter gesponnen wurden. So schreibt er drei Jahre später in der Vorrede zu „Chriemhilden Rache“ (1757), jener verstümmelten Ausgabe des Nibelungenliedes, das er ja auch nur in seinem zweiten Teile als einheitliches Werk anerkannte: „Von dieser Einheit der Handlung und diesem Ganzen hatten Eschilbach und seine Zeitgenossen, die erzählende Gedichte geschrieben haben, keinen Begriff. Sie glaubten vielmehr, sie müßten das Leben ihrer Helden von ihrer Geburt an bis zum Tode entfalten²⁵⁾,

25) Denkmale, S. 1: „Also beruhte es auf ihrem Wohlgefallen, das Gedicht ab ovo anzufangen.“

und sie sind sehr sorgfältig, sich zu entschuldigen, wenn sie uns einige Nachrichten davon mangeln lassen.“

Noch 25 Jahre später, in den „Litterarischen Denkmalen“²⁶⁾, kommt Bodmer auf denselben Einwand zurück; in der Abhandlung über die Epopöe des altschwäbischen Zeitpunktes heißt es: „Hier (in den alten Epen) durchkreuzen sich die Begebenheiten, oder sie sitzen ineinander gedrängt, wie die Hülsen der Zwiebeln. An die Einheit der Handlung, an ein Ganzes, in welchem die Kraft der Haupthandlung durch Episoden nicht geschwächt wird, zu denken, kam den Poeten in der altschwäbischen Epoche nicht in den Sinn.“ Dann kommt er dort besonders auf den „Parzival“ zu sprechen: „Parcivals Erhöhung zum Pfleger des Grales wird durch seine Geburt, seine Erziehung, seine ritterschaftlichen Abenteuer durchsetzt; nicht nur dieses, sondern wir werden zuvor noch mit dem Rittertum und der Liebesgeschichte Gamurets, seines Vaters, hingehalten. Es war eine leichte Arbeit, die befreyte Patelamonde, und seine Ernennung zum Herrn des Grales in zwei besondere Gedichte zu verarbeiten, noch könnte man ein drittes, die Entzauberung Castelmarvels oder Gawan und Orgeluse, herausklauben.“ In den Altschwäbischen Balladen²⁷⁾ (S. 198) spricht er sich noch einmal zusammenfassend darüber aus und äußert sich u. a.: „Der Poet hat mit Parcifals Abenteuer Gamurets und Gawans“²⁸⁾ verwebet.“ Bodmer scheidet somit richtig das Werk Wolframs von Eschenbach in drei Hauptteile, die durcheinander und nebeneinander hergehen: 1. Die eigentliche Parzivalgeschichte. 2. Die Vorgeschichte, die die Abenteuer Gamurets behandelt. 3. Die große Gawanepisode.

Nach alledem läßt sich von vornherein erwarten, daß Bodmer in seiner Parzivalbearbeitung jene beiden großen Nebenhandlungen ausscheidet, und daß er ferner das Leben seines Helden nicht ab ovo erzählt, sondern ihn als reifen Mann in die Dichtung einführt. Damit fallen für die Bearbeitung von Wolframs Text weg:

26) Litterarische Denkmale, von verschiedenen Verfassern, Zürich 1779.

27) Altenglische und altschwäbische Balladen, in Eschilbachs Versart. 1781.

28) Ähnlich heißt es in der späteren Abhandlung: „Von den Gedichten Iwein und Tristan“ (Deutsches Museum, April 1780): „In diesem Gedichte (Iwein) ist eine Episode von Gawein; dem Parcifal ist auch ein Abenteuer von Gawein eingeschoben.“

Buch I—II, die die Abenteuer Gamurets behandeln ²⁹⁾; die Bücher VII, VIII, X—XIII, die den Taten Gawans gewidmet sind; und schließlich noch Buch III und IV, die die Jugend Parzivals, seinen ersten Besuch am Hofe des Königs Artus, seinen Aufenthalt bei Gurnemanz und seine Werbung um Conduiramur erzählen.

Und wie er später in den Nibelungen die Kämpfe der Helden, die seiner irenischen Natur und dem unheroischen Geiste seines ganzen Zeitalters offenbar nicht entsprechen, stark reduziert, so mußte er dieses Prinzip noch mehr in der Parzivaldichtung zur Geltung bringen, wo er sein Hauptaugenmerk ersichtlich dem Grale und seinen Wundern zuwendet, den rein weltlichen Teil der Artussage dagegen nur streift. So findet auch das VI. Buch ³⁰⁾ Wolframs: Parzivals erste Aufnahme und Verstoßung von der Tafelrunde, und das XIV. Buch: seine Kämpfe mit Gawan und Gramoflanz und seine erneute Aufnahme in die Tafelrunde, keine Verwertung in Bodmers Bearbeitung, und es bleiben nur als Hauptquellen:

a) Das V. Buch Wolframs, enthaltend Parzivals ersten Besuch auf der Gralsburg und daran sich anschließend sein Zusammentreffen mit Sigune: Diese Vorgänge bilden den ersten Gesang Bodmers.

b) Das IX. Buch: Parzivals Einkehr bei Tevrizent.

c) Das XV. und XVI. Buch: Parzivals Zusammentreffen mit seinem ungekannten Bruder Feirefiz, sein zweiter Besuch auf der Gralsburg, seine Bewährung und Erlangung des Gralskönigtums: Diese drei Bücher bilden den zweiten Gesang Bodmers.

Nun könnte der Zweifel laut werden, ob Bodmer die anderen Bücher Wolframs überhaupt genauer gekannt hat. Aber ganz abgesehen davon, daß eine derartige Ausschälung eine eingehende Kenntnis auch der ausgelassenen Teile fordert, zumal da der Druck, wie gesagt, keinerlei Überschriften gibt, finden sich in Bodmers Bearbeitung Anspielungen aus den verschiedensten Büchern, die eine genauere Beschäftigung mit der ganzen Dichtung verraten.

Nach dieser vorläufigen Übersicht ist ein näheres Eingehen auf die Bearbeitung geboten. Völlig freie Erfindung Bodmers sind die

29) Diese machte Bodmer zum Gegenstand einer besonderen kleinen epischen Nachdichtung „Gamuret“ (365 Hexameterverse umfassend), die neben einigen anderen zumeist dem antiken Stoffgebiet entnommenen poetischen Arbeiten in den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart“ (Zürich 1755) erschien. (Exemplar: Greifswalder U.B.)

30) Abgesehen von der kurzen Kei-Episode, die als Beispiel in den II. Gesang Bodmers Aufnahme fand.

ersten 26 Verse, von denen Vers 1—20 einen Hymnus auf die Muse enthält, die die alten Dichter ihre Lieder lehrte, aber heute vergessen und verachtet ist. Dabei ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Eingang aus einer fragmentarisch gebliebenen Ode des Jahres 1748 hervorgegangen ist, die Bodmer in einem Briefe (Ostern 1748) an Lange³¹⁾ sendet. Dort finden sich die Verse:

„Sey nicht zu schwach, Dich zu schämen,
Daß Du die Muse des Helikons liebst.

.....
Sie bracht in ihre Gewalt den Markgraf Heinrich von Misen
Und den von Brandenburg mit dem Pfeill!

.....
Ach, sie beweint ihren Stamm im Zimmer dunkler Gelehrter,
Wo sie sich bürgerlich eingesperrt sieht.“

Damit ist zu vergleichen Vers 4 ff. der Umdichtung:

„Lange hast Du nicht mehr durch Geschichten, die Dir nur bekannt
sind,

Zwischen Hoffnung und Furcht und Erstaunen die Deutschen gejaget,
Wie Du dem Herzen gethan, das in Markgraf Heinrich von Misen
Oder in Otto von Brandenburg mit dem Pfeile gepocht hat.

Komm aus dem Winkel hervor, wo Dich die mönchische Dummheit
Oder ein Junker verschloß.“ —

Auch an einem Ausfall gegen die Leipziger Poeten fehlt es nicht (wobei zugleich die fehlerhafte Satzkonstruktion ein bedenkliches Licht auf die Eilfertigkeit des Bearbeiters wirft):

„Fürchte nicht, daß Du die Herzen der Deutschen von unseren Tagen
Vor zu herrschender Weisheit sich Deinen bezaubernden Wundern
Langsamer öffnen; sie stehen vor Schönaichs Hermann erstaunet.“

Dann folgt in sechs Versen die Quintessenz der ganzen Bearbeitung, wie dies im Anschluß an die homerischen Gedichte die Epen des 18. Jahrhunderts fast durchgängig zeigen:

„Singe denn provençalische Muse von Parcival etwas,
Singe, wie ihn sein Schicksal nach Montsalvatze gebracht hat,
Wo er unwissend den Gral und den wunden Amphortas sahe,
Und sich darum nicht erkundigt und gleich unwissend hinweg ritt,
Das ihm viel Schimpf gebracht und sein Herz mit Reue genagt hat,
Bis er zum Herren des Grales am Sternenhimmel ernannt ward.“

31) Körte, a. a. O. S. 85.

Nach diesen einleitenden Versen schließt sich Bodmer enger an seine Vorlage an und wendet sich zunächst dem ersten Besuch Parzivals in der Gralsburg zu.

Parzival kommt des Abends an einen See, wo ein prächtig gekleideter Fischer ihn nach einer nahen Burg weist; er findet dort freundliche Aufnahme und sieht die Pracht und Wunder des Grales, ohne den siechen Gastgeber nach seiner Krankheit und dem Grunde der wunderbaren Feier zu fragen. Nach dem Festmahl führt man ihn in ein prächtiges Schlafgemach, wo er bis tief in den nächsten Morgen hinein schläft, um bei seinem Erwachen die Burg öde und verlassen zu finden; als all sein Rufen keine Antwort erfährt, besteigt er sein bereitstehendes Roß, gürtet sich das ihm vom Gralkönig geschenkte Schwert um und reitet aus der Burg; hinter ihm schließt sich das Tor, und eine höhnende Stimme hält ihm die ganze Größe seiner Torheit und seines Verlustes vor. — Dieser Teil zeigt eine fast wörtliche Übersetzung der entsprechenden Partien Wolframs, während in späteren Abschnitten die Bearbeitung aus ihrer Vorlage künstlicher den Text zusammensucht. Das Hauptaugenmerk hat Bodmer dabei offenbar dem Gralsaufzuge gewidmet, der vor Amphortas und seinem Gaste erscheint; vielleicht daß ihm manche Analogien mit Milton und der Messiasdichtung diese Schilderung besonders empfahlen.

Im Anschluß an Wolfram läßt Bodmer ein Zusammentreffen Parzivals mit Sigune folgen. Einer klagenden Frauenstimme nachgehend, findet er sie an eine Linde gelegt, den gebalsamten Leichnam ihres Geliebten, Schionatulanders, in den Armen haltend. Sie gibt sich als seine Base zu erkennen, enthüllt ihm, daß er in der Gralsburg gewesen, zugleich klärt sie ihn über das Geheimnis des Schwertes, das ihm Amphortas schenkte, auf. Doch als sie seine Torheit erfährt, wendet sie sich von ihm ab und würdigt ihn keines Wortes mehr. Parzival reitet weiter, in Gedanken an die verlassene Gattin und an die Wunder des Grales versunken. Mit dieser Erzählung von dem verlassenen Mädchen, das um den toten Geliebten trauert, nahm Bodmer ein Lieblingsmotiv des 18. Jahrhunderts auf, das dann besonders der jungen Sturm- und Dranggeneration sich empfahl. Damit schließt der erste Gesang Bodmers. Den Schluß des 5. Buches bei Wolfram bildet eine Begegnung des Helden mit Orilus und Jeschute, der Parzival die verlorene Huld ihres Gemahles wieder erwirbt, indem er ihn besiegt und zur Versöhnung zwingt. Bodmer mußte diesen Schlußabschnitt auslassen, da die Voraus-

setzungen dazu den Jugendabenteuern Parzivals angehören, die seiner Bearbeitung fern blieben. Wie sehr ihn aber der Stoff dieser Episode an sich interessierte, sehen wir daraus, daß noch 1781 in den „Altenglischen und altschwäbischen Balladen“ diese Erzählung die einzige ist, die er als Stoff zu einer Ballade der Parzivalsage entnommen hat.

Der zweite Gesang berichtet im Anfang von den siegreichen Abenteuern Parzivals und führt als Beispiel aus einem der ausgelassenen Bücher seine Tjoste mit Kei, dem Seneschall des Königs Artus, an. Dann wendet sich Bodmer der Einkehr seines Helden bei dem frommen Klausner Trevrizent zu. Darin hat der Bearbeiter offenbar richtig den Schlüssel zu den folgenden Ereignissen erkannt, aber der tiefere Sinn dieser Episode scheint ihm doch nicht recht aufgegangen zu sein. Bei ihm kommt Parzival zu Trevrizent, um von dem Oheim die Geschichte des Grales und seines eigenen Geschlechtes zu erfahren. So weit stimmt er mit Wolfram überein. Aber die weiteren Gespräche Trevrizents, die religiösen Inhalts sind und dem an Gott und sich selbst verzweifelnden Neffen seinen Glauben wiedergewinnen sollen, die tiefsten Ermahnungen, die ihn zum Gralskönigtum vorbereiten und den Zweifel, dieses Grundmotiv der ganzen Dichtung, in seinem Inneren beschwichtigen sollen, alles dies hat Bodmer, von wenigen Resten abgesehen, ausgelassen und damit den ganzen inneren Läuterungsprozeß seines Helden nicht beachtet. Dazu kommt, daß die Erzählung des Klausners bei Wolfram in diesen Partien kunstvoll durch Fragen und die kleinen Geschäfte des Tages unterbrochen und wiederaufgenommen wird und sich dabei über die ganzen vierzehn Tage von Parzivals Aufenthalt erstreckt. Bodmer dagegen hat nur an einer Stelle (II, 179 ff.) diesen technischen Kunstgriff beibehalten.

Am wenigsten ist es bei dem folgenden Abenteuer einzusehen, aus welchem Grunde Bodmer dasselbe für seine Bearbeitung herausgegriffen hat, da der Kampf Parzivals mit seinem Halbbruder Feirefiz und das Erkennen der beiden Brüder in der Nachdichtung ohne Zusammenhang mit der übrigen Handlung ziemlich unvermittelt neben den eigentlichen Gralsabenteuern steht, während die Episode bei Wolfram ein Bindeglied zwischen der Vorgeschichte von Gamurets Abenteuern und der Haupthandlung bildet. Nach der Beendigung des Kampfes, der in seinen Einzelheiten vorgeführt wird und mit dem gegenseitigen Erkennen der Brüder endet, begeben sich dieselben nach dem nahen Lager des Artus — und hier tritt für kurze Zeit die sonst ausgeschaltete Artussage in ihr Recht. Man bereitet ihnen

eine freundliche Aufnahme; die Freude des Festmahles wird noch erhöht durch das Erscheinen der Gralsbotin Kundrie, die dem erstaunten Parzival seine Berufung zum Gralskönig verkündet. Mit Feirefiz, seinem Bruder, eilt er nach Montsalvage, trifft alles wie bei seinem ersten Besuche auf der Gralsburg an und tut die bedeutungsvolle Frage: Amphortas gesundet, und Parzival wird als Gralskönig begrüßt. Noch einmal zieht er fort, um der nahenden Gattin entgegenzueilen. Nach einem herzlichen Empfang belehnt Parzival seinen älteren Sohn Cardeis mit seinen irdischen Reichen; er selbst zieht mit seiner Gemahlin Condwiramur und seinem jüngeren Sohn Lohlangrin (sic) der Gralsburg zu. Auf dem Wege dahin trifft man die tote Sigune, der der Schmerz über den Tod des Geliebten das Herz gebrochen hat. Ein festlicher Empfang wird dem neuen Herrscherhause in der Gralsburg zuteil. Aus alledem ergibt sich, daß:

1. Bodmer die Hauptpunkte des mittelalterlichen Epos richtig erfaßt und ausgezogen hat;
2. ihn in erster Linie der Gral und seine Umgebung interessiert, während er die Artussage nur flüchtig berührt;
3. die ritterlich-kriegerische Seite des alten Epos nur in der Feirefizepisode zu ihrem Rechte gekommen ist.

Prüft man die Art und Weise der Bearbeitung im Einzelnen, so zeigt sich, daß sie im wesentlichen eine Übersetzung ist. Die Partien, die herausgegriffen werden, sind zumeist wörtlich entnommen, so daß sich in einer Tabelle für jeden einzelnen Hexameter die Vorlage nachweisen ließe. Die trotz dieser fortlaufenden Übereinstimmung im ganzen daneben doch auftretenden zahlreichen Abweichungen im einzelnen sind dadurch bedingt, daß einzelne Bilder und Erklärungen aus anderen Büchern der Darstellung eingefügt und andererseits kleinere Episoden innerhalb größerer Abschnitte ausgelassen oder nur kurz skizziert worden sind. Nur an ganz wenigen Stellen hat Bodmer einige Verse eingeschaltet oder in einzelnen Versen den Inhalt größerer Partien zusammengefaßt³²⁾. Teils im Anschluß an seine Vorlage, teils in freier Erfindung läßt er zwischen den einzelnen Abenteuern Ruhepunkte³³⁾ eintreten, indem er über die Dichtung oder das Schicksal seines Helden Reflexionen anstellt. Seltsamerweise hat er die Selbstbesinnungen und Äußerungen, die Wolfram über seine persönlichen Verhältnisse und

32) z. B. II, 216—218 = XIV. Buch.

33) z. B. I, 319—324; II, 1—5; II, 207—232.

Erfahrungen einschiebt, zumeist beibehalten³⁴⁾, ja sie aus anderen Büchern eingefügt und mitunter nur lose mit dem Gang der Handlung verflochten. So greift er³⁵⁾ aus dem III. ausgelassenen Buche seiner Vorlage die Klage Wolframs über eine ungetreue Frau heraus und stellt sie der unerschütterlichen Treue Sigunens gegenüber. Störend wirkt, daß die Bearbeitung oft Namen und Hinweise beibehält, die ausgelassene Erzählungspartien voraussetzen³⁶⁾. Was in dem mittelhochdeutschen Text kluge Berechnung ist, um durch Rückerinnerung die mannigfach verschlungenen Fäden nicht aus dem Auge zu verlieren, erscheint so in der Nachdichtung unverständlich und zwecklos.

Im einzelnen bot der alte Druck für die Bearbeitung Nachteile und Vorteile. Da er keinerlei Interpunktion setzt, so sind Bodmer verschiedentlich falsche Beziehungen untergelaufen, indem er etwa die Beschreibung eines Gewandes oder dergleichen der folgenden auftretenden Person andichtet, während sie im Sinne Wolframs der vorhererwähnten noch angehören sollte. Andererseits hat der Druck von 1477 dem Bearbeiter manche Schwierigkeit erleichtert, indem er sehr oft die bereits diphthongierten und modernisierten Formen des fünfzehnten Jahrhunderts einsetzt und dadurch der Übersetzung Vorschub leistet. Der Druck zeigt Formen wie: *traurig* — *trurig*, *auf* — *ûf*, *feuste* — *viuste*, *seit* — *sît*, *geschreit* — *geschrît*, *ros* — *ors* usw.

Trotz solcher Erleichterung sind dem Bearbeiter indessen, wie dies bei den mangelhaften Sprachkenntnissen dieser Zeit wiederum begreiflich wird, eine Anzahl mehr oder weniger schwerer Fehler und sinnwidriger Übersetzungen untergelaufen. Vgl. z. B.

Wolfram 239, 25: *hërre, ich prâhtz in nôt*

Bodmer I, 223: ich braucht es in manchen Gefahren.

Wolfram 242, 17: *umb ir scheiden, daz si tuont*

Bodmer I, 245: er stand in einer unglücklichen Stunde auf.

Wolfram 241, 8: *ich sage die senewen âne bogen*

Bodmer I, 321: ich lege die Sehne an den Bogen.

Wolfram 292, 18—22: *hêr Heinrich von Veldeke sinen boum
mit kunst gein iworm arde maz:*

34) I, 77, 250, 412; II, 17, 42, 235.

35) I, 412 ff.

36) z. B. I, 38, 99; II, 8, 266, 316 u. ö.

*het er uns dô bescheiden baz
wie man iuch süle behalten!
er hat her dan g e s p a l t e n
wie man iuch sol erwerben.*

Bodmer I, 408—410: Veldeck verglich mit der ganzen Eiche die weibliche Treue,
Hätt er sich besser bedacht, so hätt er die Eiche gespalten.

Wolfram 470, 6: *ûf dem steine si die lât*
Bodmer II, 84 und läßt die Oblat auf dem Steine.

Wolfram 295, 24: *z e s w e r a r m*
Bodmer II, 7 linken Arm.

Wolfram 254, 10: *der se reht zein ander k ê r t*
Bodmer I, 451: Kehrt man die Stücke geschickt zusammen³⁷⁾.

An einigen Stellen ist allerdings der Fehler bewirkt worden durch eine irreführende oder falsche Lesart des Druckes:

Wolfram 252, 4: *wol dich der saelden reîse (reise)*
Bodmer I, 380: wie war dein Reiten beglücket.

Wolfram 233, 18: Lachmann: *dâ tages de sunne licht durch schein*
Druck: *der tags lûcht vñ als die süne schain.*
Bodmer I, 153: ein kostbarer Stein, der des Tages scheint wie die Sonne.

Wolfram 230, 2: *da enzwischen was ein underviz* (Scheidewand)
Druck: *da enzwischen was ein sitzunder*
Bodmer I, 115: Unterzwischen ein Sitz.

Wolfram 229, 3: Lachmann: *da er sich schimpfes n i h t versan*
Druck: *da er sich schimpffes übel versann*
Bodmer I, 101: indem er sich eines Streites versahe.

Manche Fehler des Druckes hat Bodmer stillschweigend gebessert (z. B. *burg — bruk*), andere Partien konnte er in der Lesart des Druckes unmöglich verstehen und ließ sie deshalb aus. An schwierigen Stellen, wo ihm offenbar seltene Worte unverständlich blieben, hilft er sich mit freieren Übersetzungen, die dann zumeist den richtigen Sinn treffen. Andererseits ist an verschiedenen Stellen die Übersetzung zu wörtlich ausgefallen:

37) Vgl. ferner I, 34, 38, 46, 52, 89, 151, 169, 209, 292; II, 143, 486 u. a. m.

- Wolfram 245, 3: *was bi im strengiu arbeit*
 Bodmer I, 269: bei ihm war strenge Arbeit.
 Wolfram 247, 23: *hetz ors vil nâch gevellet nidr*
 Bodmer I, 299: er hätte beinahe das Roß darnieder gefällt.
 Wolfram 248, 18: *vast ûf die slâ dier dâ sach*
 Bodmer I, 309: eilends rannte (!) er dem Fußschlage nach.
 Wolfram 255, 24: *ir sult wandels sin erlân*
 Bodmer I, 475: Dir ist das Bessern nachgelassen.
 Wolfram 253, 6: *diner herten geselleschaft verdrütze mich*
 Bodmer I, 401: O ich könnte mit euch die harte Gesellschaft
 nicht haben!
 Wolfram 736, 1: *Sin gir stuont nâch minne*
und nâch priss gewinne
 Bodmer II, 240: Seine Begierde stand beides nach Ruhm und
 nach Liebe³⁸⁾.

Störend wirkt es ferner, wenn Bodmer Bilder beibehielt, die wohl der naiven Ausdrucksweise des mittelhochdeutschen Dichters entsprechen, sich aber in der modernen Sprache unschön, ja geschmacklos ausnehmen, so wenn er von einem Schloß zu der Fabel redet, das er im Munde trägt (II, 222), wenn er die schlanke, gegürtete Gestalt der Gralsträgerin mit einer Ameise vergleicht (I, 190 = 410, 2) u. a. m.

Das typische Zeichen aller Bearbeiter und Nachahmer, die Farben voller und dicker aufzutragen, durch kleine Zusätze und Erweiterungen die Vorlage noch zu überbieten, macht sich auch in Bodmers Parzivalbearbeitung geltend.

Aus: selten	wird: niemals (I, 176)
„ oft	„ öfter (I, 178)
„ sich neigen	„ sich tief neigen (I, 149)
„ des Abends	„ späte des Abends (I, 41)
„ Jacchant	„ ein teurer Jacchant (I, 154)
„ weiße Tafel	„ schneeweiße Tafel (I, 157, 196)
„ etzliche hundert Mark	„ viel hundert Mark (II, 315)
„ auf einer linden	„ an einer hochsteigenden Linde (I, 328)
„ durchleuchtig rubin	„ glühender Rubin (I, 129)
„ des mänen wandeltac	„ silberne Licht des Mondes (II, 118)
„ sie kusten sich	„ sie zerküßten sich (II, 520) u. a. m.

³⁸⁾ Weitere zu wörtliche Wiedergaben: Bodmer I, 433, 481; II, 88, 226, 415 u. ö.

Dasselbe Steigerungsbedürfnis ³⁹⁾ zeigt eine Reihe von Stellen, an denen Bilder durchgeführt sind, für die sich die Vorlage mit einer Andeutung begnügt hatte, z. B.:

Wolfram 114, 14: *ich bin ein habendiu zange*
minen zorn gein einem wibe

Bodmer I, 417: Wie die Zange den Nagel ergreift,
 so hält sie mein Zorn fest.

Dazu kommt, daß wiederholt die aus dem Aufklärungsgeist der Zeit fließende Trivialität des Ausdruckes störend wirkt, zumal der schlichten Einfachheit des mittelhochdeutschen Textes gegenüber:

Wolfram 230, 18—20: *ez was worden wette*
zwischen im und der vröude:
er lebte niht wan töude

Bodmer I, 120: Zwischen ihm und der Freude wars quitt,
 er lebte nur halbig.

Ferner: Bodmer I, 356: Euch wäre sicher der Wald sauer geworden.
 I, 333: Ihre Freude war gänzlich entzwei.
 I, 422: Sie sollten sich nicht an mich reiben.
 I, 479: Er bereute, daß er so faul zum Fragen gewesen.

II, 571: der Ausbund der weiblichen Schönheit.

II, 32: einen Säbel wieder ganz machen, etc. etc.

Mitunter macht sich auch der Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts zu sehr geltend; so, wenn wiederholt von einem Säbel ⁴⁰⁾ die Rede ist, wenn das „*bette*“ mit „*Sofa*“ ⁴¹⁾, die „*buc*“ mit „*Schloß*“ wiedergegeben wird, ebenso wenn *die iemerliche maget* zu einer „*klagenden Dame*“ wird. Eine Anzahl von Worten und Wendungen gemahnen allzudeutlich an den moralisierenden und phrasenhaften Stil des rationalistischen Zeitalters und würden besser weggeblieben sein: sittsam, wohlgebildet, edelgeboren, würdige Frau, würdiger Fremdling, würdige Kinder, würdige Base usw.

Dem 18. Jahrhundert gehört auch das Vorherrschen des Wortes „*Tugend*“ an: *werdekeit genôz*: Verehrer der Tugend, *kraft des grales*: Tugend des Grales ⁴²⁾. Reminiszenzen der Homerstudien Bodmers sind einmal die mit Substantiven oder Adjektiven zusammengesetzten

39) Weitere Beispiele s. I, 178, 183, 196, 249, 253, 316; II, 4, 572 u. ö.

40) s. Grimm VIII, 1589.

41) s. Grimm X, 1400.

42) ferner II, 31, 125, 225, 283, 373, 388 u. ö.

Partizipialwendungen (z. B. taufgegebrauchende Leute, seufzererregende Schmerzen, weißschimmernde Beine u. a. m.), andererseits die dem germanischen Epos an sich fremde formelhafte Beendigung von Reden:

Bodmer I, 375: Also die Dame.

II, 158: Also erzählte der Klausner.

II, 350: Also der Fremde.

Neben den aufklärerischen Stilmomenten macht sich indessen in einzelnen Wendungen auch der Einfluß von Klopstocks „Messias“ und Odendichtung geltend:

I, 393: „Ich hab mit meinen Klagen die Tage vorüber geseufzet.“

I, 425: „Ich will das Lob der Würdigen reden.“

II, 235: „Es fehlt mir an Worten, den Reichtum seiner Rüstung zu reden.“

I, 5: „Du hast zwischen Hoffnung und Furcht die Deutschen gejaget.“

Auch an biblischen Anklängen, die Bodmer durch die vorbereitenden Studien zu seinen Patriarchaden sich angeeignet haben mag, fehlt es nicht, so wenn „*vil preise*“ übersetzt wird mit „ein Ruhm vor allem Ruhme“.

Über das Versmaß der Dichtung schließlich ist wenig zu sagen. Nachdem Bodmer schon in den „Diskursen der Mahler“ sich gegen den Reim ausgesprochen und ihn für eine „Pedanterey erklärt hatte, von deren usurpierten Herrschaft er alle Poeten frei und ledig spreche“, war er durch Klopstocks „Messias“ ganz für den Hexameter eingenommen⁴³⁾. Aber auch für die Parzivalbearbeitung gilt das Urteil, das Lessing einmal im allgemeinen über schweizerische Hexameter fällte. Sulzer schreibt am 19. Mai 1756 an Bodmer⁴⁴⁾: „Lessing hat neulich in den Briefen über die Litteratur eine Baslerische Übersetzung in Hexametern angezeigt. Er sagt, man hätte das meiste schon übersetzt gehabt „zwar nur in Prosa, aber sind schweizerische Hexameter etwas anderes als Prosa?““ Ebenso würde sich der „Parzival“ Bodmers als Prosaübersetzung gedruckt stellenweise ganz gut lesen lassen, während die Hexameter oft nur mit Mühe zu sprechen sind.

Als Bodmer im Jahre 1767 eine größere Anzahl von Dichtungen in der „Calliope“, einem zweibändigen Sammelwerke, vereinigte,

43) Selbst für das deutsche Trauerspiel wünscht er ihn, s. Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftl. Briefe, I, 158 ff.

44) Körte, a. a. O. S. 267: Die dort angegebene Jahreszahl 1746 ist falsch.

fand auch die Parzivalbearbeitung darin Aufnahme; diese zweite Fassung zeigt zahlreiche, doch unerhebliche Änderungen, die zumeist wohl aus Rücksicht auf das Versmaß gemacht wurden. Aber trotz dieses doppelten Druckes fand die Dichtung wenig oder keine Beachtung. Soweit ich sehen kann, findet sich nirgends eine Rezension⁴⁵⁾, und die Freunde Bodmers scheinen tief verstimmt gewesen zu sein über diese völlige Ignorierung, denn Geßner schreibt an Gleim am 16. Juni 1767⁴⁶⁾: „Mich ärgert mit Ihnen, daß Bodmers Calliope in unsern Journalen noch mit keinem Worte gedacht worden!“ Der Gottschedianer Freiherr von Schönaich ließ sich die zahlreichen Wendungen, die in seiner „Ästhetik in einer Nuß“ hätten satirische Verwertung finden können, entgehen und gedenkt der Bearbeitung nur an einer einzigen Stelle⁴⁷⁾, wo er sie noch dazu für ein anonymes Werk Wielands hält. In Ermangelung einer eigenen Rezension kann man jedoch für den „Parzival“ eine anonyme Besprechung heranziehen, die, freilich zwanzig Jahre später, ein ähnlicher Versuch Bodmers, sein „Wilhelm von Oranse“ (1774), in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek⁴⁸⁾ fand. Dort heißt es: „Sönder Zweifel von einem schweizerischen Verfasser. Das Sujet ist hier sehr ernsthaft erzählt, ohne Glanz von poetischen Farben, ohne Schmuck von hinreißenden Bildern und ausschweifenden Gemälden der Einbildungskraft, die hier so ganz am rechten Orte gewesen wäre.“ Dieses Urteil paßt zugleich für die Parzivalbearbeitung, die ebenso eine gewisse Nüchternheit und Farblosigkeit nicht verleugnet und für eine Umdichtung zuviel den Verstand des Übersetzers und zu wenig die nachschaffende Phantasie des Dichters ver-rät. Bodmer selbst hat es offenbar schwer empfunden, daß seine Lieblingspläne und Absichten so wenig Verständnis und Wohlwollen fanden. Noch 1768 äußert er sich darüber in einem Aufsatz des „Archivs für Schweizerische Kritik“, der betitelt ist: „Jolcas, von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden“ und gegen die Liebespoesie von Uz polemisiert, da sie den ernsten Epen keinen Raum lasse: „In diese Verdammnis wurden mit den Patriarchaden einige andere Gedichte gezogen, die nichts oder nur wenig von den Patriarchaden in sich haben; Columbus und Parcifal mußten sich mit einem Amour theoloyal . . . und einer Galanterie séraphique

45) Die Freimütigen Nachrichten, die Litteraturbriefe, der Deutsche Merkur und das Deutsche Museum enthalten keine Erwähnung.

46) Körte, a. a. O. S. 370.

47) Neolog. Wörterbuch, S. 146.

48) Allgem. Deutsche Bibliothek, Bd. 32 (1777).

vexieren lassen; denn sie sehen alles für theoloyal und séraphique an, was nicht in ihrer Sphäre der Venus und des Bacchus liegt.“ —

Als nun auch „Chriemhilden Rache“ (1757) und der vollständige Abdruck der Minnesinger (1758/59) den erwarteten Erfolg nicht hatten und materielle Schwierigkeiten sich einstellten, scheint Bodmer die Lust an seinen altschwäbischen Studien verloren zu haben, wenigstens hören wir, von kleinen Notizen abgesehen, fast zwanzig Jahre lang nichts darüber aus seinem Munde. Die Dramendichtung, speziell seine patriotischen Dramen, scheinen ihn völlig in Anspruch zu nehmen, bis plötzlich um die Mitte der siebziger Jahre seine alte Liebe zu den Minnesingern und der alten Dichtung überhaupt noch einmal aufflammt und bis zu seinem Tode anhält. Eine neue Zeit war angebrochen. Was für die Aufklärungsmenschen noch mehr gelehrte Liebhaberei und polyhistorische Spielerei gewesen war, wurde für die junge Generation Herzenssache. Wie in England die „Letters on Chivalry and Romance“ (1762) von Richard Hurd der Wiedereroberung des „gotischen“ Zeitalters galten und gleichzeitig das englische Kritikerbrüderpaar Warton in seinen literarhistorischen Arbeiten die ritterliche Zeit neu zu beleben suchte, wie in der international diskutierten Querelle des Anciens et des Modernes nach langem Schwanken unter Erschütterung der alten klassizistischen Renaissance- und Barocknorm sich die Entscheidung immer mehr dem neuzeitlichen Prinzip zuzuneigen begann und die lange als „dunkel“ verketzten Zeiten des Mittelalters in neuem Lichte erschienen, so galt auch in Deutschland die Liebe der jungen Stürmer und Dränger in immer steigendem Maße der heimischen Vergangenheit. Vor allem durch Herdersche Ideen beeinflusst, gewann die Nation wieder mehr Interesse an ihrer alten Kultur. In Eschenburg, Ch. H. Müller, dem Dr. Anton in Görlitz u. a. war Bodmer eine Anzahl tüchtiger Mitarbeiter erwachsen. Ein Hauptverdienst daran hatte auch das vornehmste Journal dieser Zeit, das Deutsche Museum Boies, das sich von Anfang an mit in den Dienst der deutschen Vergangenheit stellte. Und in diesem Organ findet sich auch eine größere Anzahl von Aufsätzen Bodmers, die sich alle mit den Poeten des Schwäbischen Zeitalters befassen; und unter allen nimmt Wolfram von Eschenbach auch jetzt noch sein Hauptinteresse in Anspruch. Mit der Unbefangenheit jenes Zeitalters, das zwischen Kunst- und Naturdichtung noch keinen rechten Unterschied erkannte⁴⁹⁾, bringt

49) Selbst Schiller, von einem völlig veränderten Naturbegriff aus, rechnet die Minnesinger zu den naiven Dichtern.

er den großen mittelhochdeutschen Epiker in Parallele mit zwei anderen Werken, die ihn das ganze letzte Drittel seines Lebens beschäftigten, mit den Nibelungen und Homer. Allerdings erkennt er den homerischen Epen noch vor Eschenbach den Preis zu ⁵⁰⁾, und am 18. Juli 1780 schreibt er an Schinz: „Ich setze doch den unbekannten Dichter der Chriemhilde in allen Absichten über Eschilbach.“ Aber bereits der nächste Brief an Schinz vom 15. September 1780 bringt den Satz: „Ich stelle Parcifal gerade nach dem Lied von der Nibelungen Not!“

Die unverminderte Liebe zu dem einst von ihm bearbeiteten Epos zeigt außer jener vorher erwähnten Ballade „Jestute“ auch eine gewandte Prosaübersetzung des Einganges von Wolframs „Parzival“, die den „Altenglischen und altschwäbischen Balladen“ als Anhang beigegeben ist. Dabei scheinen ihm selbst Zweifel in betreff seiner Tätigkeit als Übersetzer und Bearbeiter gekommen zu sein, denn im September 1779 zeigt ein Aufsatz des Deutschen Museums die Bemerkung: „Es ist nicht nötig, die Übersetzung dem Texte beizufügen; die beste ist immer zu schwach, die Kürze und Naivheit der Originale auszudrücken“ ⁵¹⁾. So erklärt es sich wohl auch, daß Bodmer in dieser letzten Lebenszeit für vollständige Abschriften einiger ihm besonders wertvoll erscheinender mittelalterlicher Epen Sorge trägt. In einem Briefe vom 8. Nov. 1780 an Boie, den das Märzheft des „Deutschen Museums“ von 1781 veröffentlichte, lesen wir ⁵²⁾: „Jetzt liegen in meinem Pulte auf Pergamen geschrieben, Parcifal, die Nibelungen, Karl Pepins Son, Wilhelm von Oransen. Ich lasse sie nett abschreiben, und werde mit den Abschriften nicht zurückhaltend sein, wenn sie begehrt werden.“ Noch mehr bezeichnend für den Greis aber ist ein Brief, der aus Bodmers letzten Lebensjahren stammt (August 1780) und noch einmal seine Liebe zu Wolfram von Eschenbach im schönsten Lichte zeigt ⁵³⁾: „Sie, mein Lieber, tadeln den Greis nicht, der sich in diesen schwülen Tagen des Augusts, der sein dreiundachtzigster ist, mit Jestute die Sinnen erfrischt hat. Es ist ein Fragment aus Parcifal. Sie wissen, daß die altschwäbischen dem Untergange so nahen Werke mehr Reiz

50) Deutsch. Museum, Dez. 1779.

51) Ähnlich Herder später: „Jede leiseste Veränderung tötet eine Grazie des Dichters.“

52) A. f. d. A. 10 (1884), S. 277, wo auch die Anfrage des einzigen Reflektanten aus Bodmers Nachlaß mitgeteilt wird.

53) Abgedruckt: Deutsches Museum, April 1783.

für meinen Geist haben als Ich suche bei Eschilbach nicht Wurzelwörter, nicht Urtöne und Etyma, ich suche Sitten, *petits foins* der Ritter für die Damen, Keuschheit der Damen, Zärtlichkeit, Treue, sanfte Neigungen, den Heldenmut zu belohnen; ich suche *veras voces* ab imo pectore eiectas, Empfindungen, die nicht *marquiert*, nicht Wortergießungen sind!“ Diese Worte charakterisieren Bodmers ganze Stellung zur altdeutschen Literatur, die für ihn als Quelle weniger grammatisch-philologischer als kulturhistorischer Erkenntnisse sich darstellte; und die alten Zeiten in einem zurechtgeschnittenen Probestück der Gegenwart zur Anschauung zu bringen, war auch die Absicht, die Bodmer mit seiner Parzivalbearbeitung verfolgte. Wenn wir auch beistimmen dürfen dem Urteil Kobersteins⁵⁴⁾, der sie eine völlig verunglückte Umdichtung nennt, sowie Hollands⁵⁵⁾, der sie als „einen unglücklichen Versuch bezeichnet, das künstlerische Panzergeflecht altdeutscher Reimkunst in Hexameter umzugießen“, so ist doch nicht zu vergessen, daß es für jene Zeit ein interessantes Experiment und zugleich ein früher Vorläufer jener altdeutschen Begeisterung und Hinneigung zu ritterlicher Literatur war, die in den nächsten Jahrzehnten über Deutschland hereinfluten sollte.

54) Koberstein, Geschichte der dsch. Nationalliteratur 1873⁵, V, 21.

55) Holland, Gesch. der altdeutschen Dichtkunst in Bayern, Regensburg 1866, S. 227.

Wackenroder und Pommern.

Von

Erich Gülzow.

Es hat den Anschein, als sei das pommersche Küstenland, das man seit alters gern arm an Dichtern genannt hat, ein günstigerer Boden für die Kunst der Malerei. Wenn wir auch keine allerersten Größen auf diesem Gebiete unser eigen nennen, so begegnet uns hier doch, vornehmlich seit einem guten Jahrhundert, eine nicht geringe Zahl beachtenswerter Künstler des Stiftes und des Pinsels, besonders ausgezeichneter Landschaftler, was in dem durch die Meeresnähe beeinflussten Klima mit seinen stimmungsschwangeren Licht- und Farbwirkungen mit begründet liegen dürfte. Einige von ihnen sind zu allgemein anerkannter Berühmtheit durchgedrungen, so vor allem zwei Maler, die man der romantischen Schule beizuzählen pflegt, Kaspar David Friedrich aus Greifswald (1774—1840) und Philipp Otto Runge aus Wolgast (1777—1810). Neben ihnen darf dann noch in gebührendem Abstände ihr Zeitgenosse und Freund Friedrich August von Klinkowström aus Ludwigsburg zwischen Greifswald und Wolgast (1778—1835) genannt werden, dem die Greifswalder Marienkirche die schöne Kopie von Correggios Heiliger Nacht (1806) verdankt, und der später — echt romantisch — zum Katholizismus übertrat¹⁾.

Friedrich sowohl wie Runge sind allerdings zu ihren Lebzeiten nicht gebührend gewürdigt worden; ihr „Wirken bleibt ein Seitentrieb, der viel später nur zu vollem Gedeihen kam“²⁾. Und doch hatte Runge auch theoretisch den Kunstgenossen viel zu sagen; ja, er hat tatsächlich alle wesentlichen Gedanken der Malerei des 19. Jahrhunderts ahnend vorweggenommen. Aber „nicht die künst-

1) Vgl. Fr. A. v. Klinkowström u. seine Nachkommen. Eine biogr. Skizze v. dessem Sohne Alphons. Wien 1877. Über den 1784 geborenen vorpommerschen Maler Wilhelm Titel, der 1801 ebenfalls in Dresden die Akademie besuchte, vgl. seine Selbstbiographie Pomm. Jahrb. 3. Bd. Greifswald 1902.

lerischen Ideen Runges, sondern die stofflichen Sympathien Wacke n r o d e r s bedingen die sogenannte romantische Malerei“²⁾. Die innige Hingabe dieses frühverstorbenen Jünglings an die Kunst fand volles Verständnis bei den Künstlern, die seine „Herzensergießungen“ lasen. Denn ihm war „zu fassen gelungen, was noch ungestaltet in der Luft schwebte“³⁾. So steht er mit seinem Freunde Tieck am Anfange deutscher Romantik und ist dadurch trotz seines kurzen Erdenwallens eine namhafte Erscheinung des Zeitgeistes geworden, die gerade in neuerer Zeit wieder vollere Würdigung gefunden hat⁴⁾. Somit mag es denn einer kleinen Betrachtung wert sein, daß gleich Friedrich und Runge auch Wackenroder enge Beziehungen zu Vorpommern hat, indem einmal Generationen seiner nächsten Vorfahren hier zu Hause waren und zum andern er selber die vorpommersche Väterheimat wenigstens auf einer längeren Reise kennen zu lernen suchte.

Besser als bei Friedrich und Runge können wir bei Wackenroder den Stammbaum zurückverfolgen. Denn während jene aus einfachen bürgerlichen und bäuerlichen Familien herstammten⁵⁾, sind Wackenroders Vorfahren zum großen Teil Akademiker und Professoren, die in der vorpommerschen Heimat eine Rolle gespielt haben. Dieser Umstand mag es auch rechtfertigen, wenn die Familiengeschichte der Wackenroder etwas eingehender dargestellt wird⁶⁾.

Den Ursprung des Geschlechts verlegt die Überlieferung nach Mähren zurück. Von dort soll der Urahn Heinrich Wacke n r o d e r zur Zeit der Hussitenkriege nach Niedersachsen gekommen sein. Sein Sohn Jobst (oder Augustin) war Bürger und Kämmerer zu Alfeld

2) Oskar Walzel, Deutsche Romantik. I⁴. Leipzig 1918. S. 94.

3) Heinrich Wölfflin in „Studien zur Literaturgeschichte, Michael Bernays gewidmet“ (Hamburg u. Leipzig 1893) S. 73.

4) Goethe z. B., der doch Runge mit Güte und Verständnis gegenübertrat, tut Wackenroder mit einer boshaften Bemerkung ab. Erst Rudolf Haym hat ihm in seiner „Romantischen Schule“ 1870 den gebührenden Ehrenplatz an der Spitze seines Buches angewiesen. Vgl. Lit. Echo XIV. Jahrg. 1911/12, S. 166 u. 626.

5) Friedrich soll ja allerdings einer in Pommern eingewanderten vornehmen Familie Schlesiens entstammen. Über Runges äußere Biographie vgl. Pomm. Jahrb. 11. Bd., Greifswald 1910, mit reichen Literaturangaben.

6) Vgl. noch ausführlicher Albert Georg Schwarz, Funus... Dn. Ernesti Henrici Wackenroderi... Greifswald 1736; E. H. Wackenroder, Altes und Neues Rügen. 2. (Titel-) Aufl. Stralsund 1832, S. 232 ff. u. Suppl. S. 14 ff.; Edm. Lange, Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum, Greifswald 1898; J. G. L. Kosegarten, Gesch. der Univ. Greifswald I (1857), S. 204, 218 u. 232.

an der Leine im Stift Hildesheim, ebenso der Enkel Tisemann. Bald nach dem Jahre 1600 wurde diesem sein Sohn Heinrich geboren, der die Familie nach Pommern verpflanzte. Er hatte die Schulen in Hildesheim und Lemgo besucht, hatte in Rostock studiert und wurde dann in Pommern Hauslehrer. In dieser Stellung kam er auch nach Venzvitz auf Rügen und predigte gelegentlich in Poseritz. Hier wurde er 1643 in die seit sechs Jahren unbesetzte Präpositur berufen und heiratete, dem Herkommen folgend, die Witwe seines Vorgängers, Anna Musselius, die einer Greifswalder Professorenfamilie entstammte. Ihr Vater Augustin Rhau (1573—1621) war Professor der Rechte und starb als Vizekanzler des Herzogs zu Wolgast; ihr Großvater Balthasar (1527—1601), aus Schlesien gebürtig, wurde 1552 von Wittenberg an die Greifswalder Artistenfakultät berufen, war später acht Jahre Prinzenenerzieher in Wolgast und seit 1584 auch Doktor der Theologie; verheiratet war er mit Anna Schurff (1544 bis 1622), Tochter des Wittenberger Professors der Medizin Augustin Schurff (1495—1548) aus St. Gallen, des Hausarztes von Luther, dessen Frau eine Nichte von Melanchthon war. Der Großvater mütterlicherseits war der Greifswalder Jurist Hermann Westphal (1571—1607), ein Sohn der Universitätsstadt.

Aus seiner Ehe mit dieser Professorentochter hatte Heinrich Wackenroder vier Söhne und drei Töchter. Die beiden ältesten Söhne waren Zwillinge, von denen der eine früh starb, der andere als Kaufmann nach Ostindien ging. Der dritte Sohn, Joachim, studierte die Rechte, wurde Hofmeister, Sekretär und starb als Ratsherr in Anklam. Die vierte endlich, Ernst Heinrich, ist jedem pommerschen Geschichtskundigen bekannt als Verfasser des „Alten und Neuen Rügen“. Er hat den Namen Wackenroder zum erstenmal zu literarischem Rufe gebracht. In Poseritz 1660 geboren, besuchte er das Gymnasium in Stralsund sowie die Universitäten Wittenberg, Greifswald und Leipzig, war wiederholt Hauslehrer und habilitierte sich in Wittenberg, von wo er als Dozent nach Greifswald übersiedelte. Aus Geldmangel entschloß er sich 1689, die Pfarre in Trent auf Rügen zu übernehmen. Im Januar 1716 ging er dann als Präpositus nach Loitz an der Peene und starb hier am 27. Dezember 1735.

Der Titel seines Buches über die Geschichte der Heimatinsel Rügen lehnt sich deutlich an das 1721 erschienene Werk „Altes und Neues Pommerland“ von Christian Schöttgen an, und David Francks „Alt- und Neues Mecklenburg“ (1753—57) nimmt ihn wieder auf.

Aber während Schöttgen nur einzelne Ausschnitte aus der pommerschen Geschichte gibt, behandelt Wackenroder im ersten Teil seines Buches tatsächlich die zusammenhängende Geschichte Rügens, im zweiten Teil die Chronik der einzelnen Kirchspiele und bietet damit wertvolles Material für die Forschung. Der altväterisch umständliche, latinisierende Stil wirkt auf uns heute vielfach köstlich belustigend; Wackenroder hat aber auch selber Sinn für Humor, wie z. B. aus der prächtig erzählten Anekdote S. 258 hervorgeht ⁷⁾.

Ernst Heinrich Wackenroders älterer Bruder Joachim, der als Ratsherr zu Anklam in jungen Jahren starb, hatte aus seiner Ehe mit Maria Steffens einige Kinder hinterlassen. Der 1693 geborene Sohn Benjamin († 1772) brachte es bis zum Konrektor des Stralsunder Gymnasiums ⁸⁾. Er war verheiratet mit Dorothea Lemm, deren Vorfahren in mehreren Generationen pommersche Pastoren waren ⁹⁾, und hinterließ einen Sohn namens Christoph Benjamin (1729—1808), der durch seinen kinderlosen Oheim Johann Augustin Wackenroder, Hofrat und Stadtsyndikus in Berlin, 1748 in die preussische Hauptstadt geholt und 1756 in die städtische Verwaltungslaufbahn eingeführt wurde. Hier stieg er bis zum ersten Justizbürgermeister (1793) empor und erhielt 1786 den Titel eines Geheimen Kriegsrates ¹⁰⁾. Um 1763 hatte er sich mit Christiana Dorothea Grundmann, der Tochter eines uckermärkischen Obergerichtsrates verheiratet. Doch erst nach etwa zehnjähriger Ehe entsproß diesem Bunde das einzige Kind, unser Wilhelm Heinrich Wackenroder.

Das also sind des Romantikers Wackenroder Vorfahren. Wir wissen von ihnen zu wenig, als daß wir bestimmt entscheiden könnten, was der letzte Enkel von ihnen ererbt hat. Nur der Verfasser des „Alten und Neuen Rügen“ und der Berliner Justizbürger-

7) Das Buch, noch in Trent verfaßt, erschien 1730 als Raubdruck nach einer Abschrift bei Jakob Löffler in Stralsund ohne Verfasserangabe. Wackenroder veröffentlichte dazu am 1. Juli einen „Abgenöthigten Bericht“ bei dem Stralsunder Buchdrucker Georg Christian Schindler. 1732 erschien dann eine neue Titelaufgabe mit Wackenroders Namen und einem Supplement über das ausgelassene Pastorat Trent. 1738 brachte Löffler noch eine „Nöthige Erläuterung des Alten und Neuen Rügens“ von Joh. Dav. Fabarius in Putbus heraus.

8) Ausführliche Biographie bei Zober, Gesch. des Str. Gymnasiums, 4. Beitrag, Stralsund 1858, S. 70—72.

9) Wackenroder, Altes und Neues Rügen, S. 235 f.

10) J. Klein, Erinnerungen an Chr. B. Wackenroder. Berlin 1809.

meister sind etwas in ihrem Wesen greifbar durch ihre Schriften¹¹⁾, der letzte auch durch Berichte anderer. Beiden gemeinsam erscheint danach eine gewisse praktische Nüchternheit und große Sorgfalt und Ordnungsliebe; dem Bürgermeister wird zudem eine fast übertriebene Bescheidenheit und Zurückhaltung nachgesagt. Sorgfalt und Schüchternheit hat der junge Romantiker wohl von ihnen als Erbeil überkommen. Seinen völligen Mangel an Mut und Ellbogenkraft, seine rührende Lebensuntüchtigkeit, die er mit peinlicher Sachlichkeit an sich selbst beobachtet, vor allem aber seine künstlerischen Neigungen, für die der Vater gar kein Verständnis besaß, dürfen wir vielleicht auf Rechnung der Mutter schreiben, die schon ein Jahr nach dem Tode ihres einzigen Kindes ebenfalls ihr Leben beschloß.

Unwillkürlich drängt sich zum Vergleich eine Gestalt aus einem modernen Roman auf, der kleine Hanno am Schlusse von Thomas Manns „Buddenbrooks“. Hier wie dort der letzte Sproß einer verfallenden Patrizierfamilie, die zu den höchstmöglichen Ehrenstellen aufgestiegen ist; die Geburt des einzigen Kindes nach mehrjähriger Wartezeit und sein früher Tod; die Schwärmerei für die Kunst, das Theater, vor allem für die Musik, die bei Hanno von der Mutter ererbt ist; die „übertriebene Reizbarkeit der Nerven“, die völlige, müde und schlaff machende Hingabe an die Welt der Töne¹²⁾; die innige, verehrende Freundschaft zu einem Schulkameraden, der „sich mit Schreiben abgibt“ und phantastische Märchen dichtet; der Zwiespalt mit dem strebsamen, rastlosen Vater, der des Sohnes Neigungen mit Besorgnis sieht; die Arbeitsunlust in der ungeliebten Beschäftigung¹³⁾; die Scheu vor dem Leben. Ist es nicht, als wären diese Worte Hanno Buddenbrooks von Wackenroder an Tieck gerichtet: „Was ist mit meiner Musik? . . . Ich kann beinahe nichts, ich kann nur ein bißchen phantasieren, wenn ich allein bin . . . Mit dir ist es so anders. Du hast mehr Mut . . . Du willst schreiben, willst den Leuten etwas Schönes und Merkwürdiges erzählen, gut:

11) Von Christoph Benjamin erschienen 1768 in Leipzig „Betrachtungen über Geschäfte und Vergnügungen“, die 1769 und 1783 umgearbeitete Neuauflagen erlebten und mehrfach nachgedruckt wurden.

12) Wackenroders Werke und Briefe, hrsg. v. Fr. v. d. Leyen, Jena 1910, Bd. II S. 134, 122. Die Musik ist zweifellos Wackenroders Hauptliebe; vgl. Werke II 114 und sein Selbstporträt Joseph Berglinger in den „Herzensergießungen“. Von des kleinen Hanno Verständnis für bildende Kunst ist noch nicht die Rede: in seinem Zimmer hängt allerdings ausgerechnet ein Raffael. Auch Parallelen zwischen den Vätern lassen sich schon finden.

13) Vgl. Rud. Köpke, Ludwig Tieck. 1. Teil. Leipzig 1855. S. 222.

das ist etwas. Und du wirst sicher berühmt werden, du bist so geschickt . . . Ich kann das nicht . . . Ich möchte schlafen und nichts mehr wissen. Ich möchte sterben . . .“ Ja, sogar das Ende ist dasselbe. Denn auch Wackenroders Todeskrankheit, die Thomas Mann so packend malt, war höchstwahrscheinlich der Typhus¹⁴⁾. —

Wilhelm Heinrich Wackenroder wurde am 13. Juli 1773 in Berlin geboren und starb am 13. Februar 1798. Der Vater wohnte seit 1769 im Hause Burgstr. 13 neben dem Gasthof „Zum König von Portugal“, aus Lessings „Minna“ und Reuters „Reis' nah Belligen“ bekannt¹⁵⁾. Hier hat sich des Sohnes Leben von der Geburt bis zum Tode abgespielt. Unterbrochen wurde der Berliner Aufenthalt nur durch die drei Studiensemester in Erlangen (1) und Göttingen (2) von Ostern 1793 bis Herbst 1794 und, soweit wir wissen, durch drei Reisen. Die erste dieser Reisen unternahm Wackenroder vom 9. bis 28. August 1792 nach Wörlitz, Halle (zu dem dort schon seit Ostern studierenden Tieck) und Dresden; Nachrichten darüber haben wir in den Briefen an Tieck¹⁶⁾. Die zweite führte ihn vom 20. Juli bis 23. August 1795 nach Stettin, Rügen und Mecklenburg. Die dritte endlich ging etwa im Juli 1796 nach Dresden und Halle in Gemeinschaft mit Tieck; auf dieser ließ Wackenroder den Freund in die bis dahin geheimgehaltene Handschrift seiner „Herzensergießungen“ Einblick tun¹⁷⁾. Zu diesen Reisen kommt noch eine ganze Zahl von Ausflügen während der Studienzeit. Wiederholt wurde das alte Nürnberg aufgesucht, das ja bekanntlich Wackenroder erst wieder entdeckt hat¹⁸⁾. Von Erlangen aus weilte Wackenroder auch dreimal in der Gemäldegalerie des Schlosses Weißenstein bei Pommersfelden. Hier sowie in Kassel und Salzdahlum bei Wolfenbüttel — wo 1733 Friedrichs des Großen Vermählung stattfand — hat er vornehmlich die Kunsteindrücke empfangen, die seinen Aufsätzen über die Malerei zugrunde liegen¹⁹⁾. Leider haben wir nur über zwei dieser während der Studienzeit unternommenen Reisen eigene Aufzeichnungen Wackenroders. Die eine behandelt die Pfingstreise 1793

14) Vgl. Sonntagsbeil. zur Voss. Ztg. 3. April 1904.

15) Nach freundl. Auskunft des Berliner Gymnasiallehrers Herrn Paul Hoffmann steht dort heute unter Nr. 17 ein Neubau neben dem bekannten Hotel (bei Lessing übrigens „König von Spanien“).

16) Wackenroders Werke II 99—104.

17) Köpke a. a. O. S. 219 ff.

18) Köpke a. a. O. S. 159 f.

19) Genauerer bei Paul Koldewey, Wackenroder und sein Einfluß auf Tieck. Diss. Göttingen 1903. S. 68.

mit Tieck nach Beyreuth, Hof und dem Fichtelgebirge ²⁰⁾. Die zweite ist erst nach der Ausgabe der gesammelten Werke und Briefe Wackenroders bekannt geworden und von Rud. Wolkan in den Süd-deutschen Monatsheften (9. Jahrgang, Juniheft 1912, S. 262—270) veröffentlicht worden; ihr Gegenstand ist eine Reise mit Prorektor Weißer von Erlangen über Bayreuth nach Bamberg und Pommersfelden vom 14. bis 21. August 1793. Es ist leicht denkbar, daß Wackenroder auch über andere seiner Reisen noch kleine Ausarbeitungen gemacht hat; denn der Vater, der für die Bildung des einzigen Sohnes keine Aufwendung scheute, wünschte zum Entgelt dafür aber auch, daß der Sohn sich und ihm über alles Wissenswerte des Gesehenen gründliche Rechenschaft gebe, wobei etwa Nicolais Beschreibungen als Muster vorgeschwebt haben werden. Gefunden aber hat sich weiter noch nichts. Über die pommersche Reise erhalten wir überhaupt nur einen etwas zweideutigen Fingerzeig in Köpkes Tieckbiographie (I S. 203), wo von einigen Versen die Rede ist, die Wackenroder „auf Arkona“ gemacht habe.

Da ist es nun erfreulich, daß wir gerade über diese Reise einen sehr ausführlichen Bericht von der Hand eines Reisegefährten haben. Es ist das der Berliner Oberkonsistorialrat Johann Friedrich Zöllner (1753—1804), ein Freund des alten Justizbürgermeisters Wackenroder ²¹⁾. Zöllner war ein typischer Vertreter der Aufklärung und gehörte zu den Begründern der Berliner Mittwochsgesellschaft ²²⁾. Seine Bedeutung liegt daher nicht auf theologischem Gebiete, sondern auf dem der Erziehung und Volksbildung; und den Zweck der Belehrung haben schließlich auch seine tüchtigen Reisebeschreibungen. Sie behandeln Helgoland (auf eine Anregung A. v. Humboldts) sowie Schlesien, Galizien und Polen; die bedeutendste ist aber seine „Reise durch Pommern nach der Insel Rügen und einem Teile des Herzogtums Mecklenburg im Jahre 1795. In Briefen. Berlin, bei Friedrich Maurer 1797“. Daß Wackenroder an dieser Reise Zöllners teilgenommen hat, geht aus vier kurzen Erwähnungen seines Namens auf den Seiten 71, 76, 276 und 291 des Buches hervor. Auch die

20) Werke II S. 205—247; vgl. Köpke a. a. O. S. 161—164; Koldewey S. 81.

21) Vgl. Allg. Deutsche Biogr. Bd. 55 (1910), S. 423—25.

22) Vgl. A. Tholucks Lit. Anzeiger für christl. Theol. Jahrg. 1830, Nr. 8 u. 11, und Festschr. zur 50jähr. Doktorjubelfeier Karl Weinholds, Straßburg 1896, S. 43—54.

übrige Reisegesellschaft läßt sich aus verstreuten Andeutungen zusammenstellen.

Der dritte Teilnehmer war der älteste Sohn Karl (1760—1830) des bekannten Berliner Oberkonsistorialrates und Amtsvorgängers von Zöllner Joh. Joach. Spalding aus Tribsees (1714—1804). Er war Sekretär und später Justizrat beim Kammergericht, stand also Wackenroder, der damals Auskultator am Stadtgericht war und dann als Referendar ans Kammergericht überging, beruflich nahe. Bereits in Prenzlau aber verließ er seine beiden Reisegefährten, um der früheren Wirkungsstätte seines Vaters in Lassan einen Besuch abzustatten, und stieß erst wieder in Stralsund zu ihnen. Schon in Stettin aber hatte sich inzwischen die Gesellschaft verabredungsgemäß vergrößert um den Berliner Apotheker und Chemieprofessor Martin Heinrich Klapproth (1743—1817) und seinen nachmals als Orientalist berühmt gewordenen, damals fast zwölfjährigen Sohn Heinrich Julius (1783—1835). In Stralsund schließlich vereinigte sich eine größere Zahl Einheimischer mit den fünf Berliner Reisenden, um mit ihnen gemeinschaftlich Rügen zu besuchen. Die Führung hatte hier der Kammerrat Pommer Esche (1734—99), der anscheinend öfter sich hierzu bereitfinden ließ²³⁾. Ferner beteiligten sich sein Sohn Johann Arnold und sein Neffe G. B. Chr. Tetzloff, beides Schulfreunde von E. M. Arndt und Altersgenossen von Wackenroder²⁴⁾, sowie die mit Spalding verwandten Pastoren Gebhardi Vater und Sohn. Dazu kamen noch Bediente sowie auf Rügen für mehrere Tage der Pastor Bernhard Olivier Franck (1759—1833) aus Bobbin.

Der Reiseweg Wackenroders mag aus den etwas unübersichtlichen Briefen Zöllners hier kurz zusammengestellt sein. Abfahrt aus Berlin Montag, den 20. Juli 1795 abends, über Oranienburg, Liebenberg, Zehdenick, Templin nach Prenzlau bis zum 21. abends, nachts durch Löcknitz nach Stettin. Abfahrt am 26. Juli morgens über Altdamm und Gollnow nach Wollin, 27. Lebbin, Wollin, 28. Misdroy, Swinemünde, 29. nachmittags nach Wolgast, 30. nach Greifswald, 31. abends über Reinberg nach Stralsund, wo Wackenroders Vater geboren war und wohl noch Verwandte lebten. Am Dienstag,

23) Vgl. Wilh. v. Humboldt, Werke Bd. XIV, Berlin 1916, S. 273. Humboldt reiste 1796 nach Rügen.

24) Näheres bei Erich Gülzow, E. M. Arndt und Stralsund, Strals. 1922, S. 23 f.; über die Gebhardis bei Christ. Heinr. Groskurd, Gedächtnisschrift auf ... Brandanus Gebhardi, Strals. 1785, S. 39 f., 44 f.; über Franck, Pomm. Jahrb. 3. Erg.-Bd., Greifswald 1919, S. 238.

4. August, morgens nach Rügen: Ramin, Bergen, Prora, Wostewitz auf Jasmund, 5. Sagard, Bobbin, Spyker, 6. Stubbenkammer, Saßnitz, 7. Spyker, Quoltitz, Bobbin, Spyker, Arkona, Altenkirchen, Wieck, 8. Posthaus, Kloster auf Hiddensee, 9. Vitte, Neuendorf, Kloster, Fährinsel, Gingst auf Rügen, 10. Gingst, Garz, Poseritz, 12. Stralsund, 14. Barth, Kenz, Damgarten, 15. Rostock, 17. Doberan, Heiligendamm, Rostock, 18. Laage, Teterow, Remplin, 21. Basedow, Strelitz, Ahrensberg, 22. Zechlin, Rheinsberg, Neuruppin, Ankunft in Berlin Sonntag, 23. August morgens.

Zöllners ausführliche Beschreibung ermöglicht uns nachzuprüfen, was Wackenroder auf dieser Reise gesehen hat. Der Stand der Reisenden und vorherige Anmeldung brachten es mit sich, daß ihnen alle Sehenswürdigkeiten bereitwillig von den besten Kennern gezeigt wurden. Zöllners Neigungen gingen dabei vornehmlich echt aufklärerisch auf wirtschaftliche und naturwissenschaftliche Fragen; Kunst und Naturschönheit kommen erst in zweiter Linie. Wir aber haben uns gerade zu fragen, was Wackenroder hierin an Anregungen und bleibenden Eindrücken in seiner Väterheimat empfangen hat.

Die hohen Naturschönheiten Rügens, die auch dem nüchternen Zöllner wiederholt das Prädikat „romantisch“ ablocken²⁵⁾, waren damals noch fast unbekannt. Dem älteren Kosegarten, dessen Dichtungen heute vergessen sind — am wichtigsten sind noch seine Legenden geworden, die Gottfried Keller für seine „Sieben Legenden“ benutzte — ist vielleicht als bestes zu danken, daß er Rügens Schönheiten entdeckte und durch seine Schriften bekannt machte. Er führte auch die Berliner Reisenden auf Arkona umher²⁶⁾. Daß Wackenroder hier von der Unendlichkeit des Meeres gepackt wurde, beweist sein Gedicht „Das Meer“. Tieck hat allerdings recht, wenn er diese Verse mit dem Pathos von Schillers Frühzeit²⁷⁾ in seiner Erzählung „Die gelehrte Gesellschaft“ einer strengen Kritik unterzieht, und von der Leyen hat die ganz wenigen erhaltenen Gedichte Wackenrodgers gar nicht in die Werke aufgenommen²⁸⁾. Aber in

25) Z. B. S. 189, 235, 294, 312. Seit Adelung 1777 im Sinne von „poetisch, phantastisch“ für eine Landschaft gebräuchlich geworden. So auch bei Wackenroder Werke II S. 209 u. Südd. Monatshefte Juni 1912, S. 267.

26) Vgl. W. v. Humboldt, Werke XIV, S. 290 f., wo auch Kosegartens „äußerst mittelmäßiges und oft unerträgliches“ Gedicht „Arkona“ erwähnt wird, das in Schillers Musenalmanach für 1797 erschien.

27) Eine deutliche Parallele bei Koldewey a. a. O. S. 105.

28) Vgl. Köpke a. a. O. 2. Teil. S. 274.

unserm Zusammenhange mögen die Zeilen hier doch einen Platz finden:

Das Meer.

Auf hoher Felsenkante
der Menschheit Abgesandte
stehn wir und opfern Gott Gesang.
Ihm tönen Jubellieder
im Namen unsrer Brüder
für alle Pracht der Erde Dank.

In allgewalt'ger Schale
dem heiligen Schicksale
schäumt unter uns das weite Meer.
In lachend heitrer Stille,
im wilden Sturmgebrülle
ist's immer heilig, groß und hehr.

Und Gottes Bld, der Himmel,
schaut in der Flut Gewimmel
mit unbewegtem Aug' hinein:
Er beugt sich freundlich nieder,
mit blauem Glanzgefieder
schließt er die Flut umarmend ein.

Wie diese regen Wellen
gedrängt sich treibend schwellen,
so walt der Menschen großes Meer:
in hoher Tugend Siege,
in schwarzer Laster Kriege
stets groß und wundervoll und hehr.

Drum laßt uns, gleich dem Himmel,
ins wilde Weltgetümmel
mit sonnenhellem Auge sehn,
fest an der Menschheit hangen,
die Welt mit Lieb' umfassen
und liebend, liebend untergehn.

Laßt länger hier uns harren,
in Meer und Himmel starren,
bis jede Fiber fühlend schwillt;
und segnet das Entzücken,
das unsern trunken Blicken,
aus dir, Natur, geheiligt, quillt.

Wichtiger als die dichterische Auswirkung der Reise muß uns die Frage sein, inwieweit Wackenroder für seine Anschauungen von der Kunst hier neue Nahrung fand. Es erleidet wohl keinen Zweifel, daß dem schwärmerischen Liebhaber Alt-Nürnberg's auch der alten Hanse-

stadt herbe Backsteingotik einen Eindruck gemacht, wenn auch im Innern der Nikolaikirche die kahle Tünche damals die Wirkung stark beeinträchtigte, und daß die Kunst der Doberaner Kirche ihn gefesselt haben wird. Aber Andeutungen darüber in seinen Kunstaufsätzen lassen sich nicht finden. Und bei Zöllner dürfen wir sie auch nicht suchen. Von Stralsund sagt dieser z. B. ausdrücklich (S. 156): „Wegen seiner Bauart verdient Stralsund keine Aufmerksamkeit. Wirklich schön sind nur wenige Häuser“, wobei aus den folgenden Worten hervorgeht, daß er die alten Giebelhäuser gerade nicht dazu zählt. Rathaus und Kirchen kommen nicht besser in seinem Urteil fort. Und von Doberan (S. 403) weiß er nur Albernheiten der Reliquienschatze und der Grabinschriften mitzuteilen. Einzig eine Bemerkung (S. 164) in Stralsund zeigt, daß er die altdeutsche Baukunst nicht ganz verwirft: „Ich wünschte, daß sich ein gelehrter Baukünstler fände, der den verschiedenen Geschmack und Stil der Gebäude, die wir alle unter dem Namen der gotischen zusammenwerfen, genauer charakterisierte und ihre Vorzüge, die zu sehr verkannt zu werden scheinen, nach Verdienst würdigte. Nicht nur für die Baukunst, sondern auch für die Geschichte des Kirchenbaues vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert, die immer noch soviel Rätselhaftes hat, würde sich bei dieser Untersuchung eine schätzbare Ausbeute ergeben!“ Man möchte fast glauben, daß hier eine Äußerung Wackenroders nachklingt.

Die Hauptliebe des jungen Kunstfreundes aber galt, abgesehen von der Musik, der Malerei: Und da bot allerdings der Reiseweg den Berlinern wenig Bemerkenswerthes. Wiederholt finden sich Altargemälde von dem damaligen Berliner Akademiedirektor Christian Bernhard Rode (1725—97; S. 9, 59, 354, 395), den zwar Zöllner geist- und gefühlvoll nennt — obgleich ihm besonders auch der billige Preis seines Gingster Gemäldes erwähnenswert scheint —, der aber doch Wackenroder nicht fesseln konnte. Auch Joh. Heinrich Tischein (1751—1829) begegnet mit zwei Gemälden in der Stralsunder Jakobikirche (S. 165, 377), die schon Zöllner noch unter Rode stellt. Schließlich wird noch zweimal (S. 189, 321) der „fast vergötterte“ Philipp Hackert aus Prenzlau erwähnt. Mehrere seiner von Zöllner sehr gelobten Zeichnungen und Gemälde behandeln die „romantischen Naturschönheiten“ Rügens; hier weilte ja Hackert, wie Goethes Biographie ergibt, in den Jahren 1762—65 beim Baron Olthoff. Einen Kupferstich von Stubbenkammer nach Hackert fügt Zöllner sogar als Bildbeilage seinem Buche ein. Alles in allem eine wenig erfreuliche

Ausbeute für Wackenroders schönheitsdurstiges Herz. Die einzige wirklich sehenswerte Galerie war die im gräflichen Schlosse zu Putbus. Hier hätte Wackenroder so manche Niederländer und Italiener bewundern können, sogar seinen „göttlichen“ Raffael²⁹⁾. Aber ein hartnäckiges Regenwetter, das die Reisenden seit Hiddensee (S. 336, 364) bis zum Schluß der Reise verfolgte, veranlaßte sie, den Besuch von Mönchgut und der ganzen südöstlichen Ecke der Insel aufzugeben. Nur den Oheim Karl Spaldings, den damals sehr geschätzten Präpositus Dr. Hermann Andreas Pistorius (1730—98) in Poseritz, suchte man noch auf und damit die Stätte, wo Wackenroders Ahnherr Heinrich 150 Jahre zuvor seine Pfarre angetreten hatte.

So ist denn tatsächlich die fünfwöchige Reise nach Pommern für Wackenroders künstlerische Neigungen nicht ergebnisreich geworden. Kein Wunder daher, daß in seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ kein Wort darauf anspielt. Am ehesten hätte man noch eine Hindeutung auf die Baudenkmäler erwarten können. Aber es ist ja bekannt, wie kurz selbst Nürnbergs Baukunst in seinem Werke nur gestreift wird³⁰⁾; um wieviel weniger konnte die Kunst des ostelbischen Kolonistenlandes eine Erwähnung finden. Zudem ist anzunehmen, daß mindestens eine Anzahl von Wackenroders Aufsätzen zur Zeit der Reise nach Pommern schon geschrieben war.

29) Vgl. Karl Schildener, Greifsw. Akad. Zeitschr. Bd. 2, Greifswald 1826, Heft 2, S. 19 ff.; J. J. Grumbke, Darstellungen von der Insel und dem Fürstentum Rügen, Berlin 1819, Teil I S. 262; Fr. v. Sch., Rügen, Stralsund 1837, S. 132; u. a. m.

30) Werke I S. 52 f.

Briefe von Jacob Grimm an August Friedrich Pott.

Mitgeteilt von
Philipp Strauch.

Die hier veröffentlichten Jacob Grimm-Briefe sind im Besitz der Universitätsbibliothek zu Halle; ihrem Leiter Herrn Prof. Dr. Christ, der den Abdruck gestattete, sei auch an dieser Stelle für sein Entgegenkommen Dank gesagt. Die Briefe stammen aus den Jahren 1833, 1847, 1853, 1858 und sind an den Professor der Sprachwissenschaft A. F. Pott (1802—1887) in Halle gerichtet. Pott eröffnete die Korrespondenz, indem er gleichzeitig den ersten Teil seiner Etymologischen Forschungen übersandte. Die lautere Persönlichkeit beider Briefschreiber tritt uns neben dem wissenschaftlichen Gedankenaustausch besonders sympathisch entgegen; Jacobs abgeklärter Briefstil ist uns seit langem vertraut, Potts Feder kennzeichnet neben dessen hoher Verehrung für das Brüderpaar eine kernige Sprache, die an oft drastischen Bildern und Vergleichen Freude hat. — Potts Briefe an Jacob — es sind sechs an der Zahl, die hie und am Rande durch Brand oder Ansengen gelitten haben — verwahrt der Grimmschrank auf der Preuß. Staatsbibliothek (Mitteilungen V (1923), 35 Nr. 1475), deren Verwaltung, mir wie immer freundlich belegend, die Einsicht ermöglichte; wenn ich sie hier teilweise zum Abdruck bringen darf, so fühle ich mich dafür den Rechtsnachfolgern der Brüder Grimm, Herrn Rittergutsbesitzer v. Arnim auf Burow bei Menz, Kreis Ruppin, und Frä. Agnes Oestreich, Althaldensleben, verpflichtet, die meiner Bitte, die Veröffentlichung zu gestatten, gern willfahrten. — In den Anmerkungen 1, 11, 18 habe ich Potts ersten, fünften und sechsten Brief vollständig wiedergegeben. Vom zweiten, undatierten, aus dem Jahre 1847 stammenden gibt Anm. 7 ein Exzerpt, das eine von Grimm gestellte Frage beantwortet; Pott sieht Grimms Dakisch-Getischen Studien mit Spannung entgegen, äußert sich über Heinrich Leos Ferienschriften (Heft 1, 1847) und meldet, daß seine 'Zählmethode' im Druck sei; die Übersendung eines Exemplars dieser Schrift erfolgte am 22. Juni 1847 mit einem Begleitschreiben (Brief Nr. 3), in dem Pott Grimm zur Mitarbeit an der Allg. Literaturzeitung auffordert. Am 19. Jan. 1849 (Brief Nr. 4) dankt

er für Übersendung von Grimms Geschichte der deutschen Sprache, zu der er einzelne Nachträge beisteuert, und übt Kritik an Leos Ferienschriften I.

Grimms Briefe zeigen lateinische, Potts deutsche Schrift.

1¹⁾.

Ew Wolgeboren

freundliches und herzliches Schreiben vom 1 Jul., das ich mit dem übersandten Buch ²⁾ fast schon ein Vierteljahr in Händen habe, beantworte ich erst heute; Sie sollen gleich hören, warum so spät. Nachdem ich den Sommer in grosser Gemütsbewegung zugebracht hatte (meine einzige geliebte Schwester ³⁾ starb nach einer schweren Krankheit, darauf folgten unmittelbar Krankheiten meiner Schwägerin und meines Bruders), konnte ich der aufgehäuften Arbeiten kaum wieder Meister werden, und ich musste, bei so geringer Muße, die mir gegönnt ist, alles fremde und äußere von mir abhalten. Meine Hofnung mit Hilfe der Herbstferien ins alte Geleise zu kommen, schlug abermals fehl, da ich selbst unwohl wurde und mich noch in diesem Augenblick nicht ganz hergestellt fühle; eine kleine Erholungsreise sollte helfen, hat aber auch nichts geleistet. In dieser Lage konnte ich Ihr anziehendes, scharfsinniges, enges Buch nicht ordentlich lesen und studieren; daß es verdient studiert zu werden und Ihnen Ehre macht, darüber (S. 2) war ich schnell im Klaren.

Ich stand jedoch eben im Begrif, wenigstens einige Tage vorläufig Ihrem Werk zu widmen und Ihr Begehren einer Anzeige zu erfüllen, als ich vernahm, daß Ihr Schicksal die erwünschteste Wendung ⁴⁾ genommen hat, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche. Nun hielt ich mich wieder von der Pflicht entbunden, Ihnen durch eine allgemeine Empfehlung einen überflüssigen Dienst zu erweisen; ich werde eine bessere Gelegenheit nutzen, um das was ich von Ihren Bestrebungen halte, zu sagen.

Die Vielheit der Gegenstände, welche Sie anregen und die Offenheit mit welcher Sie der Welt Ihre Gedanken und Einfälle hingeben, möchte dem Eindruck des Buchs schaden. Eingeweihten wird mitten in dieser verwirrenden Fülle das Frische lieb sein. Ich folge Ihnen nicht allenthalben, ich glaube, daß Sie selbst in (S. 3) Zukunft manches nachlassen und aufgeben werden. Offenbar aber können Sie das, und bleiben dennoch zu fernerer glücklicher Forschung auf dem erwählten Gebiet ausgerüstet. Ich gehe in nichts einzelnes, will auch erst genauer lesen und zusehen.

Ihren Anschlag meiner Arbeiten muss ich, ohne alle Heuchelei, bedeutend ermäßigen. Was übrig bleibt verdanke ich vielleicht am meisten einer gew(issen) fest gehaltenen Beschränkung. Mit den Schulphilologen werden wir freilich immer einen schweren Stand haben, weil ihr Terrain so breit ist, und sie in stiller Ruhe die kleinen Cometen nicht erblicken, die in der Ferne an ihre Bahn schweifen; mit der Zeit können sie einmal gründlich vernichtet werden.

Ich bitte Prof. Leo ^e) herzlich von mir zu grüßen (ich setze voraus, daß Sie ihn eben kennen) und bin mit wahrer Hochachtung der Ihrige

Gött. 10 nov. 1833

Jac. Grimm.

Quartbogen mit der Aufschrift

Sr. Wolgeboren
Herrn Dr. Aug. Friedr. Pott
Professor an der Universität

zu

Halle
an der Saale

und dem Poststempel Goettingen 12

11.

2.

Hochgeehrter freund,

ich habe eben die dakischen pflanzenamen bei Dioskorides commentiert und glaube allerhand merkwürdiges gefunden zu haben, doch bleibt natürlich manche dunkelheit. vielleicht können Sie mir eine heben helfen. das βούγλωσσον^e) heißt βουδάλλα und dalla scheint wiederum zunge; doch weiß ich dafür aus keiner sprache rath, man müste denn D mit L wechseln lassen und lalla zum niederländ. lel, schweiz. läl = zunge halten, vgl. lallen, lallare. sollte Ihnen auskunft über dalla zur Hand sein? ⁷) Hochachtungsvoll

16 jan. 1847.

Jac. Grimm.

Ein Oktavbriefbogen, dazu der Umschlag (Kreuzband) mit der Aufschrift Herrn Professor Dr. Pott fr. Halle a. d. S. und dem Poststempel Berlin Potsdamer Bahnh.: 30. 1. 10—11.

3 ^e).

Berlin 8 aug. 1847

Werthester freund, Sie lassen noch nicht, worüber ich mich freue, von der gewohnheit mir Ihre bücher zu senden; ich greife sie nicht an, ohne daraus zu lernen, so viel gelehrtes, scharfsinniges, anziehendes

enthalten sie allenthalben. Könnten Sie sich dazu entschließen, die dosis minder stark auszutheilen, so würden Sie grössere wirkung hervorbringen; es ist so, aber ich wills Ihnen nicht einmal rathen, denn ich habe es lieber, daß ein schriftsteller seiner angeborenen art und weise treu bleibt, wie Sie jeder zeit thun.

Mein dank kommt so spät, der sommer ist mir unter arbeiten kummer und sorge verstrichen, vielleicht bringt der herbst noch einige erholungen.

Sie tragen mir recensionen an, ich hatte sie dem Meier⁹⁾ schon vor vielen jahren mit dem besten willen zugesagt, es ist aber nicht dazu gekommen. zum recensieren empfindet man nur einpaarmal im leben lust; ist die zeit vorbei, so geht man daran nur wie an saure arbeit. leider kommen mir die literarischen zeitungen nicht einmal zum lesen in die hand, und so gerathe ich noch mehr heraus.

Vielleicht können Sie eine verlegenheit, worin ich mich befinde, einigermaßen gut machen. ein herr Ebeling¹⁰⁾ sandte mir dies frühjahr ein facsimile unbekannter schrift und wollte meine meinung wissen, das blatt langte an, als ich eben auszog, ich legte es in einen foliant und habe es bis jetzt noch nicht wiedergefunden; so viel ich sah, würde mir ein urtheil schwer geworden sein. entschuldigen Sie mich bei ihm, ich hoffe, er ist längst auch ohne mich darüber im reinen.

Mit wahrer hochachtung und ergebenheit
Ein Quartbogen.

Ihr Jacob Grimm

4¹¹⁾.

Berlin 21 nov. 1853

Lieber freund, lieber Pott,

ich danke Ihnen von herzen für die mir gemachte freude¹²⁾. Sie sind mir immer zugethan gewesen und geblieben, wenn auch unsre wortklaubereien, wie es nicht anders sein kann, bald zu einstimmung, bald zu abweichung anlass gaben. Sie erkannten, dasz ich ehrlich meinen weg fort wandle und darauf mancherlei erringe was mir versagt wäre, wollte ich in andere gleisen einlenken. Sie rühmen meine thätigkeit, die Ihrige hat aber etwas zauberhaftes, weil Sie plötzlich bücher über abseits liegende gänge des ungeheuern sprachgebirges liefern können, die niemand in diesem augenblick gerade von Ihnen erwartete. noch sind die goldschnitte der prachtextemplare zu steif verklebt, als dasz ich schon ordentlich gelesen hätte, wie viel wird wieder zu studieren

und zu lernen sein. wäre nur Brockhaus auf einige bogen register¹³⁾ bedacht gewesen. ich würde lieber breit von den eigennamen ausgegangen, zu den familiennamen vorgeschritten sein; Sie haben kühner mit diesen auf einmal auch jene ergriffen. könnten Sie es über sich bringen das gewaltige material Ihrer schriften in den fugen und gelenken stärker einzuölen oder soll ich sagen zu verdünnen, der ein- druck würde noch grösser sein.

Von den dakischen wörtern schreiben Sie was Sie wollen, mich solls nicht verdrieszen. ich habe mindestens gestrebt, das deutsche über seine gewöhnliche grenze hinaus zu erstrecken und zu erweitern, andere sind bemüht es einzuengen und slavischen, keltischen ein- flüssen raum zu geben, während das deutsche auf fremde völker gar nicht (S. 2) eingewirkt haben soll. Zeusz forscht besonnen und gründ- lich, aber zu nüchtern, und das buch über die Deutschen¹⁴⁾ war in diesem betracht gelungner als sein neustes¹⁵⁾.

Vom wörterbuch, das alle meine gedanken jetzt gefangen nimmt, läuft eben die siebente lieferung aus. noch bin ich zufrieden damit, und meine, das poetische, idyllische element unsrer sprache ist bis- her so nicht zur anschauung gebracht worden. meine etymo- logien, wie viel ketzerisches sie enthalten, dürfen doch oft für frisch und eigenthümlich gelten; ich werde in der vorrede zum ersten band loslegen, und mich über vieles, was mir am herzen liegt, ausschütten. die ganze arbeit ist blosz auf meinen innern mut dazu an- gewiesen, alle verständigen freunde schweigen still, und andere¹⁶⁾ lästern, denen ich nie was zu leide that; das ist ein zeichen unsrer öffentlichen zerrissenheit, dasz vaterländische unternehmungen, die freude erregen sollten, schmach erfahren. Ihr gewehrpraesentieren, wie Sie es nennen, war mir als öffentlich erwiesene gunst ein tröst- liches zeichen; nur hätten Sie den grund in der vorrede geradezu aus- sprechen sollen, denn das volk weisz nicht wofür das exercitium gilt.

Mein bruder, versteht sich, ist ebenso erfreut und dankbar als ich.

Ihr Jacob Grimm.

*Am Rande von S. 2: Wäre Ihnen gedient mit Hilferding¹⁷⁾ vgl. des sanskrit und des slavische(n). Petersb. 1853? ich habe es doppelt¹⁸⁾.
Ein Oktavbriefbogen mit der Aufschrift*

Herrn Professor Pott

in

fr.

Halle a. d. Saale

und dem Poststempel Berlin Potsdamer Bahnh. 21. 11. 3—4.

5.

Verehrter freund, hier folgen wieder zwei ¹⁹⁾ abhandlungen unter welchen die über beinamen Sie mehr anziehen wird als die von den attractionen. Sie werden meine anwendung der beinamen auf appellativa vielleicht verdammen und zu kühn finden, dasz ich den lat. typus a ae für älter halte als den gr. ης ου, was wollen die paar lat. anomalien gegen die grosze masse der gr. appellativa? eben diese entsprungne masse bezeugt mir, dasz sich das gefühl für den eigentlichen verhalt der form geschwächt oder verloren habe. wie ihm auch sei, Sie werden zugeben, dasz den lat. beispielen die altnordischen ²⁰⁾ an die seite gesetzt zu werden verdienten. meine ansicht von persona ²¹⁾ scheint Ihnen wol ketzerisch; wissen möchte ich wie Sie Agrippa ²²⁾ deuten, und eine menge anderer bemerkungen, die mir Ihre reiche gelehrsamkeit ohne mühe mittheilen könnte, wenn Sie einmale zeit dazu haben, würde mich freuen.

Die beiden andern exemplare bitte ich Leo zustellen zu lassen.
Mit unveränderlicher hochachtung und ergebenheit

Ihr

Jac. Grimm

Berl. 2 Sept. 1858

Ein halber Briefbogen in 8, dazu der Umschlag (Kreuzband) mit der Aufschrift

Herrn Professor Dr. Pott

in

nebst einem Paket
gedr. sachen gez.

Halle a. d. Saale

P. P. Halle

und dem Poststempel Berlin Potsdamer Bahnh. 4. 9. 10—11

Anmerkungen.

- 1) Grimms Schreiben beantwortet den hier folgenden die Korrespondenz eröffnenden Brief Potts.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich, ein Buch von mir zu übersenden, mit der Bitte dasselbe gütigst annehmen und freundlich aufnehmen zu wollen. Dessen Verf. ist Ihnen unbekannt, aber die seit lange genährte und bei tieferer, geistigen Bekanntschaft stets wachsende Verehrung gegen den Mann, welcher zuerst die Deutschen Deutsche Sprache gelehrt, und mit Deutschem Leben, Deutscher Sitte und Kunst vertrauter gemacht hat, treibt ihn, und die Dankbarkeit gegen den Urheber eines Werkes, welches das seinige mit ins Dasein gerufen hat, giebt ihm den Muth, auch als Unbekannter Ihnen, theuerster Mann, einen lange gepflegten, aber doch immer nicht wenig rohen Zögling zuzuführen, der sich und seinen Hofmeister den Koryphäen unter den Sprachforschern in etwas

zu empfehlen, mehr den anmaßlichen Wunsch, als die genügenden Eigenschaften besitzt.

Sie werden den Burschen etwas keck, zuweilen gar unhöflich finden, aber Sie dürfen mir aufs Wort glauben, daß, nur erfüllt von dem Interesse der Sache, hie und dort mein Herz übersprudelt, nur einem kleinlichen und unwissenden Geschmeiße einige ungegohrene Worte über den Kopf zu schütten, damit es den Sprachforscher von dem Grammatiker, den Künstler von dem Handwerker unterscheiden lerne, und nicht wähne, als sei Griechische und Lateinische Sprache das ausschließliche Privilegium einer Zunft, und Alles Uebrige vom Uebel.

In Ihrer Sprachlehre [Gramm. I S. VI] steht ein Satz von „den klassischen Philologen auf ihrer Sprachhöhe“; weit entfernt, die Ironie in diesem Dictum zu erkennen, würden vielmehr einige von den Zopf- und Stockphilologen, käme ihnen anders jenes Buch — denn selbst das hat vor ihnen gute Ruhe — zu Ge(S.2)sicht, wohl gar aus ihm eine tiefe Reverenz vor ihrer Majestät herausinterpretieren, während Denenselben sammt ihrem Schulpriscian jede Seite Ihres genialen Buchs stille Backenstreiche ertheilt. Es ist daher gut, wenn jemand ohne weitläufiges Cajoliren auf ein Wespennest tritt, wobei er sich freilich Beulen holen kann. —

Wie überall, hat auch hier der Scherz eine ernstere Seite, die sich nur zu oft bei unbequemer Zeit herauskehrt. Ungern unterhalte ich jemand mit Privatangelegenheiten, aber, wie ich zuversichtlich hoffe, werden Sie mir gütigst zwei Worte darüber hingehen lassen, um auf sie eine angelegentliche Bitte zu gründen. Hannoveraner von Geburt und meines Zeichens Philologe, habe ich 1827 ein am Celler Gymnasium 2 J. geführtes Collaborat niedergelegt, von da an hier in Berlin mit der uneigennützigsten Aufopferung von einem kleinen Erbe, Kraft und Zeit vorzüglich sprachlichen Studien obgelegen; es ist jetzt das dritte Jahr, seit ich mich an hiesiger Univ. habilitirt habe, an der schon viel Anklang für die besondere Gattung meiner Studien gefunden zu haben, ich mich nicht rühmen darf, auch sehe ich zur Zeit noch meine äußere Existenz durch nichts gesichert. Gründe genug, die mir eine schnelle Bekanntwerdung meines Buchs, dessen Druck sich durch mancherlei Umstände verzögert hat, doppelt wünschenswerth machen; und, da ich nicht hoffen darf, daß sich viele Beurtheiler finden möchten, welche zugleich genug Kenntniß und Lust besitzen, um dem Standpuncte, den mein Buch erstrebt, und für den mir der Ihrige und Bopp's, habe ich sie anders richtig erkannt, in so vielen Beziehungen Vorbild gewesen sind, ich darf und will nicht sagen: Anerkennung, aber doch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wende ich mich vertrauensvoll an Sie, bester Mann, um Sie um die gütige Uebernahme einer Beurtheilung der Schrift in den Gött. gel. Anz. oder doch, in dem minder glücklichen Falle, um die Bewirkung einer solchen durch einen der Sache Kundigen zu ersuchen. Nicht um zaghafte Schonung und zu nachsichtsvolle Rücksicht auf Person, um Strenge, welche die Sache im Auge hat, und daher gerechte Strenge würde ich bitten, falls nicht eine solche Bitte (S. 3) dem Urtheile vor dem Urtheile Beschränkung auflegen zu wollen und eine Anmaßung einzuschließen schiene, von der ich meine Seele völlig frei weiß. Kann mir Ihre Güte nicht die erbetene Gunst gewähren, so, hoffe ich, werden Sie wenigstens meinem Schwalbenneste an Ihrem ächtdeutschen Riesendome,

welchen noch der späte Enkel mit Bewundrung und in dankbarer Erinnerung an dessen Erbauer anstaunen wird, den kleinen Platz gönnen, wenn es gleich keine sonderliche Zierde desselben, aber doch vielleicht eine erträgliche Beule ist.

Möge den Wissenschaften der Himmel noch lange in Leben, Gesundheit und Freudigkeit einen Mann erhalten, den so tief mein Herz verehrt! Ich bin

Ew. Wohlgeboren

Berlin d. 1st. July
1833

gehorsamster Diener

A. F. Pott
Privatdocent an der Univ.
in Berlin

Ein Quartbriefbogen mit der Aufschrift

Sr. Wohlgeboren

Herrn Oberbibliothekar Dr. J. Grimm

in

Nebst 1 Ex. v. Potts etymol.
Forschungen

Goettingen

- 2) *'Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen.'* (1. Teil. Lemgo 1833.)
- 3) (Char)lotte Hassenpflug † 15. Juni 1833, s. E. Stengel, *Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen* 2, 183 zu S. 119; *Briefwechsel mit Dahlmann und Gervinus* 1, 60 f.
- 4) Pott wurde 1833 als außerordentlicher Professor an die Universität Halle berufen.
- 5) Heinrich Leo, *der Hallische Historiker 1799—1878*.
- 6) S. Pedanii Dioscoridis Anazarbei *De materia medica libri quinque* ed. M. Wellmann 2, 273, 10, 15: lib. IV, 127 mit der Variante $\Delta\acute{\alpha}\kappa\omicron\iota\ \beta\omicron\upsilon\delta\acute{\alpha}\delta\alpha\lambda\alpha$.
- 7) Darauf antwortete Pott in einem undatierten Schreiben:
lall, laller, lalles für Zunge hat auch das Rothwälsch (Zig. II. 3), hilft aber wohl kaum aus der Noth. Bei Diefenb. Celt. I S. 169. 258 Πεντάφυλλον . . Γάλλοι Περπέδουλα, $\Delta\acute{\alpha}\kappa\omicron\iota\ \pi\rho\omicron\pi\epsilon\delta\omicron\upsilon\lambda\acute{\alpha}$ Diosc. IV, 42 frommt Ihnen auch wohl nicht, obschon das Gallische Wort gz entschieden: Fünfblatt aus Celtischen Elementen sich erklärt. Viele[n] Benennungen von Pflanzen nach der Zunge (natürlich also $\beta\omicron\upsilon\gamma\lambda\omega\sigma\sigma\omicron\nu$) habe ich Lassen's Ztschr. VII, 137 zusammengestellt, allein über $\beta\omicron\upsilon\delta\alpha\lambda\alpha$ fehlt mir alles, was irgend genügen könnte. Ist es auch gewiß, daß man $\beta\omicron\upsilon-\delta\alpha\lambda\alpha$ trennen muß. Wenigstens $\beta\omicron\iota\delta\iota\omicron\nu$ ließe viell. das δ zum vordern Gliede zu bringen zu??
- 8) Am 22. Juni 1847 hatte Pott seine Schrift *'Die quinale und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Weltheile'* Grimm übersandt, vermutlich auch früher sein 1844/44 erschienenes Werk über *'Die Zigeuner in Europa und Asien'*.
- 9) Moritz Hermann Eduard Meier (1796—1855), Philologe und Altertumsforscher, Mitredakteur der *Allgemeinen Literaturzeitung*. S. *Allg. deutsche Biogr.* 21, 209.

- 10) *Das Hallische Adreßbuch für 1848 verzeichnet einen Schulamts-Candidaten Wilh. Ebeling. Beiläufig: Potts Frau war eine geb. Ebeling.*
 11) *Grimms Schreiben ist die Antwort auf den hier folgenden Brief Potts.*

Hochgeehrter Herr Hofrath!

Ihnen und Ihrem Herrn Bruder den Zoll meiner Achtung öffentlich darzubringen gehörte schon lange zu den stillen Wünschen meines Herzens. Sie werden es mir daher verzeihen, wenn Sie ungefragt und, ich will nur hoffen nicht ohne beifällige Zustimmung jetzt sich eine Widmung müssen gefallen lassen, die ich, in Gemeinschaft mit der an den Hn. v. d. Gabelentz in Altenburg [s. *Allg. deutsche Biographie* 8, 286], meinem anbei mit erfolgten Buche über die Familiennamen so kühn gewesen vorzusetzen. Wenn neuerdings Ihre ins Riesenhafte gehende Bemühungen um Deutsche Lexikographie statt des ungetheilten Dankes in so unverdienter Weise häufig auf Undank stießen, so werden Sie sich natürlich dadurch nicht in Ihrer Arbeit irre machen lassen. Nichts desto weniger, so ist der Mensch, will man doch nicht bloß aus sich, sondern auch von Anderen her gern sich darüber beruhigt wissen, daß, was man mit Liebe treibe, von der Welt nicht unnütz befunden werde. Um deßwillen mit, wie wenig Ihnen beiden auch speciell an Eines Anerkennung Ihrer immensen Thätigkeit liegen kann, glaubte ich doch wenigstens nichts Ihnen Unangenehmes zu thun, wenn ich mein Namenbuch auch dazu benutzte, vor Ihrem Namen das Gewehr zu präsentieren. Mir hat ja überdem die, wie mir nicht unbekannt, durch Sie von der Akademie gestellte Preisaufgabe über die Ahd. Egn. hauptsächlich mit einem Anstoß gegeben, einmal ernstlicher über Namenbildung nachzudenken. Vielleicht, wenn Sie Zeit finden, hie und da einen flüchtigen Blick (S. 2) in mein Buch zu werfen, haben sich meine, freilich von (Ihren) sehr weit abliegenden Intentionen von Ihrer Seite einiges zu erfreuen: und damit wäre ich, indem die Schwächen meiner Lei(stung) nichts weniger als unbekannt, schon gern zufrieden gestellt.

Meine nächste Arbeit wird eine Untersuchung des Alban(esischen) sein, hauptsächlich mit Bezug auf die Nachbarsprachen. D(azu) lieferte mir die noch nicht erschienenen „Albanesisch(en) Studien“ des Oesterreichischen Consul v. Hahn auf Syra [erschieden Jena 1854; s. *Blätter f. liter. Unterhaltung* 1854 Nr. 23] sehr reiches und zuverlässiges Material. So weit ich j(etzt) die Sache beurtheilen kann, hat das Albanesische mancherlei Beziehungen zum Walachischen, natürlich einem romani(schen) Idiome, dem aber doch noch einige Spuren des Dakisch-G(eti)schen zum Grunde liegen mögen. Es versteht sich, daß b(ei) dieser Gelegenheit Eingehen auf Ihre Hypothese von ethnischer Identität der Geten und Gothen [*J. Grimm, Kl. Schriften* 3, 171] unerlässlich. Verbürgen möchte ich nun nicht, ob mir, so ungern ich v(on) Ihrer Ansicht abweiche, diese im Verlaufe weiteren Vordrin(gens) werde haltbar erscheinen. Vor der Hand, es kann nicht geleugnet werden, sehe ich wenig Hoffnung hiezu: Spuren v(on) älterem Gothisch im Walachischen so wenig als im Albanisch(en) wollen sich mir nicht zeigen. Wie dem nun immer sein mag, sollte ich auch in diesem Punkte Ihnen entgegenreten müs(sen), Sie werden mich nie zu denen zählen, welche aus eiteler Rechthaberei oder aus noch schlimmeren Gründen sich an berühmte Männer machen, des Glaubens so am wohlfei(1)sten sich die Rittersporen zu verdienen.

Ihrem Hn. Bruder wünsche ich mich durch Sie aufs beste empfohlen.
Bleiben Sie ferner, wie bis jetzt, freundlich gewogen

Halle am 9. Nov. 1853.

Ihrem
treu ergebensten
A. F. Pott

Ein Quartblatt.

- 12) *Durch Übersendung der 'Personennamen' (Leipzig 1853).*
- 13) *Das Register brachte erst die zweite Auflage 1859.*
- 14) *'Die Deutschen und ihre Nachbarstämme' (München 1837).*
- 15) *'Grammatica Celtica' (1853).*
- 16) *Grimm meint Sanders und Wurm.*
- 17) *Grimm hat, und dann auch Pott (s. Anm. 18), Hilferling geschrieben. Es handelt sich um Alexander Fedorowitsch Hilferding und dessen russisch geschriebene Studie 'Über die Verwandtschaft der slavischen Sprache mit dem Sanskrit. Verfaßt von A. H. St. Petersburg 1853. In der Druckerei der Academie der Wissenschaften.' Auf der Rückseite des Titelblattes (in russischer Sprache): 'Gedruckt auf Verfügung der Kais. Academie der Wissenschaften, Februar 1853. Der ständige Secretär P. Fus. Aus dem 2. Bd. der Beilagen zu den Nachrichten der 2. Abteilung der Academie der Wissenschaften.' Grimms Exemplar befindet sich heute auf der Universitätsbibl. zu Berlin, wie mir Herr Director Dr. Naetebus freundlichst mittheilt.*

18) *Im Anschluß an Grimms Schreiben (Nr. 4) antwortete Pott:*

Es freut mich, hochverehrter Hr. Hofrath (ein Beiwort, was mir mehr ist als eine nichtsbedeutende Scheidemünze der Conversationssprache), durch Sie und Ihren Herrn Bruder meine Widmung in dem Sinne aufgenommen zu sehen, in welchem ich sie darzubringen und aufgenommen zu sehen wünschte. Das Motiv auch noch im Besonderen etwa in der Vorrede näher zu bezeichnen, wie Ihr Wunsch gewesen, habe ich leider aus Unachtsamkeit versäumt. Indeß würde ich bei Gelegenheit natürlich keinen Anstand nehmen, auch öffentlich zu erklären, in wie hohem Maaße ich, wie alle Ihre früheren Arbeiten, so auch die herkulische auf das WB. verwendete zu schätzen weiß.

Meinem Buche fehlt allerdings, wie Sie sehr richtig bemerken, die gehörige Gelenkschmiere. Ehrlich gestanden, das geht so zu. Ich fange Arbeiten rasch an ohne strengen Plan und ohne vorherige logische Eintheilung, welche im Grunde ja auch nicht immer als erst der Forschung als letztes entspringendes so prophetisch vorweg genommen werden kann. Dann verirre ich mich über der Hauptwanderung in allerlei verlockende (Seiten-?) und Sackgäßchen, wo ich dann dies und das (mich) interessirende mit aufraffe. Ohne den Bauplan aber in der (Hand?) bedarf es oft einiger Umwege zum Wiedereinlenken. (S. 2.) Außerdem werde ich eine Arbeit bald satt, wenn sich mir inz(wi)schen eine andere neue zeigt mit neuen Schwierigkeiten, nachdem die der (ersten) wenigstens im Großen überwunden und nur das für mich stets unangenehme Geschäft der Darstellung übrig bleibt.

Aergerlicher Weise ferner fließt der Stoff in so erschreckender Weise zu, daß zu dessen Gestaltung die Zeit immer zu kurz ist. So habe ich außer

dem Albanesischen^{a)}, schon seit langer Zeit) ein beträchtliches Material bei einander über die Reduplikation^{b)} und die Stellung als zwei sehr wichtige grammatische Vorgänge in den Sprachen, belegt durch eine Fülle von bunten Beispielen aus den heterogensten Idiomen. Kann ich aber zur Ausarbeitung kommen?

Daß Sie über dem langathmigen Wörterbuche, zumal bei Aufreizungen von außen in so ungerechter Art von Leuten, die gern ein Wörterbuch für Ladendiener haben möchte(n), die es ja doch aber schon giebt, — mitunter ein wenig verdrießlich werden, ist mehr als erklärlich. Sie werden sich aber, hoffe ich, nicht in Ihrem Unternehmen irre machen lassen. "Allen im schwierigen Werke zu genügen ist schwer", ja auch, das wissen Kundige, Allem. Mögen die weit aufgerissenen Mäuler selber nur erst einmal zeigen, ob sie, zu Rhodus tanzen, gelernt.

Sie fragen mich, ob mir mit Hilferling [s. *Anm.* 17] Vgl. des Sanskrit mit dem Slavischen Petersb. 1853 gedient sei? Gewiß würden Sie mich sehr damit erfreuen, obschon ich bis jetzt noch nichts von dem Buche weiß.

Ganz
der Ihrige
A. Fr. Pott

Halle am 12t. Dec.
1853

Ein Quartblatt.

19) Über einige Fälle der Attraction, *Kl. Schriften* 3, 312; *Von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen*, ebenda 3, 349.

20) Ebenda 3, 395.

21) Ebenda 3, 370 f.

22) Ebenda 3, 368 f.

^{a)} Vgl. 'Zur Litteratur der Sprachkunde Europas'. (Leipzig 1887. *Internationale Zeitschr. für allgem. Sprachwissenschaft. Supplem.* I S. 28 ff.: Albanesisch.)

^{b)} 'Doppelung (Reduplikation, Geminatio) als eines der wichtigsten Bildungsmittel der Sprache, beleuchtet aus Sprachen aller Welttheile.' (Lemgo u. Detmold 1862.)

Die Vorwörter im Pfälzer Volksmund.

Von

Ludwig Sütterlin.

Mit Vorwörtern sind die deutschen Mundarten nur ärmlich ausgestattet gegenüber der Schriftsprache. Die jüngeren, mit dem Wessenfall verbundenen Ausdrücke (*kraft, laut, während* u. dgl.) gehen ihnen so gut wie ganz ab, und ihre Aufgabe muß die ältere Schicht der ursprünglichen Umstandswörter (*an, auf, bei* usw.) mit übernehmen, soweit es nötig fällt.

Doch sind auch diese älteren Formen ungleich verteilt: hier tritt beispielsweise *zu* mehr hervor, dort *bei*, hier *nach*, dort *auf*, und an der einen Stelle ist *ab* oder *after* abgestorben, an der andern *wider*.

Auch die Pfalz hat ihre Eigenheiten, zu ihrem Vorteil gegenüber andern Gegenden und zu ihrem Nachteil. Doch stellen wir auch fest, wie weit sie ungefähr mit der Schriftsprache zusammengeht.

Die Beispiele schöpfen wir aus der eigenen Kenntnis der Sachlage, vom Heidelberger Standpunkt aus, und nach Belegen aus Nadler¹⁾, soweit sie unsres Wissens noch mit dem heutigen Volksgebrauch übereinstimmen; anderes, was der jungen Entlehnung aus der Schriftsprache verdächtig ist, erscheint mit einem Sternchen davor (*), nicht bloß der Vollständigkeit wegen, sondern auch wegen der Erscheinung der Entlehnung selbst; Ausrufezeichen (!) dagegen trägt vor sich das, worin die Ma. über den schriftsprachlichen Rahmen von heute hinausragt.

I. Die alten Formen.

a b 'von' und *a f t e r* 'nach' fehlen.

a n ist mit Wemfall üblich und mit dem Wenfall:

a) *die Uhr hängt an d e r Wand*; *a n d e Weg fröhne* 17; *a n d e r Hausdhür schelle* 52; *a n s o 'me Nüremberger Käschtel duppe* 25; *e r kricht e n a m Krage* 68; *a l l m ä h l i c h s i n e n d i e A n n e n a u s g e g r a u w e l t*,

1) Karl Gottfr. Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalts; Gedichte in Pfälzer Mundart; 8. Aufl. der Originalausgabe; Heidelberg 1882; die Ziffern hinter den Beispielen verweisen auf die Seiten Nadlers.

die Achse an der Wand 23; gelebt an uns hot Alles 54; geziddert hawwe mir an alle Glieder 59; er hot des (die Eigentümlichkeit) an sich; vun de Dauwe an der Brenk 5; der Kerchhof dort am Buckel 18; — am annre Dag 182; ! am zwölfe 'um 12 Uhr' 54; am Neune 59; — übertr.: am End kummt's raus 55; do war die Gschicht am End 'zu Ende'; ! am End (schließlich, vielleicht) is er krank; ich bin am Esse (am Defizit 30; er is am Schterwe); ich habb's gschpürt am Grawwe in meim Mage 62; an de Blattere schterwe (an der Wasserscheu 69); erstarrt: so is es am beschte; —

b) an die Wand henke; geht nor glei ans Rothaus mit mer vor 56; bis an die Grenz 25; un bring se widder an die vorig Schtell 60; übertr. sich an de Bauknecht wenne 54; du werrscht noch an mich denke (un denke auch an gar nix vun der Welt 50); sich an de Lade lege 'sich anstrengen, sich hervortun'; alder Weiñ dhut jo noch treuwe un kümmt nit ans Dageslicht 5; 's kummt noch alles ans Dageslicht ('wird offenbar'); die gehne alle drei ans Howwle 83; 's geht glei ans Rösenire 51.

auf; a) mit Wemfall: uffem erschte Wage war e Musigande-band 7; uf der Kanzel 12; uffem Dorn 'Turn' 52; der schafft uf sellem neue Bau 52; uf meiner Schtern sin kalt die Troppe gschtanne 58; uf der Wiss draus war e Kanzel 7; 's dörf keen Fuhr mehr fahre uf de Gasse 51; uf der Stroß 209; daß die (Uniforme) jetz uffem Pandhaus henke 43; uf der Stell 'sogleich' 33; alles war uf 'me Klumbe 84; uffem Strich hawwe 'abhold sein' 28; so mach ich's uf all meine Reese 71; uf der Hochzich sing ich e Lied 88; uf (bei, während) seiner Baurekerwe ufhenke 178; er schafft nimmehñ uf seim Handwerk (du schafftschst jo nix uf deiner Profession 30); uf Kundo (Konto) stehñ 30; b) mit Wenfall: ufs Brod schmiere 13; der Eeñ uf de Kerchedorm gegrawwelt 54; hätt'r nit bis uf die Haut nein de Rehe gschpürt 9; do simmer uf die Stühl zurückgesunke 50; ich mach mich hinne uf Numro Null 84; uf seiñ Rothaus gehñ 63; ufs Rothaus schicke 54; ! er is uf Mannem nunner (nach: uf Erwerbach nuff); uf die Gass renne 35; do falle se mir engege, uf ihr Bäuch 22; ich habs gschpitzt ghatt uf die Kuh 12; erbicht ufs Schtehle 70; der Bode hot uf dausend Schritt geziddert 57; 's werd alles uf de Kreuzer un de Heller assekurirt 63; ich haww'n uf geschdern bschtellt; so will mar'n uf die Schtund 202; er kummt uf Oschtere; ! er is uf die Weihñnacht (uf Sunndag) kumme; uf ewig 21; — uf des hiñ; ihr erscheint nit uf mein Dagsbefehl 43; uf des Kammer gehñ 'darauf (auf die Regel) kann man sich verlassen'; uf jede(n) Fall (76); uf eeñmol 57; uf die Art; uf die schönst Manier

verbrenne 60; *sich uf Pischtole schlage* 39; *dreizehñ Lot wiege uf Abodhekersgwich* 67; *aam vorwelsche uf Französch* 6.

aus fast nur örtlich: *er springt aus'm Haus*, *er guckt aus'm Fenschter*; *'s riecht oam aus'm Hals* 13; *die is aus (= vun) Karlsruh*; *sich die Beeñ aus'm A.* (Hinnere 186) *laafe*; *erkläre See mer des aus der Vernunft* 184; *wer unsem Dorf varbei is gange* 96; *vun de Herre aus der Stadt* 7; *Kunschtmischt aus Paris* 10; selten begründend (statt vor; s. u.): *aus Mutwille*, *aus Neid*, *aus Vorsicht haww' 'ch se dorthiñ losse schtelle* 52.

außer: *mir wohne außer der Stadt*; *se näht außerm Haus* 'außerhalb'; *außer der Reih*; *mir außer'm Drufgeld aa noch die Dublett zu gewwe* 179; *außerdem* 'sonst noch'.

bei, nur mit Wemfall: *der Wärder muß bei seine Kranke bleiwe* 55 ('s soll beim Alde bleiwe 42); *letscht war Gascht bei uns mein* *Gvadder* 17; *'s haapt als bei uns gmaaniglich* 6; *'betrübt' heeßts beiem*, *wann nix Orntlichs fällt* 32; *hol ich beim Dokter was fors Kind* 6; * *der Blüddelsdrucke packt dich bei de Ohre* 29; *mein Mann is bei der Kummission* 30; *beim Welckers-Esse sauf ich mei'n Rausch* 24; *an dere Uñordnung beim letschte Brand* 52; *bei dese Hitz* 54; *'s hot mich beim Schnuppe* (Prisenehmen) *oft genist* (gestört) 63; *bei so Fäll* 51; *wer bei drei* (Totenladen) *lewendig bleibt* 82; * *was schpuckt dann in der Paffegass schun bei fünthunnert Johr* 74; ausnahmsweise: * *bei Seit lege* 63.

bis allein erscheint nur vor Eigennamen (*bis Mannem*), vor Zeitbezeichnungen (*bis Weihnachte*, *bis näkschte Woch*, *bis Siwwene* 'bis 7 Uhr') und vor Umstandswörtern (*bis dortnaus* 'maßlos', *'s langt bis nunner*; *bis morgens*); häufiger verbindet es sich mit fertigen Vorwortsverbindungen: *bis an die Grenz* 25; *bis uf die Haut* 9; *bis uf Cschtere*, *bis ewwer Weihñachte*.

durch (ländl. noch *dorch*) ist eigentlich nur in örtlichem Sinn möglich: *dorch sein grüni Brill hat's aaner vorgelese vum Babeer* 10; *daß dorch Berg un Däler klingt* 3; *durchs Fenschter gucke*; *der Schneider schluppt neiñ durch's Schlüsselloch* 67; *durchs Feuer gheñ*; *erstarrt durch die Bank* 'durchgängig' (*die Eier sin d. d. B. schlecht*; *dorch die B. uf jedem Deller war so ernd e Maul voll Mischt* 9); so auch örtlich: *wann Schtormwind dorch die dunkel Nacht dorchsause* 20; halb übertragen: *ich hab's m durch n Knecht bringe losse*; *'s is alles durch* (auf dem Wege über) *sein Fraa gange*; vgl. auch bei Barack (Rheißschnoke 6): *haw' ich mich fange losse dorch so'n Dokter*. Zeitlich kann es höchstens heißen *e Nacht durch* (*wie mir die Nächst*

durch fahre 20). Neben der Leideform, die selbst nicht sehr häufig ist, wäre *durch* unmöglich ('das ist durch ihn vereitelt worden').

für s. vor.

gegen mit dem Wenfall ist in seinem Bereich eingeschränkt durch das rein örtliche *wider* (s. u.): *du stehst mer gege's Licht; se hawwe sich gegen en gewehrt; wamm mar, aaner geze zehne, um die Lieb seiñ Prüchel krieche* 3; mit dem Wemfall bezeichnet es einen Vergleich: *geche mir is er e Ries!*

hinter deckt sich etwa mit seiner schriftspr. Entsprechung: *hinnerm Offe hocke* 58; *drowwe hinnerm Gitter* 194; *unser Meeschter kratzt sich heemlich hinnerm Ohr* 99; *mer sin hinner Wind* 'in Sicherheit'; — *schreibe Sie sich's hinner's Ohr* 189; die seltene und veraltete Nebenform *hinnig* ist wohl 'von über dem Rhein' eingeschleppt (*hinnig Hennings Herings Haus henke hunnert Hämmel haus*).

in tritt uns gleichfalls so entgegen wie in der Schriftspr.; so a) mit dem Wemfall: 1) örtlich: *allaans im ganze Ort* 6; *wär jetz nit des Geuhz im ganze Land* 52; *wann alle Zensore im Pfefferland sich hädde verloffte un verlore* 29; *ich bin im Bett rumgfahre hiñ un her* 58; *wie se in der Schul jetz redde* 8; *ich habbs gschpürt am Grawle in mein Wage* 62; *die liche vor de Fässer, mit Käsebröder in de Händ* 60; 's muß was Bsunners in de Rewe leihe 1; *all in schwarze Schpatzezrück* 7; *mar trinkt im Truckne* 11; *auch ich kehr im erschte beschte Wertshaus ein* 55; *einkehre im goldne Anker* 70; *erstarrt: was im Weg war* 56; *weniger dinglich: was mar in de Lieder singt* 3; *geschtert sin se gfahre kumme in dem Rehe un dem Dreck* 7; *e Ral im Kraas rumschwinge* 12; *in der Sitzung seiñ* 58; *im Traam dischbediere* 58; *mar hawwe uns im Gschäft nit losse schtöre* 57; *daß mir emol im Dienscht verbrenne solle* 63; *ich hebb so gedenkt im Schtille* 10; *im Notfall* 53; *in der Regel* 54; *is der Schpiridus emol im Brenne* 61; *der Bauknecht hot die Schlissel in Verwahr* 53; *üwwe'm Rüsselwert seiñ Weiñ im Kratze gar nix geht* 65; *in was mir uns unnerscheide vum Ochs* 28; besonders auch mehr oder weniger begründend: *die hawwe erscht im Gschpaß gelacht* 83; *im Ärger ebbes duñ* 13; *im Rasch 'in der Wut'*; 2) zeitlich: 's war in der Feierschtund 54; *in der Nacht* 67; *in so 're Zeit* 58; *im Summer, im Winter* 2; *in aller Früh* 99; b) mit dem Wenfall: a) *verwiche bin ich in e Fenschterle gschtiche* 196; *ich führ üch runner in mein Keller* 1; *des will schun in die Welt* 6; *in die Händ batsche* 13; *in die Sitzung neiñ* 60; *du schwätst in de Tag neiñ*.

mit bezeichnet 1) Begleitung, zunächst persönliche:

geh er nor glei ans Rothaus mit mer vor 56; un mit 'n war aach unser Zabbe neiñ 60; dann sachliche: die Küfersknecht sin mit de Budde kumme 56; seller mit de große Vadderermörder 52; e Herr mit gele Händsching 8; dann mehr und mehr verblaßt: zwee Schtund haww ich mich rumgebisse mid dem 55; mit 'm Brandeweiß is nit zu gschpaße 60; wenn ich mich nit mim alde Scharfrichter so gut hätt ghalde 186; fort mid denne! 29; so geht's aa widder mit der Brennölgschicht 41; mit der is 's aus 220; 2) die sachliche Begleitung wird leicht zum Mittel: der Schmidt packt's Eise mit der Zang 2; seiñ Feuer blost der Schmidt mim Blosbalg añ 2; die Kinner dhun die Schlösser als mit Dreck verschtobbe 53; teilweise schon wieder verblaßt: mit Antwortgewwe is do nix gebessert 57; dann dörf er aa mit seine Glocke schtörme 52; er schtrambelt mit de Beeñ 31; die treuwe mit de Peife ihr Gezündel 51; mit ihre Unniforme prange, des war ihr Sack 47; 3) die undingliche Begleitung dagegen wird zur Art und Weise: worañ ich nor mit Schmerze denke mag 43; ich waart druff mit Schmerze; mit Ach un Krach (mit knapper Not) 23; mit Fleiß ('absichtlich': ich habb's nit mit Fleiß gedañ); mit aller Gewalt (durchaus: se hot mit aller Gewalt uff de Baal gewollt); 4) die Begleitung endlich wird zum Weg, auf dem etwas geschieht, entsprechend schriftspr. 'durch': er schickt (den Hahn) imme Käuwig mimme Extrabott noch England neiñ 182.

n e b e n (*newe[r]*) ist gewöhnlich örtlich gemeint: ich hawwern newerm Bett weggholt 71; 's Lappländer Garderegiment is schön, nor dörf's halt neue Ihrem Korps nit schteñ 46; newer ihm kannscht du dich nit sehe losse; es dient aber auch dem Vergleich: ! er is nix newer seim Bruder.

n a c h (*nooch*) tritt in der Ma. zurück; 1) örtlich ist es kaum bodenständig vor Personenbezeichnungen (* *mer hot nooch 'm* [da-für: zum] *Dokter geschickt*) und vor Ortsbezeichnungen (*die Baure kumme Sundags nooch der Stadt*), daher eigentlich auch nicht vor Ortsnamen (*s geht nimmehr noch Lützelsaase* 18, *fahrt mit nuf noch Eberbach* 72), wo 'auf' mindestens üblicher ist; in andern Fällen ist der Sinn der 'Annäherung' verblaßt: *'s schtreckt seiñ Händlin noch mer aus* 19; *der Burgermeeschter langt noch seiner Klingel* 50; *noch mein Häusel solle se neidge Gsichter schneide* 32; *'s hüdd aa noch keeñ Hahn noch uns gekräht* 58; 2) gebräuchlicher ist es bei Zeitbegriffen: *noch de Elfe* 67; *noch e Wochener drei* 29; *noch ganz korzer Uwerlegung* 60; *glei noch der Leicht* 31; * *glei noch Disch* 67 (eher *glei nochm Esse*); verblaßt: *schtinke noch Kardoffelbrandeweiß* 59;

3) kaum entwickelt ist auch der Begriff des gemäßen: *wann er noch seiner Inschtruktion wär gange* 52; *noch seiner Peiß danze* 44; *erstarrt: der Reih noch (kuschtert noch der Reih aus alle Fässer 1); allem nooch.*

o b e r s. ü b e r.

o h n e hat sich nicht besonders entwickelt: *ich kann doch ohne Uniform nit trummle* 55; *so Zündler sollt man ohne weiders henke* 51; *ohne viel dodrüwwer ratszuschlage* 59.

s e i t ist selten: *seit neune duñ mer sitze* 50; *seit sellemol* 24; *seit viele Johre* 78; *seit heut Nacht* 32; *seit geschtern* 31 (*siddler geschtert* 14). Daneben steht *v u n neune a n*, *viele Johr h e r*.

ü b e r a) mit dem Wemfall ist 1) rein örtlich zu verstehen: *uf sellem neue Bau dort üwerm Necker* 52; 2) zeitlich entspricht es so schriftspr. 'während': *! üwerm Esse haww ich mich in meiner Schtubb rumgehe* 80; *er Red halde üwerm Middagsdisch* 28; stehend: *üwerdem* (indessen) *do war er ferdig* 10; daneben auch schriftspr. 'nach': *üwer'm Johr* 'nach einem Jahr'; 3) zuweilen wirkt es auch wie eine Begründung: *üwerm allerfeinschte Middagesse dörf mar's Redehalte nit vergesse* 28; *vergesse Se üwer'm Redde aa's Trinke nit!* b) mit dem Wenfall bezeichnet man 1) die Richtung in rein örtlichem Sinn: *üwerm Maure in e Fenschterle bin ich gschtiche* 196; *des Wort soll unser Baß seiñ üwers Meer* 20; *do geht (kommt) der Dokter üwerm mich* 79 (sonst übertragen: *'s geht nix üwer'n gude Troppe; üwerm Rösselwert seiñ Weiñ im Kratze gar nix geht* 65); 2) ebenso die Zeit, zunächst auch als Zielüberschreitung: *'s hot üwer en Monat gedauert; ich habb üwer e Schtund gewaartt*; daher auch wieder für schriftspr. 'während': *üwerm Nacht hier bleiwe* 46. 70; *die Schtadt werd üwerm Nacht vum Schpare reich* 26; 3) selten hat es den Sinn 'betreffs': *üwerm's Lösche müssemer ratschlage* 51; *üwerm alles ohne End hot der Herr uns gezankt un runnerschändt* 8.

Die alte md. Nebenform *o w w e r* (DWB. 7, 1080) kommt 1) fast nur noch in örtlichem Sinn vor, jedenfalls mit dem Wemfall: *der Schteeñ owwerm Door; er wohnt owwerm* (höher hinauf als) *Heß*; ebenso mit dem Wenfall: *häng des Bild owwer die Dür*; 2) übertragen nur noch als Überbleibsel *owwer dir* (*mir werd iwwel owwer dir*).

u m mit dem Wenfall bezeichnet 1) ein örtliches Verhältnis: *er springt ums Eck; se stehe um en rum; um de Weg* (in der Nähe) *seiñ*; 2) aus dem Ort wird dann die Veranlassung, der Grund oder

Zweck: *um Lotterielos war's Geriß 12 (mar reißt sich um en); mar dörf doch um seiñ Kraut noch redde 97; die hewwe um meiñ Klaantschts gedañ (wegen meines Kleinsten ein Wesen gemacht) 18; er weddert um seiñ Garwe 16; gits aa dort e wahri Zucht um seiñ liewi Zehentfrucht 16; der Herr hot um des Mädele schun zu Dod sich gsunge schier 36; erstarrt: *um Gotteswille!; 3) zweifelhaft ist dagegen die Bodenständigkeit des um a) bei Angaben des Kaufpreises (die kenne eem um dausend Gulde nit verrode 181), wo sonst forr üblich ist, b) bei Angabe eines Unterschieds (um hunnrt Prozende heller 61; um een [Gulde] müßt Ihr geringer wohl seiñ 93; wo der Wenfall für sich auch genügt (eeñ Eel länger).*

unter I. 'unterhalb' ist 1) eigentlich nur örtlich verwendbar, mit Wemfall und Wenfall: er licht schunn lang unnerm Bode; er schwimmt unner Wasser; — er is unner's Bett gschluppt; eem ebbes unner die Nas reiwe; 2) hierhin gehört in gewissem Sinn auch die Verwendung vor Zahlangaben: unner em Pund gemmer nix her; nit unner 3 Woche; 3) zeitlicher Sinn findet sich höchstens in einem Fall wie unner Daach 'während des Tags' (aber: iwuer Nacht). 4) Weitere Verschiebungen sind Ausnahmen wie er steht unner Kurateel, mer muß dich unner Kurateel stelle; ich kumm nor unner eener Bedingung.

Die Nebenform *unnich* ist rechts des Rheins bei uns kaum möglich.

unter II. 'zwischen' ist selten: unner denne Kartoffel is viel schlechts Zeich; se hawwe immer Händel unner sich; du muscht mehr unner die Leit gehñ.

*von gibt 1) den Ausgangspunkt an für eine Handlung: die Funke sin vum Plaschter ufgeblitzt 57; un doch sin mer net vun der Schtroß ewech 57; du holscht vum Dach erunner unsern Schiffer-decker 54; die Schell werd gsucht vum Speicher bis zum Keller 59; der Appel fällt nit weit vum Schtamm 6; daher auch: die hawwe uns erret vun Feu'r un Flamme 61; zeitlich die Lichtlin sin noch vun der Weihnacht; vun jéher; so auch die Herkunft von Gegenständen: der Knecht vum Kaafmann Ratzeberger 59; Mischt vun Pferd un Hund un Ochse 10; dann das Ganze, aus dem ein Teil herausgenommen wird: well der bescht vun alle wär 10; drei vun unsre Rotsverwandte 55; Französösch, wo kaans vun uns verschteht 6; un denke aach an gar nix vun der Welt 50; 2) *von* gibt so auch den Stoff an, aus dem etwas besteht: Deller vun Borzlan 9; 3) sodann den Grund für einen Vorgang oder Zustand: des hot vun uns aus*

müsse unnerbleiwe 62; so e Hutzelwald geht nit vun selwer añ 51; wie sich's vun selbscht verschteht 58; die Gäul sin scheu vum Dunner 53; kanonevoll vun Schnaps 59; 's war vum Alder dick schun zugeroscht 177; so auch bei der Leideform: gepuscht vum Baureschneider 27; verblendt vum Blitz 53; 4) erstarrt: des dritte Wort, des is vum Defizit 30; hebb getraamt vun (eig. 'infolge') annrer Zeit 17; was i soll denke vun de Herre aus der Stadt 7.

vor fällt zusammen mit *für* in der Form *förr* (*fa*).

a) Mit dem *Wemfall* entspricht dieses *förr* dem schriftspr. 'vor'; 1) zunächst ausgesprochen örtlich, bei einem Ruheverhältnis: *unne vor der Hausdier 200; die liche vor de Fässer 59; uf der Kanzel vor der Windmühl 12; er schlächt mer die Dier vor der Nas zu (mein Mahdel schlägt de Lade mer zu vor der Nas 4); so auch verblaßt: ausreißt vor eem 34; vor mir hoscht du Ruh 4; jetzt ziehe se vor mir de Hut 32; vor keem wär er durchgebrennt 65; vor eem nor hot er arg sich gförcht 66; daher bei Undinglichem mehr oder weniger begründend: er werd vor Zorn feuerrot 50; vor Schwulidäde schloft er kaum 99; sich vor Angscht abschwitze 63; mar hott vorm Platsche nix vum Feuerlärme ghört 57; anderseits den Vorrang bezeichnend: ich kumm vor dir! se hawwe 's Privilegium dodruf vor alle annre Fakuldäde 78; daneben 2) zeitlich: der werd noch vorrem Schwowealder gscheidt 25; e halwi Stund vor Zwölfe 67; vor Zeide 38.*

b) Mit dem *Wenfall* bezeichnet *förr* ein *Richtungsverhältnis*; 1) örtlich, entsprechend dem schriftspr. 'vor': *mer dun minanner hiñ vors Rothaus gehe 56; do hammer vors Rothaus unsern Schtrohwisch gschteckt 62; em Ochs de Hawwersack vor's Maul binne 28; die Blumme vor's Fenschter schtelle.* 2) Übertragen entspricht es dem schriftspr. 'für' in verschiedenen Verwendungen: α) zur Bezeichnung einer Stellvertretung: *bis ich en annre förren krich 194; eem e Haffe uf de Kopp schtilpe för e Kron 37; daß Judde unser Damaszenerklinge de Handelsleut för Käs- un Zuckermesser bringe 44; so auch verblaßt: die Gsellschaft muß för alles schtehñ 63; so en Mächer för de Vedder Michel añzusehñ 27; ich hätt se nor för Narre 204; für drei Batze verkaafe 70; was ihr Gelehrde för Geld nit erwerbt 93; ich seh's för mein Lewe gern (selbst für den Preis meines Lebens gern) 207; mit Beiwort: ! 's is so förr ganz gewiß; ! för geweniglich (gewöhnlich). β) noch häufiger vielleicht gibt *förr* so das Ziel an: *hol ich beim Doktor was för's Kind 6; beim Welckers-Esse sauf ich mer'n Rausch för's deutsche Vadderland 24;**

's werd for jeden Räuwerkfrage aach e Schwert beim Zeugschmidt bschtellt 190; die Sörg sin nor for Dode 85; will ich Geld for Weck un Brot 30; ich haww e Middel gfunne for die Schulde 39; kalt Wasser is nig gut for de Mage; des is gut forr (gegen) die Wanze; stehend: ich schaff for die Katze 84 (des is alles for die Katz; vgl. DWB. 5, 285); verblaßt: der Herrgott sorgt for mich 19; for unser Stadt un Börgerschaft zu sorge 50; for jeden Umschdand uf der Welt waas der jo, was mar aam verschreibt 7; heww i so for mich gedenkt 12; ich hebb for mich gsagt in meim Eck 10; ferner: 's is schad nor for seiñ schönes Fett 79; 's is for die Uniforme schad 43; des dut nit wohl for's Ohr 88; so will's for en Mann sich gezieme 95; forren (um ihn) traure 80 (greine 80); so auch gewöhnlich bei der Nennform: ! e Sack voll Welschkorn for die Gäns' zu stobbe 23; γ) so zielend auch bie Zeitbegriffen: en Anzug for alle Daach; jetz hammer dann for allerscht noch bschlosse 62; daß mir for heut uns annerscht helfe müsse 55.

w i d e r ist die eigentliche Entsprechung des schriftspr. 'wider, gegen' in örtlichem Sinn: *ich schmeiß dich wedder die Wand*.

zu ist weniger üblich als in der Schriftspr. Vor allem bezeichnet es 1) das p e r s ö n l i c h e Ziel, gewöhnlich nach Ausdrücken der Bewegung: *geht zum Levi Elkan nanner* 176; *kumm noch zúmer* 18; *der is zu zuee, drei Schlosser hiñgeloffe* 54; *en Gang zum Physikus* 52; so auch verblaßt: *sücht aa der klaań zu mir emol* 6; 2) ein u n p e r s ö n l i c h e s Ziel ist nach solchen Ausdrücken selten: *er bringt's zu nix*; *du bringschts zu was* 35; *heut hot's doch zu was gführt* 62; 's geht zu 'me gute *Weiń* 18; daher ist kaum einheimisch: **geht der Schäfer zu Hof hiń* 93. 3) nur die N e n n f o r m hat sich so lebendig erhalten und verselbständigt, nach den verschiedensten Ausdrücken: *hol mir was zu trinke her* 80; *de Herrn zu rieche gewwe* 10; *weil mar zum Schaffe nig genug dhüt sehe* 61; *wie zum Esse frisch gedeckt* 9; *sie war uns zum Trage aa zu schwer* 62; *jetz is was auszuschelle gschwind* 59; ganz verblaßt auch: *er fängt sich ań zu bsinne* (fängt an = 'greift hin nach') 83; daneben: *der Anner fängt ań die Bredder howle* 82.

Die Nennform mit *zu* hat auch die Ma. gedankenlos verschleppt: *war Zeit gewest die Bechkränz ańzuzinne* 53; *drei Schtund zu sitze is keeń Kleenigkeit* 50; *des is schun der wert in unser Wappe reińzusticke* 49; dafür weicht sie anderswo wieder der Nennform ohne *zu* = *zvor sin se bös verdaue* ('zu verd.') 81. 4) Sonst ist das unpersönliche Ziel hinter *zu* so nur möglich, wenn noch

ein ortsbezeichnendes Umstandswort dazu tritt: *als könnde se nit recht zum Gässel reiñ* (auf das Gassel zu, einwärts) 22; *es is uns owwe zu de Schtiffel neiñ* 57; *zum Fenschter naus schmeiße* (auf das Fenster zu schmeißen, nach außen) 31; *do geht's em zum Hals eraus* 25; darnach etwa: *zum Maul raus hängt e Peiß* 37. 5) Ein unpersönliches und undingliches Ziel drückt *zu* schließlich auch aus neben Nicht-Bewegungsausdrücken: *zum Präsent mache* 178 (*kriche* 179); *e frische Trunk gebt her zum Abschied* 21; *was ich ihr zum Troscht hebb gsaht* 19; *sich zu Dod schaffe*, ärgere (*singe* 86); *dann 's scheht zur Vorsorg uffem Dodtewage* 53; *zur Vorsicht loss ich froge* 82; *zum Glück seh ich en alde Bäckersgelle* 55; *zur Not; jetz will 'ch en zum Bosse lewe* 32; *als wollt der Himmel, uns zum Bosse, jetz all seiñ Wasserkünschte schpringe losse* 57; *dhu's mir zu Lieb* (der *Symbadhie zu Lieb* 187); fremd übernommen scheint: * *den Antrag schtell ich glei zu Prodegoll* 51, u. * *zu End gehñ, dein letschtes Stündche geht zu End* 68; *dann geht's aa mit der Welt zu End* 200; *der kummt schwer zu End* 53. 6) Beliebt ist endlich die Verbindung mit der Ordnungszahl: *do sitzemer zu zwölft* 50; *wie sie zu dritt do sin beisamme* 61. 7) Zeitlich erscheint *zu* auch: * *er sacht zu jeder Schtund* 30 (69); * *zur Esseszeit am dridde Dag haww ich mich erscht erholt* 80; aber das ist wohl nicht echt pfälzisch. Mit noch größerem Recht gilt das 8) von den Ortsangaben * *zu Prag* 170 und * *dort zu Land* 88. 9) Ganz gang und gäbe sind natürlich auch Verbindungen wie *zu wenig* 35, *schier zu arg for Unseraan* 9. *zwischen* wird behandelt wie in der Schriftspr.: *mitte zwische dene Lumbe, do hammer unser Schtadtschell widder gfunne* 60; zeitlich: *zwische drei und viere* 58; — *leg's zwische de Häffe*. Über-rheinisch scheint *zwichich Daach un Dunkel*.

II. Die jungen Formen.

Von den jungen Formen kennt die Ma. — abgesehen von *zu Lieb*, wenn man das hier noch besonders rechnen will (s. oben unter *zu*) — eigentlich nur *(an)statt(s)* und *wegen*.

statt hat den Wenfall nach sich: *de Schwanz schtatt 'm Zaam in der Hand* 91; *der Dodtewage anschtatt der Feuerschpritz* 53; *statt der eene Dodtelad do ware drei do* 81; *meintwege hätt se statt Finger Kralle* 71; die Form mit dem angehängten -s ist wohl hauptsächlich aus der häufigen Verknüpfung mit *zu* und der Nennform (*schtatt heem zu gehñ* 44) erschlossen: *statt ze schloofe* (*schtatt-tse* > *schtatts-se*).

wegen verlangt ebenfalls den Wemfall nach sich: *wege nasse Füß un Socke* 58; *wege uns* 46. Das einzige *meintwege* ist erstarrt und heißt soviel als 'von mir aus, soviel an mir liegt': *meintwege kann er gehñ; m. hätt se schtatt Finger Kralle* 71.

trotz bei Nadler ist der Schriftspr. entnommen: **mar ißt un trinkt dann noch als widder trutz 'm Schlagfluß un trutz 'm Dodteschauer* 79.

Alles übrige fehlt der echten Ma.; so *gemäß*, dann *angesichts*, *außer-*, *inner-*, *ober-* und *unterhalb*, *behufs*, *diesseits* und *jenseits*, *halber*, *kraft*, *längs*, *laut*, *mittels*, *vermöge*, *ungeachtet*, *unweit* und *während* (abgesehen etwa von dem vereinsamten *währenddem* 'indessen'). Aber sie kann das so ziemlich alles leicht ersetzen, einfach oder mit Umschreibung; es heißt z. B.: *drauß vor der Stadt* 'außerhalb', *drinn im Gaarde, driwwer iwwerm Schloß (owwerm Schl. drowwe); driuwe iwwerm Necker* 'jenseits' (und als Gegensatz *hiwwer iwwerm Necker*), *am Neckar hiñ* 'längs', *bei Tag* 'während' (*in der Nacht*); für 'mittels' und 'vermöge' sagt man *mit (mit seim Geld macht der alles)*, für 'unweit' *glei bei (glei beim Mark)*, für 'gemäß' kürzer 'nach'; und für 'trotz seinem Geld ist er gestorben' sagt man etwa *er is gschtorwe, mit all seim Geld*, und für 'er geht aus ungeachtet des Regens' kann man bilden *er geht aus, aa bei dem Rege*; wegen 'seit' s. oben unter d. Wort.

Diese einfachen Vorwörter verstärkt man aber gern durch Umstandswörter ähnlichen Sinns: *uff der Berg nuff, in die Stadt nei, ñ ausm Haus naus, iwwer de Necker niwwer, ums Eck rum, unners Wasser nunner; un nuf wies Wetter in die Sitzung nein* 60; *vum Dach erunner* 54; *vun geschtern her* 41 (*vum Neckar her, vun jéher*); *des hot vun uns aus müsse unnerbleiwe* 62. Wegen *bis an* (*auf* usw.) s. unter *bis*. — Anderer Art, aber wichtig ist eine Verbindung wie *jorr üwwers Meer: noch blinne Rewe nemm ich mer mit for üwwers Meer* 20.

Verzeichnis der von Gustav Ehrismann bis zum Jahre 1925 veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten.

Zusammengestellt von
Norman Balk in Berlin.

1885.

Das Handschriftenverhältnis des Renner. Germ. 30, 129—152. — Bruchstück eines Facetus. Germ. 30, 281—287. — *K. A. Hahns mhd. Grammatik, bearbeitet von Fr. Pfeiffer.* Litbl. 6, no. 11, 445—447. — *Fr. Hausen, Die Kampfschilderungen bei Hartmann v. Aue und Wirnt v. Gravenberg.* Litbl. 6, no. 11, 484—485.

1886.

Zu Eilharts Tristrant v. 1183. Germ. 31, 56. — Spruch auf den schwäbischen Städtekrieg. Germ. 31, 311—314. — Zum Stricker (Kleinere Gedichte XI, 207). Germ. 31, 314. — Die Augsburger Handschrift des Renner. Germ. 31, 315—320. — Rennerbruchstücke. Germ. 31, 393—395. — *Vilmar, Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten, 2. Aufl., hrs. v. M. Koch.* Litbl. 7, no. 10, 394—395.

1887.

Paulinzeller Rennerbruchstücke. Germ. 32, 97—98. — *Karl Raab, Über vier allegorische Motive in der lateinischen und deutschen Literatur des Mittelalters.* Litbl. 8, no. 7, 294—295. — *Ferd. Wrede, Über die Sprache der Wandalen.* Litbl. 8, no. 11, 467—470.

1888.

Zu Germ. 32, 97 f. Germ. 33, 45. — Verzeichnis der selbständig erschienenen germanistischen Schriften Karl Bartschs. Germ. 33, 94—97. — Zum Seifrid Helbling. Germ. 33, 370—379. — *R. Becker, Ritterliche Waffenspiele nach Ulrich von Lichtenstein.* Litbl. 9, no. 2, 78—80. — *A. Nagele, Zahlensymbolik.* Litbl. 9, no. 10, 464—465. — *Hub. Roetteken, Die epische Kunst Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue.* Litbl. 9, no. 12, 527.

1889.

Eine Handschrift des Pfaffen Amis. Germ. 34, 251—252. — Jappesstift. Germ. 34, 492. — *W. Wilmanns, Ezzos Gesang von den Wundern Christi.* Litbl. 10, no. 1, 5—7.

1890.

Gruntwelle, selpwege. Germ. 35, 55—57. — Unsib, Inwih. Germ. 35, 58. — Meatrix. ebd. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem

Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1885, von Karl Bartsch und Gustav Ehrismann. Germ. 35, 59—127. — Ags. twégen, bégén und einige germanische Verwandtschaftsbegriffe. Germ. 35, 168—169. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1885, von Karl Bartsch und Gustav Ehrismann (Fortsetzung und Schluß). Germ. 35, 218—256. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1886. Germ. 35, 355—384. — Zum Schlegel des Rüdiger von Hunthofen. Germ. 35, 403. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1886 (Fortsetzung und Schluß). Germ. 35, 414—540.

1891.

Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1887. Germ. 36, 101—120. — Ahd. liuzil — lutzil. Germ. 36, 136—137. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1887 (Fortsetzung). Germ. 36, 201—240. — Drittes Paulinzeller Rennerbruchstück. Germ. 36, 313—314. — Wer nicht weiß, was rechte Lieb sei. Germ. 36, 319—320. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1887 (Fortsetzung). Germ. 36, 321—368. — (Dasselbe. Schluß.) Germ. 36, 439—492.

1892.

Keinigkeiten (himelstelle, bergfrit, andelang, so egih guot, s'egih guot). Germ. 37, 104—108. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1888. Germ. 37, 297—366. — Die Vorsilben miss- und voll- im Germanischen. Germ. 37, 435—439. — Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1888 (Fortsetzung und Schluß). Germ. 37, 441—487.

1893.

Die wurzelvariationen s-teud-, s-teub-, s-teug- im Germanischen. Beitr. 18, 215—227. — Etymologien I. Beitr. 18, 227—235. — *Ad. Noreen, Utkast till föreläsningar i urgermansk ljudlära. Litbl. 14, no. 6, 193—194.* — *Philipp Lenz, Der Handschuhsheimer Dialekt. Litbl. 14, no. 6, 196.* — *Wilh. Streitberg, Zur germanischen Sprachgeschichte. Litbl. 14, no. 7, 233.* — *J. Winteler, Naturlaute und Sprache. Litbl. 14, no. 8, 273.*

1895.

Etymologien II. Beitr. 20, 46—65. — Textkritische bemerkungen. 1. Zur Krone Heinrichs von dem Türlin. 2. Der name des dichters des Schlegels. 3. Zu Hermann von Sachsenheim. Beitr. 20, 66—79. — Zu Klaibers „Lutherana“. Z. f. d. Ph. 27, 55—58. — *Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rud. Hildebrand. Litbl. 16, no. 3, 73—76.* — *Gustav Rosenhagen, Daniel von dem blühenden Tal, ein Artusroman von dem Stricker. Litbl. 16, no. 3, 76—78.* — *Ad. Noreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre. Litbl. 16, no. 7, 217—220.* — *C. C. Uhlenbeck, Handboek der Indischen Klankleer. Litbl. 16, no. 11, 361.*

1896.

W. Wisser, *Das Verhältnis der Minneliederhandschriften A und C zu ihren gemeinschaftlichen Quellen*. Litbl. 17, no. 12, 401. — Th. Braune, *Über einige schallnachahmende Stämme in den germanischen Sprachen*. Litbl. 17, no. 12, 402.

1897.

Untersuchungen über das mittelhochdeutsche gedicht von der Minneburg. Beitr. 22, 257—341. [Zugleich Heidelberger Habilitationsschrift.] — Zur Krone. Beitr. 22, 436. — An. gabba, ags. zabbian. Beitr. 22, 564—566. — Zu den Arbeiten O. Bremers, G. Wenkers, F. Wredes. Litbl. 18, no. 1, 2—4.

1898.

A. Schulte, *Eine neue Hypothese über die Heimat Hartmanns von Aue*. Z. f. Gesch. d. Oberrheins 52, N.F. 13, 1; 190—191. — J. Zupitza, *Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen*, 5. Aufl. Litbl. 19, no. 3, 83. — Rud. Hildebrand, *Beiträge zum deutschen Unterricht*. Litbl. 19, no. 3, 83—84. — Ludw. Tobler, *Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde*. Litbl. 19, no. 7, 217. — A. E. Schönbach, *Das Christentum in der altdeutschen Helden-dichtung*. Litbl. 19, no. 12, 401—406.

1899.

Textkritische bemerkungen: 1. Zum Erec, 2. Zum Iwein, 3. Zum Armen Heinrich. Beitr. 24, 384—391. — Beiträge zum mittelhochdeutschen wortschatz. Beitr. 24, 392—402. — Zu Bosserts Lutherana. Z. f. d. Ph. 31, 139. — Got. hiri. Z. f. d. Ph. 31, 384. — O. Heilig, *Die Ortsnamen des Kaiserstuhls*. Z. f. Gesch. d. Oberrheins 53, N.F. 14, 3; 510.

1900.

Duzen und Ihrzen im Mittelalter. Z. f. d. Wortf. 1, 117—149. — Autenrieth, *Pfälzisches Idiotikon*. Z. f. Gesch. d. Oberrheins 54, N.F. 15, 1; 195—196. — K. Nibeleisen, *Die Ortsnamen des Amtsbezirks Wertheim*. Z. f. Gesch. d. Oberrheins 54, N.F. 15, 3; 545—546. — C. Kraus, *Das sog. II. büchlein und Hartmanns werke*. K. Zvierzina, *Beobachtungen zum reimgebrauch Hartmanns und Wolframs*. A. f. d. Altert. 26, 38—49. — Fr. Pfaff, *Die große Heidelberger liederhandschrift*. Z. f. d. Ph. 32, 96—100. — K. Steiff, *Geschichtliche lieder und sprüche Württembergs*. Z. f. d. Ph. 32, 417—421.

1901.

Duzen und Ihrzen im Mittelalter (Fortsetzung). Z. f. d. Wortf. 2, 118 bis 159. — S. Singer, *Die mittelhochdeutsche Schriftsprache*. Z. f. hd. Ma. 2, 82—83. — *Die Jakobsbrüder von Kunz Kistener*, hrsg. v. K. Euling. A. f. d. Altert. 27, 36—41. — M. Trautmann, *Finn und Hildebrand*. Engl. Studien 34, 290—295. — R. Loewe, *Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen*. Litbl. 22, no. 3—4, 97—99. — Hugo Palander, *Die althochdeutschen tiernamen. I: Die namen der säugetiere*. Z. f. d. Ph. 32, 525—528. — A. E. Schönbach, *Die älteren minnesänger*. Z. f. d. Ph. 33, 393—406.

1902.

O. Behagel, *Der Heliand und die as. Genesis*. Z. f. d. Wortf. 3, 373—374. — V. Michels, *Mittelhochdeutsches elementarbuch*. Z. f. d. Ph. 33, 508—513. —

Felix Leviticus, Laut- und Flexionslehre der Sprache der St. Servatius-
legende Heinrichs von Veldeke. Litbl. 23, no. 2, 65—66. — Die Carolina und
ihre Vorgängerinnen I. Litbl. 23, no. 3—4, 104—107. — A. Borgeld, De
Oudoonderfrankische Psalmen. Litbl. 23, no. 3—4, 112—114. — Viktor
Müller, Studien über das St. Trudperter Hohe Lied. Litbl. 23, no. 8—9,
280—281.

1903.

Zur ahd. literatur: 1. Otfrid ad Ludowicum. Beitr. 28, 570—572. —
Duzen und Ihrzen im Mittelalter (Fortsetzung). Z. f. d. Wortf. 4, 210—248. —
Abd. Glossen. Z. f. d. Wortf. 4, 249—250. — Duzen und Ihrzen im Mittelalter
(Fortsetzung). Z. f. d. Wortf. 5, 127—176. — G. Roethe, Die reimvorreden
des Sachsenspiegels. Z. f. d. Ph. 35, 102—106. — Karl Drescher, Arigo.
Z. f. d. Ph. 35, 106—113. — Hub. Badstüber, Die nomina agentis auf —ære bei
Wolfram und Gottfried. Z. f. d. Ph. 35, 113—114. — Fr. T. Schulz, Typisches
der grossen Heidelberger Liederhandschrift. Z. f. d. Ph. 35, 114—120. —
T. E. Karsten, Beiträge zur germanischen Wortkunde. Litbl. 24, no. 11,
363—364. — Alwin Wode, Anordnung und Zeitfolge der Liedersprüche und
Leiche Konrads von Würzburg. Litbl. 24, no. 12, 397—400.

1904.

Zur ahd. literatur: 2. De Heinricho. Beitr. 29, 118—126. — Duzen und
Ihrzen im Mittelalter (Fortsetzung und Schluß). Z. f. d. Wortf. 5, 177—220. —
Bruckner, Der Heliand-dichter ein laie? Engl. Studien 37, 279—286. —
Wernher der Gartenære, hrsg. v. Frdr. Panzer. Z. f. d. Ph. 36, 275—277. —
Fragmenta Burana, hrsg. v. Wilh. Meyer. Z. f. d. Ph. 36, 396—408. — Walther
Gloth, Das Spiel von den sieben Farben. Z. f. d. Ph. 36, 408—410. — Joh.
Hoffmann, Die Wormser Geschäftssprache vom 11. bis 13. Jahrhundert.
Z. f. d. Ph. 36, 514—515. — Alb. Hass, Das stereotype in den alldutschen
predigten. Z. f. d. Ph. 36, 516—517. — Oscar Brenner, Die lautlichen und
geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Litbl. 25, no. 8—9,
273—274. — Die Carolina und ihre Vorgängerinnen II. Litbl. 25, no. 8—9, 274.
— Erklärung betr. T. E. Karsten, Beiträge zur germ. Wortkunde. Litbl. 25,
no. 1, 46.

1905.

Kleine mittelhochdeutsche Grammatik von Karl
Weinhold. 3. Aufl. neu bearbeitet von Gustav Ehrismann.
Wien und Leipzig: Braumüller. — Märchen im höfischen epos. Beitr. 30,
14—54. — Die Worte für „Herr“ im Althochdeutschen. Z. f. d. Wortf. 7,
173—202. — Leo Wolf, Der groteske und hyperbolische Stil im mhd. Volksepos.
Z. f. d. Ph. 37, 421—423. — Jos. Klapper, Das St. Galler Spiel von der Kindheit
Jesu. Z. f. d. Ph. 37, 423—426. — Herm. Jantzen, Literaturdenkmäler des
14. und 15. Jahrhunderts. Z. f. d. Ph. 37, 426. — J. P. Hebel, Alemannische
Gedichte, hrsg. v. O. Heilig. Z. f. d. Ph. 37, 427. — Fr. Panzer, Hilde-Gudrun.
Z. f. d. Ph. 37, 515—527. — Th. Lohmeyer, Die Hauptgesetze der germanischen
Flussnamengebung. Litbl. 26, no. 1, 5—6. — Willy Scheel, Das alte Bamberger
Strafrecht vor der Bambergenensis. Litbl. 26, no. 3—4, 96—97. — Max Müller,
Wortkritik und Sprachbereicherung. Litbl. 26, no. 3—4, 97.

1906.

Zur ahd. literatur: 3. Zum Hildebrandslied. Beiträge zur erklärungs des textes. Beitr. 32, 260—292. — E. v. Roszko, *Untersuchungen über das epische gedicht Gauriel von Muntabel*. A. f. d. Altert. 30, 87—97. — Friedr. Wilhelm, *Die geschichte der handschriftlichen überlieferung von Strickers Karl dem Grossen*. A. f. d. Altert. 30, 194—201. — *Die bruchstücke der Skeireins*, hrsg. v. Ernst Dietrich. Z. f. d. Ph. 38, 382—395. — Fr. Panzer, *Das altdeutsche volksepos*. Z. f. d. Ph. 38, 395.

1907.

Deutsche texte des mittelalters: Bd. 1. Friedrich v. Schwaben, hrsg. v. Herm. Jellinek. Bd. IV. Kleinere mhd. erzählungen, fabeln und lehrgedichte, hrsg. v. Alb. Leitzmann. A. f. d. Altert. 31, 17—21. — Frdr. M. Kircheisen, *Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland*. Litbl. 28, no. 2, 58. — *Die Carolina und ihre Vorgängerinnen III*. Litbl. 28, no. 6, 195. — Th. Schauffler, *Althochdeutsche Literatur, Grammatik, Texte mit Übersetzung, Erläuterungen*. Litbl. 28, no. 7, 239. — Hans Landau, *Die Chronologie der Werke des Konrad von Würzburg*. Litbl. 28, no. 7, 239—240. — *Das Waltherlied, mhd. von W. Eckerth*. Litbl. 28, no. 8—9, 270—271. — Willy Scheel, *Johann Freiherr zu Schwarzenberg*. Litbl. 28, no. 10, 324—326. — Peter Grassl, *Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedelungen im Banat*. Litbl. 28, no. 10, 327.

1908.

Der Renner des Hugo von Trimberg. Hrsg. von Gustav Ehrismann. Band I [Vers 1—9431]. Tübingen: Bibliothek des Literarischen Vereins No. 247. — Zur ahd. literatur: 4. Der stil des Georgsliedes. Beitr. 34, 177—183. — *Die Treue in Hartmanns Armem Heinrich*. Prager deutsche Studien (Festschrift für Joh. v. Kelle. I. Teil) 8, 317—324. — Über Wolframs ethik. Z. f. d. Altert. 49, 405—465. — *Der Münchner Oswald. Text und abhandlung von Georg Baesecke*. A. f. d. Altert. 32, 174—193. — C. Pfeiffer, *Otfried, der Dichter der evangelienharmonie im gewande seiner zeit*. Z. f. d. Ph. 40, 120. — R. Kleinpaul, *Das fremdwort im Deutschen*, 3. Aufl. Z. f. d. Ph. 40, 126. — J. Schatz, *Die gedichte Oswalds von Wolkenstein*. Z. f. d. Ph. 40, 251—252. — W. Arndt, *Die personennamen der deutschen schauspiele des mittelalters*. O. Beckers, *Das spiel von den zehn jungfrauen und das Katharinenspiel*. Z. f. d. Ph. 40, 380—382. — H. Anz, *Die lateinischen magierspiele*. Z. f. d. Ph. 40, 252—254. — Zu Z. f. d. Ph. 39, 388 [B. Lundius, *Deutsche Vagantenlieder zu den Carmina Burana*]. Z. f. d. Ph. 40, 433—434. — R. Jecht, *Die Görlitzer handschriften des Sachsenspiegels*. Z. f. d. Ph. 40, 484—485. — E. Kegel, *Die verbreitung der mittelhochdeutschen erzählenden literatur in Mittel- und Niederdeutschland*. Z. f. d. Ph. 40, 485—486.

1909.

Der Renner des Hugo von Trimberg. Hrsg. von Gustav Ehrismann. Band II [v. 9432—16 966]. Tübingen: Bibliothek des Literarischen Vereins No. 248. — *Religionsgeschichtliche beiträge zum germanischen frühchristentum*. Beitr. 35, 209—239. — *Wolframprobleme*. Germ.-Rom. Mon. 1, 657—674. — Zu A. f. d. Altert. 32, 174 f. A. f. d. Altert. 33, 123.

— A. Heinrich, Joh. Rothes Passion. Z. f. d. Altert. 41, 75—76. — I. A. vor der Hake, De aanspreekvormen in t' nederlandsch. A. f. d. Altert. 33, 235—236.

1910.

Fr. Wilhelm, Deutsche legenden und legendare. Z. f. d. Ph. 42, 257—258.
— R. Brill, Die schule Neidharts. Z. f. d. Ph. 42, 357. — E. Dickhoff, Das zweigliedrige wortasyndeton in der älteren deutschen sprache. Z. f. d. Ph. 42, 358—361. — R. Sokolowsky, Der altdeutsche minnesang im zeitalter der deutschen klassiker und romantiker. Z. f. d. Ph. 42, 361. — G. M. Priest, Eberhard von Erfurt. Z. f. d. Ph. 42, 361—362. — M. Leopold, Die vorsilbe ver- und ihre geschichte. Z. f. d. Ph. 42, 362—364. — F. Wenzlau, Zwei- und dreigliedrigkeit in der deutschen prosa des 14. und 15. jahrhunderts. Z. f. d. Ph. 42, 488—490.

1911.

Deutsche texte des mittellalters, Band XVII: Die Heidelberger handschrift cod. pal. germ. 341, hrsg. v. Gustav Rosenhagen. A. f. d. Altert. 35, 34—39. — Gustav Grau, Quellen und verwandtschaften der älteren germanischen darstellungen des jüngsten gerichtes. A. f. d. Altert. 35, 184—196. — Cleophas Beywl, Reimwörterbuch zu Ulrich Lanzelet. D. Lit. Ztg. 32, 159—160.

1912.

Kleine mittelhochdeutsche Grammatik von Karl Weinhold. Vierte Auflage neu bearbeitet von Gustav Ehrismann. Wien und Leipzig: Braumüller. —

1913.

Paul Heymann, Helwigs maere vom heiligen Kreuz. Z. f. d. Ph. 45, 305—306. — Emil Pflug, Suchensinn und seine dichtungen. Z. f. d. Ph. 45, 307—309. — Fr. Pfaff, Die grosse Heidelberger liederhandschrift. Z. f. d. Ph. 45, 309—311. — Gertrud Stockmayer, Über naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. jahrhundert. Z. f. d. Ph. 45, 311—312. — Frdr. Ranke, Sprache und stil im Wälschen gast des Thomasin von Circlaria. Z. f. d. Ph. 45, 312—316. — Rich. Loewe, Germanische Sprachwissenschaft, 2. Aufl. Litbl. 34, no. 10, 321. — W. Wackernagel, Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue und zwei jüngere Prosalegenden, neu hrsg. v. Ernst Stadler. Litbl. 34, no. 10, 321—322.

1914.

Gustav Guth, Der grosse Alexander aus der Wernigeroder Handschrift. Litbl. 35, no. 4, 109—110.

1915.

Rudolfs von Ems Weltchronik. Aus der Wernigeroder Handschrift herausgegeben von Gustav Ehrismann. Deutsche Texte des Mittelalters No. 20. Berlin: de Gruyter. — H. P. Brodt, Meister Sigeher. D. Lit. Ztg. 36, 980—981. — Olga Gogala di Leesthal, Studien über Veldekes Eneide. D. Lit. Ztg. 36, 1354—1356. — Lucidarius, aus der Berliner Handschrift hrsg. v. Felix Heidlauf. D. Lit. Ztg. 36, 2487—2489.

1917.

Walther von der Vogelweide hrsg. v. *Wilmanns*, 4. Aufl. besorgt von *V. Michels*. *D. Lit. Ztg.* 38, 1260—1263.

1918.

Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Teil: Die althochdeutsche Literatur. München: C. H. Beck. X, 471 S.

1919.

Studien über Rudolf von Ems. Beiträge zur Geschichte der Rhetorik und Ethik im Mittelalter. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 8. Abh. 116 S. — Die Grundlagen des ritterlichen tugendsystems. *Z. f. d. Alt.* 56, 137—216. — *Elias v. Steinmeyer*, Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler. *Litbl.* 40, no. 1, 20—22. — *Fr. Wilhelm*, Denkmäler deutscher Prosa des 11. und 12. Jahrhunderts. *Litbl.* 40, no. 2, 81—82.

1920.

Heinrich von Trimbergs Renner und das mittelalterliche Wissenschaftssystem. Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte, W. Braune dargebracht. Dortmund: Ruhfuss. S. 211—236. — Zu Rudolfs von Ems Weltchronik. *Beitr.* 44, 268—279. — Selbstanzeige [Althochdeutsche Literaturgeschichte]. *Germ.-Rom. Mon.* 8, 62. — Selbstanzeige [Studien über Rudolf von Ems]. *Germ.-Rom. Mon.* 8, 253—254. — *Elias v. Steinmeyer*, Die kleineren althochdeutschen sprachdenkmäler. *A. f. d. Alt.* 39, 21—35.

1921.

Erik Rooth, Eine westfälische Psalmenübersetzung. *D. Lit. Ztg.* 42, 352—353.

1922.

Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. II. Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur. 1: Frühmittelhochdeutsche Zeit. München: C. H. Beck. XVIII, 358 S. — Dantes göttliche Komödie und Parzival. Idealistische Neuphilologie. Festschrift für Carl Voßler. Heidelberg: C. Winter. S. 174—193. — *S. Singer*, Wolframs Willehalm. *D. Lit. Ztg.* 43, 444—446. — *Kaspar Dörr*, Die Kreuzensteiner Dramenbruchstücke. *D. Lit. Ztg.* 43, 698—699. — *Andreas Heusler*, Nibelungensage und Nibelungenlied. *A. f. d. Alt.* 41, 141—148.

1925.

Der Geist der deutschen Dichtung im Mittelalter. Leipzig: Quelle und Meyer. (Deutschkundliche Bücherei.) 43 S.

